

Ludwig von Ficker Denkzettel und Danksagungen

Reden und Aufsätze aus den
Jahren 1910 bis 1966 über
Ferdinand Ebner · Theodor
Haecker · Karl Kraus
Else Lasker-Schüler · Christine
Lavant · Adolf Loos · Rainer
Maria Rilke · Georg Trakl
Ludwig Wittgenstein u. a.

Kösel-Verlag

DENKZETTEL UND DANKSAGUNGEN



LUDWIG VON FICKER
DENKZETTEL
UND DANKSAGUNGEN
Aufsätze . Reden

KÖSEL-VERLAG MÜNCHEN

Herausgegeben von Franz Seyr

© 1967 by Kösel-Verlag KG, München. Printed in Germany.
Gesamtherstellung Graphische Werkstätten Kösel, Kempten.

ZUM GELEIT

Hier also werde ich noch einmal durch den Korridor der kleinen Zeitgeschichte geführt, in welchem angeblich die wichtigsten Spiegelbilder meines vergangenen Lebens hängen. Nun, es sind, obschon mein Gedächtnis diese Auffrischung kaum mehr verträgt, durchwegs Stellungnahmen zu Schicksalsfügungen oder Zufallslockungen, wie sie mir seit 1910 hauptsächlich der Werdegang und Verlauf meiner Zeitschrift ›Der Brenner‹ als fixierbare Gelegenheiten zur Verwendung in Rede und Schrift zu empfehlen schien. Manches mag hingehen. Von dem sonstwie Passablen aber sitzt mir als tiefvertraut eigentlich nur mehr die Ergriffenheit vor jenen Denkern und Dichtern im Herzen, die in dem überraschend, ja bestürzend Eigentümlichen ihrer Nah- und Fernsichten mir einst etwas zu sagen hatten. Der Nimbus ihrer Dagewesenheit, der sich mehr oder weniger durchgesetzt hat, braucht mich heute Hochbetagten allerdings nicht mehr zu bekümmern. Doch habe ich nichts dagegen, daß, was mich da nun einmal in einem fort bewegt hat, um als geistiger Inhalt meines Lebens vermutlich zu sich selbst zu kommen –, daß dieser Vorgang samt allem Fehlerhaften, allem Voreiligen und Unzulänglichen, allem Spannenden wie Langweilenden, das ihm von mir aus anhängen mochte, wieder aufgespürt und einer interessierten Leserschaft von heute zugänglich gemacht wird. Es wird schon seinen Sinn haben, denke ich mir, und vielleicht auch noch zu weiterem taugen. Ist doch vieles von dem, was ehemals einem fatal begrenzten Gesichtskreis, nicht frei überdies von Eigenbefangenheit

ten, entsprungen schien und gleichsam vergebens das Weite suchte, um anderen einleuchten zu können, heute tatsächlich geklärt und weithin dem Verständnis erschlossen. Insofern verdient also die Zuversicht des Verlags, der diesen Reminiszenzen gleichwohl eine gewisse Aktualität und Wirkung auf Schätzer einer revidierbaren Lebensleistung zutraut, samt der Mühe-waltung des Herausgebers meinen Dank. Mögen auch die Leser diesen meinen Dank begreiflich finden!

L. F.

Innsbruck-Mühlau, im Hochsommer 1966

KARL KRAUS

1910

Es gehört heute kein Mut mehr dazu, sich an ihn heranzupürschen und eine Salve der – Anerkennung auf ihn abzufeuern. Wie ehemals kein Mut als höchstens der zur Lächerlichkeit dazu gehörte, sich seiner herausfordernden geistigen Physiognomie mit Brachialgewalt zu nähern. Man hat eben diesen kapitalen Revierschädling durch ein Jahrzehnt Totschweigehetze nicht zur Strecke gebracht. An ihm, dem unnahbaren Mitten-unter-uns, an dieser aggressiven, selbst nicht anzugreifenden Realität höchster Entrücktheit, die wie ein drohender Spuk in das eitle Echauffement des Tages ragt, hat sich die sechste Großmacht als eine kapitale Ohnmacht erwiesen, als ein fünftes Rad am Siegeswagen geistiger Kultur, und nun, da sich dieser Defekt nicht mehr bemänteln läßt, scheint es beschlossene Sache zu sein, ihn »gelten« zu lassen und seinem Wirken, das sich dem verzuckerwässerten Gepräge unseres öffentlichen Geisteslebens wie ätzende Säure eingebrannt hat, eine »Gerechtigkeit« widerfahren zu lassen, nach der kein Hahn mehr kräht. Aus Furcht, rückständig zu erscheinen – aus der Witterung eines Verdachts heraus, den die führende Presse stets aufdringlich zu unterdrücken bemüht ist – soll nun die Taktik offenbar geändert, soll die Sperre möglichst unauffällig aufgehoben werden. Mit einem Wort, man hat das etwas leidige Gefühl: Karl Kraus dringt durch. Und kann den lästigen Eindruck solcher Wahrnehmung nur durch die Erkenntnis ihrer tieferen Belanglosigkeit abschütteln. Denn schließlich – sind auch die

Zeitungsstimmen noch zu zählen, die diesem »schriftstellerischen Temperament« versuchsweise liebkosend über die Schnauze fahren – es besteht auch weiterhin keine Gefahr, seit diese beherzte Bestie durch das demütig stolze Selbstbekenntnis, die Gefahr des Wortes sei die Lust des Gedankens, sich jene prachtvolle Blöße gegeben hat, an der sich neuerdings manch ölig-er Intellekt, halb züchtigend und halb begütigend, auf jeden Fall voll Anbiederungscourage reibt und aufreibt – neugierig, was dabei herauskommt. Es kommt eben nichts heraus. Am allerwenigsten der Karl Kraus. Denn der ist nachgerade dem geläufigsten Zeilenjäger geistig außer Schußweite geraten. Was verschlägt es da, ob Liebe oder Haß oder – was hier am häufigsten zutreffen dürfte – aus beidem eine explosive Mischung nutzlos um ihn verpulvert wird. Ein bißchen Schall und Rauch, der Rest ist – Nachsehen.

Und doch, man kann nicht ohne einiges Mißtrauen einem journalistischen Entgegenkommen zusehen, das aus der Not eine Tugend und aus einer geistigen Potenz, deren schöpferische Spannweite kaum noch abzumessen ist, allzu voreilig und konzilient einen Wortkünstler, einen glänzenden Stilisten, kurz einen »Schriftsteller« mit funkelnden Epitheta machen will. Erst totzuschweigen, dann lebendig zu reden in jener nicht minder mörderischen Art, die jeden Nagel auf den Kopf treffen will – fürwahr eine verdächtige Methode! Falschmünzermethode, mag sie's auch noch so »ehrlich« meinen. Gewiß, dieses Selbstherrlichen und Selbstverherrlichers Bild ist auch innigerem Verstehen nicht immer in den wesentlichen Zügen offenkundig; wie mir scheint, vor allem deshalb, weil eine so bei-

spielloos vexierende Aug'-in-Aug'-Wirkung davon ausgeht, daß es schwer fällt, es in jene abgekühlte Distanz zu rücken, die zum Erfassen eines großen Umrisses nötig ist. Es scheint, daß die geistige Leidenschaft dieses »frivolen« Störenfrieds allen – Empfänglichen wie Unempfänglichen – zu brüsk, fast vergewaltigend, an den Leib gesprungen ist. Und was die geistig interessierte Öffentlichkeit ihm nicht verzeihen kann, ist, glaube ich, dieses: daß er nie zur leicht zu rubrizierenden und im Grunde ungefährlichen Sorte der Himmelsstürmer ins Blaue hinein gehört hat, sondern als ein handfester, fast pedantisch emsiger Fassadenzertrümmerer begonnen hat, der – nie zu Tages-Fragen, immer nur zu Tages-Ereignissen Stellung nehmend – das wahrhaft niederträchtige Werk zustande brachte, die Welt voll leeren Grauens bloßzulegen, die sich hinter dem dekorativen Verputz unserer traditionellen Fortschritts- und Grundfesten-Pathetik verbirgt. Diese mutige, ursprünglich vielleicht nur übermütige Niedertracht erschien zu grandios fundiert, als daß sie mit der Etikette nihilistischer Zerstörungswut hätte versehen und abgetan werden dürfen. Und in der Tat, wer es im Anbeginn nicht fühlte, der darf es sich heute eingestehen, da aus dem Chaos dieses verstörten Weltbilds längst eine Kraft sich aufreckte, stark und schöpferisch genug, sich ein neues Weltbild zu erzeugen. Heute, da die Schätze einer zehnjährigen kulturellen Schürfarbeit, dem Tagesschutt enthoben, aller Welt offenliegen [»Sittlichkeit und Kriminalität« – »Sprüche und Widersprüche«], kann es getrost ausgesprochen werden: daß nämlich dieses publizistische Phänomen, das Karl Kraus heißt, nicht zu erlesen, nur

zu erleben ist, indem es eine geistige Bekanntschaft vermittelt, die man erst tief erlitten haben muß, ehe man das Recht hat, sich ihrer zu erfreuen. Wer dazu fähig ist, der weiß, daß seiner oft paradoxalen Ironie kein spielerischer Trieb, sondern die Dämonie einer geistigen Trunkenheit zu Grunde liegt, die – aller Weitschweifigkeit abhold – es verschmäht, sich Problemen von täglich wechselndem Ewigkeits-Kurswert an die Rockschöße zu hängen, sondern erdensicher eine Tyrannis ausübt, deren suggestiver Gewalt wir gleichwohl kaum erliegen würden, wenn sie nicht selbst von einer Zucht des Denkens beherrscht wäre, die in unseren Tagen schöngeistiger Exzessiersucht und zerebraler Bildungsvöllerei geradezu asketisch anmutet. Und wer sich dessen erst zutiefst bewußt geworden [und die es wissen und davon Zeugnis geben, sind immerhin bereits auch eine stattliche Gemeinde], der mag sich lächelnd am Schauspiel einer verlorenen Liebesmühe weiden, dessen Tragikomik darin gipfelt, daß es sich anschickt, diesen wahrhaft eigensinnigen Geist, der aller Art Tagesgelichter als ein schmerzhaftes Gestirn aufging, als eine »blendende« Erscheinung hinzustellen.

VORLESUNG KARL KRAUS

1913

Man kann dem Wesen einer schriftstellerischen Persönlichkeit, deren Eigenart in ihrer Wirkung auf die Zeit zwar erkannt [und vielfach dort am gründlichsten erkannt ist, wo gleichzeitige Nicht-Anerkennung sich als Notwehr dieser Erkenntnis fühlbar macht], in ihrer ursprünglichen Bedeutung über das Zeitläufige hinaus jedoch erst vage empfunden wird, kaum besser in die Tiefe nachspüren als durch den Versuch einer Abgrenzung gegen Persönlichkeitsanalogien, die mit Recht und Verdienst zum Vergleich herangezogen werden. Die Vorstellung, daß die geniale Begabung keine Vorbilder hat, erscheint in jedem Betracht einleuchtender als die Erkenntnis, daß sie ohne Vorläufer kaum zu denken, geschweige denn in ihrem eigensten Wert zu verdeutlichen ist. Es klingt, wie immer, bis heute paradox, doch nun bestätigt, wie immer, es die Zeit: Das Talent tritt »origineller« auf als das Genie. Es gibt sich vergeistigter als der Geist. Es ist abgeklärter als dieser, weil es sich aufgeklärter in die Welt setzt. Es hält mit einem raffinierten Illustrationsvermögen anscheinend sinnvoll ein Weltbild zusammen, das die simple Perustrationskraft des Genies scheinbar sinnlos zerschlägt. Wo zwischen schöpferischer Begabung und Talent die geistige Grundanschauung divergiert, liegt ja der Fall einfach und klar: es entsteht da in der Regel jenes banale Verständnis einer Unebenbürtigkeit, das dem Kulturverwerter zunächst den Vorzug vor dem Kulturumwerter, dem ewigen Weltverbesserer vor dem zeitentbundenen Weltverstörer

gibt. Wo indes die Vollreife eines Talents, in dem das Geniale irrlichtelt, der Unreife eines nachgeborenen Genies, das vom blitzenden Talent oft schwer zu unterscheiden ist, auf der Oberfläche einer geistigen Verwandtschaft begegnet, entsteht mit Vorliebe jenes fatale Mißverständnis einer Ebenbürtigkeit, das den Vorläufer als den Erfüllenden, den Erfüllenden als den Nachläufer begreift, das der Priorität in jedem Fall das Recht auf Originalität zugesteht und den Grad der geistigen Verwandtschaft an der Zufälligkeit gedanklicher Übereinstimmungen, der Ähnlichkeit gedanklicher Formulierungen, nicht an der Spannweite der geistigen Naturelle mißt. Man hat Karl Kraus mit Swift, mit Talleyrand, mit Lichtenberg verglichen. Man hat ihn mit Saphir und Oskar Blumenthal verglichen. Und zwischen den beiden Polen dieser Vergleichsbedürfnisse, die immerhin mehr als das Problematische seiner Bedeutung fixieren, bewegt sich nach wie vor das weite Flachrund eines kritischen Betriebs, das an Hervorragendem überhaupt nicht Anstoß, geschweige denn dazu Stellung nimmt.

Die einzige literarische Vergleichsmöglichkeit jedoch heißt Lichtenberg. Wer Karl Kraus zu außerdeutschen Satirikern in Beziehung setzt, mag zwar diesen oder jenen charakteristischen Zug beleuchten, der heute schon das ungewisse Selbstporträt dieses einzigartigen modernen Schriftstellers zur künftigen Aufnahme in die Ahnengalerie der souveränen Spötter empfiehlt; insoweit aber diesen Vorfahren die Sprache nur das Mittel war, Ideen und Gedanken auszudrücken, die auch in einer Übersetzung zu vollem Leben erwachen, greift die Parallele fehl. Sie verkennt ein Grundele-

ment des Kraus'schen Schaffenszwanges, das Besondere seiner Dialektik. Denn seine Gedankenwelt, die durch die Zudringlichkeiten eben jener Außenwelt, die sich durch Ideen fortbewegt, erst in Schwingung gerät, empfängt in ihren witzigsten Auslassungen wie in ihren visionärsten Gestaltungen ihre eigentliche Leucht- und Überzeugungskraft so sehr vom Geist der Sprache, der sie sich täglich neu entbindet, daß sie ebenso unübertragbar erscheint wie sein Stil, der den innersten Lebensnerv dieser Sprache in einer Weise bloßlegt, daß [wie Goethe sagt] jedem Wort der Ursprung nachklingt, wo es sich herbedingt. In Lichtenberg jedoch scheint in der Tat eine satirische Denkkraft vorgeboren, deren sprachliche Tektonik etwas von jenem elementaren Stilprinzip durchschimmern läßt, dessen völliges Erfühlen und Verdeutlichen – verbunden mit dem Mut, die eigene Vorstellungskraft den strengen Forderungen dieses sprachlichen Prinzips bedingungslos zu unterwerfen – Karl Kraus nicht bloß zu einem glänzenden Stilisten, sondern zu einem stilistischen *und* denkerischen Phänomen macht. Diese Gabe nun oder richtiger dieses Verhängnis, gleichsam den Geist der Sprache für sich denken zu lassen und ihm traumwandlerisch in die Labyrinth einer Vorstellungswelt folgen zu müssen, wo sich aufdämmernde Erkenntnisse nicht mehr rational begreifen, sondern wie Licht und Luft und alles, was ohne Anfang, ohne Ende und ohne Sinn und Unsinn ist, nur mehr geistig einatmen lassen – dieses bei aller Treffsicherheit scheinbar Zweck- und Ziellose einer schöpferischen Selbsterschöpfung –, das derzeit noch mystisch Verhüllte dieser vehementen Selbstentblößung ist es, das den

originalen Wert des Verfassers der ›Sprüche und Widersprüche‹ bedingt und ihn von allen Vorläufern, auch von dem völlig unpathetischen, mehr auf den Intellekt der Spekulation als auf den des Temperaments gestellten Lichtenberg unterscheidet. Den geachteten Kunststern aber ist gerade dadurch dieser unqualifizierbare Denkkünstler höchst verdächtig. Sie empfinden das Knarren der Angeln, aus denen hier eine Welt der flüchtigsten Erscheinungen gehoben ist, als die Leistung und den Energieaufwand von Haß und Liebe, der diesen flüchtigen Mikrokosmos künstlerisch perspektiviert und in überwirklichkeitsgetreuer Verzerrung festhält, als das Geräusch, und zwar als ein um so disharmonischeres Geräusch, je mehr sich dieser künstlerische Aufwand vom motivlichen Anreiz entfernt, je verböhrt in sich dieser Distanzierungstrieb erscheint. Sie erblicken darin nur den Bluff einer Methode, deren sinnfälliger antagonistischer Mechanismus [vielleicht nur weil er aus sich kein Geheimnis macht] ihnen allzu plausibel und daher geistig leer zu laufen scheint. Diese so gründlich auf- und abgeklärte Zeit erkennt zwar den Lyriker, den Epiker, den Dramatiker [oft in abgegriffenen Exemplaren] als denkenden Künstler an, aber sie läßt den satirischen Gestalter ihrer Unkultur weder als Denker noch als Künstler gelten. Diese Zeit hat Hogarth und Goya, die grotesken Sittenschilderer ihrer Zeit und ihres Landes, als künstlerische Revolutionäre entdeckt und ihre große Bedeutung für die Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst dem Verständnis erschlossen. Sie selbst aber verschließt sich dem letzten Verständnis einer in und aus ihr wirkenden literarischen Persönlichkeit, deren

geistige Ätzkunst nur in dem graphischen Werke der genannten Bildkünstler ihresgleichen hat. Ist es nicht seltsam, daß sie den »Strichwitz« bei Goya als sublimen Reiz der künstlerischen Rhythmik zu würdigen versteht, während ihr das analoge Mittel, die Konzentrationskraft des künstlerischen Ausdrucks zu verdichten, bei Karl Kraus – nämlich sein Wortwitz – wider den Strich geht? Dort findet sie durch Witz und Pathos den dunklen Urgrund eines künstlerischen Wirkens erhellt, das dem eminent Zeitbefangenen des Sujets in einer oppositionell-persönlichen Darstellung den außerzeitlichen Rhythmus gab. Hier, wo der moderne Zeitgeist selbst die Reibungsfläche ist, an der eine stets sprunghafte, ins Dunkel ihrer geheimnisvollen Sendung geschmiedete Phantasie sich zu sich selbst befreit, indem sie sich zu Visionen entflammt, die wie blitzartige Erleuchtungen plötzlich in greller Schärfe, in weher Nähe und gespenstischer Losgebundenheit eine Welt aufspringen machen, die im stumpfen Licht des Alltags fern und vermummt, gleichgültig und unverrückbar daliegt – hier, wo sie keine lebendige Vergangenheit, sondern ihre verlebte Gegenwart attackiert fühlt, verliert diese Zeit die Witterung für das Außerordentliche eines Gärungserregers wie Karl Kraus. Hier wertet sie Witz und Pathos als Effektpole eines technischen Raffinements, während es in Wahrheit wie bei Goya die Affektpole einer Anschauung – zwar keiner geläufigen Welt-, doch einer ungeläufigen Mitweltanschauung – sind. Schließlich aber hat es seine tiefere Bedeutung, wenn der spitzfindige Kunstverstand einer Zeit, die die Lösung der Welträtsel im Kopf und ihre eigene Auf-

lösung im Herzen trägt, einer künstlerischen Phantasie Gefolgschaft weigert, die ihm verruchterweise nichts mehr zwischen den Zeilen, aber alles über den Zeilen zu lesen übrig ließ. Denn aus der Notgedrungenheit dieses Unverständnisses [das immerhin schon fühlen mag, daß hier ein Stein des Anstoßes sich allgemach zu einem Markstein auswächst], nicht aus der Beiläufigkeit von Mißverständnissen ist dieses Dasein Karl Kraus erst als ein Schicksal zu begreifen.

Diese grundlegende Erkenntnis läßt sich nun freilich nur aus einer gründlichen Kenntnis der Gesamtleistung schöpfen. Der Vortrag einzelner, zum Teil natürlich auch mehr wirksamer als in tieferem Sinn charakteristischer Bruchstücke kann diesen entscheidenden Eindruck kaum vermitteln. Ja, es fragt sich, ob der Umstand, daß sich hier eine tief absonderliche, immerhin noch vieldeutige Erscheinung, von der nur feststeht, daß sie im gegenwärtigen deutschen Schrifttum ohne Beispiel ist, dem Publikum gewissermaßen von ihrer zugänglichsten Seite zeigen muß, den Zugang zu dieser Erkenntnis nicht vielmehr verlegt. Die lebhafteste Anerkennung, die Karl Kraus als Interpret seiner Schriften findet und die ihm auch hier von einem überraschend zahlreich versammelten Auditorium spontan gespendet wurde, vermag mich in dieser Ansicht nur zu bestärken. Denn in mir wurzelt das Gefühl, daß ein gut Teil dieses Beifalls dem prompten Auffassungsvermögen entspringt, mit dem das Publikum an einer im Tiefsten schwer verständlichen Persönlichkeit zunächst das Wirksame ihres Mißverständlichen aufgreift – das heißt: jenes unmittelbar Verständlichen, das ihr tiefstes Wesen mehr verschleiert

als enthüllt. So wird z. B. der minder orientierte Hörer, der einem »Humoristen« sein willfähriges Entgegenkommen zu bekunden wähnt, hinter der grotesken Laune, die jene drastischen Satiren wie ›Die Welt der Plakate«, ›Der Biberpelz«, ›Der Traum ein Wiener Leben« schuf und vortrug, schwerlich das Pathos einer Weltbetrachtung wittern, dem die ernst und einsam ragende Kulturtat der dreizehn ›Fackel«-Jahrgänge zu danken ist. Die volle Harmonie dieses Verbundenseins zweier scheinbar unvereinbarer Ausdrucksextreme wird gewiß nur jenen eingehen, die die tragische Resonanz einer solchen Weltbetrachtung auch noch aus ihren heitersten Varianten herauszuhören vermögen. Mit um so größerem Nachdruck aber ist nach dieser prinzipiellen Feststellung hervorzuheben, daß der Abend¹ gerade dem Kenner des Kraus'schen Schaffens eine Überraschung bot. Es erwies sich nämlich, daß in der äußerst luziden Art des Vortrags, der hell, scharf und eindringlich – ohne eine Spur jener Sonorität, auf die die Brusttöne der Überzeugung angewiesen sind – im wesentlichen mehr das Wie als das Was der Gestaltung betont, einige Glossen und aphoristische Betrachtungen zu besonderer Geltung kamen, denen man diese zarte Leuchtkraft kaum zugetraut hätte. Wie etwa ›Tag der Kindheit« und ›Ostende, erster Morgen«: an welchem letzterem Beispiel besonders klar wurde, wie sehr die eigenartige Reizempfindlichkeit, die diese kleinen satirischen Gebilde konzipiert, jener des Lyrikers verwandt ist. Die energischste Zusammenfassung aber aller jener Momente, die auch dem Ahnungslosen eine Ahnung von der wesentlichen Bedeutung dieser Kampfnatur

vermitteln können, bedeutete der Vortrag der ›Chinesischen Mauer‹: Hier, wo Karl Kraus es wagen durfte, Zitate aus Shakespeare und aus der Apokalypse in einer Weise anzubringen, daß sie wie aus seiner eigenen Schöpferglut gehoben scheinen; hier, wo in dem visionären Feuer der Paraphrase der stoffliche Anlaß wie zu Asche verbrennt; hier, wo ein elementares Ethos zu jener bezwingenden Gebärde ausholt, die einer Moral, die davon lebt, ihren Bekennern die Hölle auf Erden heiß zu machen, ihren Himmel auf Erden verhängt – hier, wo nur mehr der Rhythmus einer schöpferischen Leistung sprach, hier konnte auch der allgemeine Beifall nur dem künstlerischen Einklang von Vortrag und Gestaltung gelten.

Wir danken Karl Kraus, daß er unserer Anregung, in Innsbruck zu lesen, gefolgt ist, und hoffen, daß er gelegentlich auch einer neuerlichen Einladung Folge leisten wird.

VINZENZ MARIA GREDLER

1912

Dieser Tage ist in Bozen – ein fast Neunzigjähriger – der Franziskanerpater Vinzenz Maria Gredler gestorben. Als Naturforscher in Gelehrtenkreisen hochangesehen und geehrt, als Mann von unbeugsamem Charakter ebenso gefürchtet wie geschätzt, hat Gredler in seinen ›Ethischen Naturbildern‹ eine Schöpfung hinterlassen, in der Erkenntnis- und Bekenntniswert einen so schlichten reinen Einklang ergeben, daß ihrer – wie mich dünkt – auch eine Zeitschrift gedenken darf, die – dem sicheren Horizonte, der das Weltbild dieses wahrhaft hochwürdigen Jüngers des hl. Franziskus umhegte, scheinbar entrückt – sich geistigem Forschertum doch überall dort verpflichtet fühlt, wo es wie hier die enge Welt der wissenschaftlichen und religiösen Doktrinärheit durch den weiten Glanz seines Menschlichen überstrahlt. Mit der Feststellung dieser Wirkung ist zugleich schon angedeutet, daß dieser rein intuitive Erkenntnisdrang bei Gredler [dem das Wissen kein Podium der Selbstgefälligkeit, sondern eine Himmelsleiter war, daran er seine Demut höher führte] sich in einem persönlichen Stil ausgeprägt hat, an dem achtlos vorüberzugehen einer Zeitschrift mit literarischen Zielen in Tirol ebenso übel anstünde wie es ihrer geistigen Haltung widerspräche, wollte sie hier den seltenen Zug einer echten Freigeistigkeit nur darum übersehen, weil er einem religiösen Empfinden von streng konfessioneller Färbung entsprang. Zu welcher schlagkräftiger Einhelligkeit sich Stil und Charakter dieser Geistigkeit zusammenballen

konnte, erweist allein schon die bündige Abfuhr, die Gredler im Vorwort seiner ›Naturbilder‹ einem deutschen Verleger erteilte. Dieser hatte einen Teil des Werkes lange vor dem Vatikanischen Konzil zur Einsicht erhalten, aber erst zwei Jahre nach demselben gewahrt, daß er »für Ultramontane mit einer Weltanschauung nach Art desselben kein Papier und keine Druckerschwärze habe«. – »Und doch leidet die Zeit an Lumpen und Druck – Ultramontane auch an Schwärze – ungleich weniger Mangel, als an geistigem Stoff und wärmerer Fühlung, an ethischem Sinn und transzendentelem Flug«, erwiderte Gredler. Und wäre uns nichts von ihm bekannt als dieser einzige Satz, wir bedächten uns keinen Augenblick, dem, der ihn geschrieben hat, jene Reverenz zu erweisen, die ich im folgenden durch Zitierung einiger seiner Aphorismen vertiefen und bekräftigen möchte.

Ich bemerke noch, daß diese kleine Auslese einer verschollenen, im Jahre 1876 bei Wagner in Innsbruck erschienenen Ausgabe der ›Naturbilder‹ entnommen ist.

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS

1913/17

Vorwort des Herausgebers

Ein Vorleseabend von Karl Kraus, den der ›Brenner‹ am 29. März [1913] in München veranstaltet hat, gab einer Münchener Wochenschrift, die – ihre Spekulation auf Massenabsatz mit literarischem und künstlerischem Tand verbrämend – sich treffend ›Zeit im Bild‹ betitelt, die anscheinend erwünschte Gelegenheit, nebst einer bildlichen Karikatur eine pseudonyme Würdigung des Genannten zu veröffentlichen, die an Niedrigkeit des kritischen Niveaus alles unterbietet, was nach jahrelangem Stillschweigen sich als Reaktion der Notwehr gegen die polemische Bedeutung dieses Schriftstellers zu erheben suchte. Zwar mögen Auslassungen wie die, Kraus habe »in dem nächsten Umkreis seiner Heimatstadt so gut wie keine Wirksamkeit entfaltet«, selbst wenn sie wahr und begründet wären, im flachen Umkreis journalistischer Verständigung getrost als Beweis für die Geringfügigkeit seiner Leistung bestehen –: zur Anmaßung wird solche Findigkeit erst dort, wo sie ihre Geltung zugleich in den Bereich geistiger Entscheidungen erhoben sehen möchte. Hier wird jeder Versuch, die beispiellose, im Wesen seiner kulturellen Sendung tief beschlossene Ausgesetztheit dieses Publizisten nicht als heroische Bestimmung, sondern als fatale Folge seines Schaffens hinzustellen, zu einer Skrupellosigkeit, die unvermögend, sich ahnungsloser zu gebärden als sie ist, nichts anderes bezweckt, als das Interesse einer Öffentlichkeit, der

dieses Phänomen noch kaum in innere Sehweite gerückt ist, durch eine falsche Weisung behutsam hinter Licht der eigenen Interessen zu führen. Nun bringt ja allerdings die Bloßstellung solcher Erbärmlichkeit durch den Betroffenen selbst stets auch eine so restlose Erledigung alles dessen mit sich, was dem Einzelfall jeweils sein typisches Gepräge gibt,¹ daß die Zurückhaltung jener, denen der Respekt vor der Wehrhaftigkeit dieses Geistes jede öffentliche Einmischung verbietet, gewiß gerechtfertigt erscheint. Nur fragt es sich, ob jene Angelegenheiten, die scheinbar niemanden als Karl Kraus persönlich angehen, nicht längst die Angelegenheiten aller sind, die an der geistigen Bewegung der Zeit – sei es als Herrschende, sei es als Dienende – lebendigen Anteil nehmen. Es fragt sich, ob der inferiore Haß, der Karl Kraus zwar keine eigenen Gedanken, wohl aber Unterjournalistenrang und eine Wirkung »für die Minute oder Viertelstunde« einräumt, den traurigen Mut, sich »objektiv« zu gebärden, nicht eben im Vertrauen auf die Selbstbeherrschung derer aufbringt, die zwar berufen wären, hier Einspruch zu erheben, doch im Bewußtsein, daß Karl Kraus selber sein bester Anwalt ist, sich bisher nie versucht fühlten, ihn und die geistige Welt, die er verkörpert, gegen Notwehrüberschreitungen jener körperlichen und ach so mißgestalteten Welt, die er vergeistigt, in Schutz zu nehmen. Was hier ins Gewicht fällt, ist ja nicht so sehr der Einzelfall an sich, als überhaupt die Möglichkeit, das Problematische der Tatsache, daß eine Erscheinung von der in letztem Betracht kaum faßbaren Entrücktheit dieses Satirikers [dessen vehementer Vergeistigungs-

drang sich freilich ungleich tiefer herablassen mußte, um die Niedrigkeit seiner Umgebung aus den Angeln ihrer Welt- und Selbstbehauptung zu heben, als der hinrichtende Geist irgend einer vergangenen Verfalls-epoche] heute noch in die »künstlerische Reichweite« eines Beurteilers geraten darf, von dem sich richtig dann herausstellt, daß ihn Gott und die Welt schließlich zu nichts anderem berufen und befähigt hat, als den Typus des erfolgreichen deutschen Zeitungsunternehmers – heiße er nun Mosse, Scherl, Ullstein oder sonstwie – im Bilde dieser Zeit als Kulturpionier zu verewigen. Natürlich entschleiert sich dem Blick des Eingeweihten auch Sinn und tiefere Bedeutung solcher Ungereimtheit, indem sie durch das Walten einer geistigen Existenz wie Karl Kraus erst völlig sichtbar, völlig faßbar wird und in dem Maße, als sie sich an ihm vergreift, ihrerseits Zweck und Notwendigkeit seiner Sendung nur um so deutlicher erhellt und die Erhabenheit, das Tiefgereimte seines Schicksals bekräftigt und bezeugt. Nur gilt es nachgerade, dieser Erkenntnis [vor der auch der hitzigste Aberwitz, der an der Souveränität des Witzes je sein Mütchen zu kühlen suchte, zur Besinnung seiner Kläglichkeit genesen müßte] mit jener Eindringlichkeit Beachtung zu werben, die dem Ernst der Angelegenheit entspricht, und die Unverschämtheit einer Zeit, die mit dem Geiste dort, wo seine schöpferische Inbrunst sie im Stofflichen durchkreuzt, Schindluder zu treiben sich vermißt, nicht länger zu bemänteln, sondern offen zu enthüllen. Denn so selbstverständlich sich die Isoliert-heit Karl Kraus' innerhalb der Welt, die er bekämpft, ausnimmt, so mißverständlich muß der äußere An-

schein solcher Isoliertheit innerhalb der Welt, die er verteidigt, sich dem noch unbefangenen Blick so manches Fernerstehenden darbieten, der zwar befähigt wäre, Kraus geistig zu erleben, doch abgestoßen von dem Zerrbild, das ein mißgeborener Abklatsch von einem geborenen Original weithin entwirft, nicht einmal in Versuchung gerät, sich dieses in der Nähe zu besehen.

Es schien uns daher dem Geiste dieser Zeitschrift nicht zu widerstreiten, wenn wir mittelst einer Aktion, die sonst, als journalistischer Mißbrauch, mit Recht verpönt, hier ihre einzige Berechtigung erweisen mag, uns dafür einsetzen, das Zeugnis Urteilsfähiger gegen einen Unfug aufzubieten, der seinen stärksten Ausdruck darin finden dürfte, daß der Name eines Schriftstellers, der im deutschen Schrifttum der Gegenwart nicht seinesgleichen hat, in Literaturgeschichten dieser Zeit – die Bleibtreu'sche ausgenommen – nicht einmal erwähnt, geschweige denn sein Werk gewürdigt ist. Dieser Entschluß entsprang somit auch einem tieferen Bedürfnis als dem, der eigenen Anschauung über Karl Kraus die billige Folie überflüssiger Zustimmungen zu verschaffen. Was schon daraus hervorgeht, daß wir unsere Einladung auch an solche richteten, deren divergente Ansicht ebenso voraussetzen war wie die spärliche Geneigtheit, sie offen zu bekunden. Denn daß eine Rundfrage über Karl Kraus vor allem einem Schweigen der Verlegenheit begegnen müsse, dem auf den Grund zu hören unter allen Umständen aufschlußreicher sein dürfte, als es die Registrierung mehr oder weniger beherzter Zustimmungen sein kann, darüber konnte im Hinblick auf die

mannigfachen Interessen, welche Literatur und Presse heute inniger denn je verknüpfen, von vorneherein kein Zweifel bestehen.

Und damit sei das Wort an jene abgetreten, die unserer Aufforderung gefolgt sind, wobei die Dichterin² den Vortritt habe.

Nachwort des Herausgebers

Die letzte der hier mitgeteilten Zuschriften³ fordert zu einer kurzen Schlußbetrachtung heraus. Die Tatsache, daß ihr Verfasser sich als der einzige von jenen äußerte, von denen wir eine angemessene Bekundung ihrer voraussichtlich gegnerischen Überzeugung erwarten zu dürfen glaubten, verdient unsererseits gewiß nicht minder Dank und Achtung als die Bereitwilligkeit derjenigen, die trotz vereinzelt geäußelter Bedenken gegen die Zweckmäßigkeit einer solchen Aktion sich hier zu einer Kundgebung im Sinne *unserer* Auffassung zusammenfanden.⁴ Indes ermächtigt uns gerade das Bewußtsein unserer Erkenntlichkeit nach beiden Seiten zu der Frage, ob ein Autor von der Einsicht Stefan Zweigs ernstlich der Meinung sein kann, daß ein Urteil wie das seine, das Karl Kraus für die Inferiorität einer Gefolgschaft verantwortlich macht, die an dem peripherisch Mißverständlichen seiner Erscheinung klebt, im Gegensatz hierzu das Zentrale seines Wesens berührt? Weiß er nicht, oder will er des nicht acht haben, daß Karl Kraus diese Gefolgschaft noch immer in den Mob einbezogen hat,

den er bekämpft, daß er höchstens registrierend, nie aber – es wäre auch zu anspruchslos –: um seine Ruhmesmöglichkeiten zu visieren, von derlei Außenwirkungen Notiz nimmt, und daß er in der Abschüttelung solcher Gefolgschaft bei weitem rigorosere ist als die Gesamtheit derer, die ihn – soweit sie es nicht vorziehen, sich ihrerseits über ihn hinweg zu amüsieren – durch das Wort oder ihr Schweigen angeblich »stark« negieren? Es wäre hier zu fragen: Haben diejenigen, die Karl Kraus durch ihr Wort freimütig bejahen [mag es mitunter auch auf mißgeschickte Art geschehen], nicht ein reineres Verhältnis und auf jeden Fall [auch Kraus gegenüber, dessen Gedankenwelt ja immer wieder Ausblicke eröffnet, in denen jede Tragweite von Einwand oder Zustimmung geistig überholt erscheint] einen schwereren Stand als diejenigen, die sich weise darauf beschränken, ihn durch Schweigen zu verneinen, oder sagen wir rundweg: die ihn vorläufig – solange nämlich weniger sein Ewiges als sein Zeitliches sie beunruhigt – einfach dahingestellt sein lassen. Dahingestellt in seine Einsamkeit, die wahrlich nie bezwingender, nie unerschütterlicher in Erscheinung tritt, als wenn der Jubel voller Säle – auf Bielitz wollen wir uns dabei just nicht versteifen – sich an ihr bricht. Im allgemeinen: Ist es erlaubt, die Bedeutung eines Künstlers [und welchem Künstler von Bedeutung bliebe diese letzte, notwendigste Erfahrung erspart!] dem Niveau des Unverständnisses anzugleichen, das sich in Lob und Tadel an ihm vergreift, oder sollte es nicht vielmehr Pflicht sein, ihn nach den Kundgebungen der Wenigen zu beurteilen, die dem Verdacht gedankenlosen Mitläufertums entrückt sich in geistiger Ergrif-

fenheit offen zu ihm bekennen? Gesetzt den Fall, ja zugegeben, daß diese Äußerung Zweigs, ungeachtet ihrer verunglückten Beweisführung, seinem persönlichen Empfinden durchaus entspricht –: ist sie etwa deshalb gegen den Beifall eines Mißverständnisses gefeit, das zwar weit davon entfernt ist, den Herausgeber der ›Fackel‹ mit seiner Aufmerksamkeit zu beehren, immer aber nah daran, seinen Gegner nach Verdienst zu ehren! Denn *dieser* Pöbel, der in Karl Kraus mit Recht den Erzfeind sieht, ist im Gegensatz zu jenem unbeträchtlichen, der sich an Karl Kraus zu Unrecht delectiert, der *herrschende*; er hat die Macht in Händen. Auch die Macht zu jenem Ruhm, der nur im Gegenwärtigen seine Stimme hat, und nicht das redlichste Gewissen der Welt wird Stefan Zweig in diesem Falle vor dem Fluch einer Verständnislosigkeit bewahren, die es noch immer in der Hand gehabt hat, solchen Fluch in Segen zu verwandeln. Mögen die Vorteile solch fragwürdiger Verbindlichkeit mitunter auch nur unterirdisch gärende Gewalt haben und leider Gottes nicht immer die im Sichtbaren so peinlich deutlichen Formen eines Mißverständnisses annehmen, wie es Jubel in Bielitz, hohe Auflagen und volle Säle Gott sei Dank noch manchmal sein können: der kluge Mann – es kann ein Künstler, muß jedoch darum noch nicht Herr Zweig sein – der kluge Mann baut eben vor. Sonst kann es ihm passieren, daß, falls er wieder einmal in Versuchung gerät, die wesenhaften Formen seines inneren Wertes im Spiegel eines konsequent abblitzenden Genies wie Karl Kraus zu visieren, ihm einmal unversehens die ›Neue Freie Presse‹ über die Achsel guckt und mit dem beherzten

Zuruf: Gut getroffen – nun aber auf zu Lebensmanifestationen, die im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Lebensfreude dienen! Ihn aus der clairobscuren Tiefe einer optischen Beflissenheit, bei der zuletzt doch nichts herausschaut, zu einem hellen Aufblick der Begeisterung und damit ins Licht klarer Erkenntlichkeit emporreißt.

GEORG TRAKL

1919

Er fand sich im äußeren Leben immer schwerer zurecht, während sich der Born seiner dichterischen Schöpfung immer tiefer erschloß... Ihn, der ein starker Trinker und Drogenesser war, verließ nie seine edle, geistig ungemein gestählte Haltung; es gibt keinen Menschen, der ihn im Zustand der Trunkenheit jemals auch nur hätte schwanken oder vorlaut werden gesehen, obschon sich seine sonst so milde und wie um eine unsägliche Verstumtheit kreisende Art des Sprechens in vorgeschrittener Nachtstunde beim Wein oft seltsam verhärten und ins Funkelnd-Böse zuspitzen konnte. Aber darunter hat er oft mehr gelitten als die, über deren Köpfe hinweg er die Dolche seiner Rede in die schweigende Runde blitzen ließ; denn er schien in solchen Augenblicken von einer Wahrhaftigkeit, die sein Herz förmlich bluten machte. Im übrigen war er selbst ein schweigender Mensch; doch konnte er sich mit einfachen, ungezwungenen Menschen, sofern sie nur das Herz »auf dem rechten Fleck« hatten – von den höchsten bis zu den niedersten sozialen Schichten –, insonderheit auch mit Kindern auf die gütigste, menschlichste Art verständigen. Hab und Gut besaß er kaum mehr, Besitz von Büchern erschien ihm immer überflüssiger, und schließlich »verkitschte« er auch noch seinen ganzen Dostojewskij, den er aufs inbrünstigste verehrte... Da brach der Krieg aus, und Trakl mußte in seiner alten Charge als Medikamentenakzessist mit einem fliegenden Spital ins Feld. Nach Galizien. Erst schien er aufgetaut

und seiner Schwermut entrissen. Dann aber – nach dem Rückzug von Grodek – erhielt ich aus dem Garnisonsspital in Krakau, wohin er zur Beobachtung seines Geisteszustandes gebracht worden war, ein paar Karten, die wie seelische Hilferufe klangen. Kurz entschlossen machte ich mich auf und reiste nach Krakau. Dort hatte ich die letzte, erschütternde Begegnung mit dem unvergeßlichen Freund. In Krakau und auf der Rückreise in Wien bot ich alles auf, um ihn zurück in häusliche Pflege zu bekommen. Aber kaum hierher zurückgekehrt, erhielt ich die Nachricht seines Todes. Er ist in der Nacht vom 3. auf den 4. November 1914, nachdem er einen Tag in Agonie gelegen – vermutlich an der Wirkung einer zu starken Dosis Gift, die er zu sich genommen –, gestorben; doch ist sein Ende immerhin in Dunkel gehüllt, da man seinen Diener in seinen letzten Lebensstunden nicht mehr zu ihm ließ. Dieser – ein Bergarbeiter aus Hallstatt, zugeteilt der Sanität, namens Mathias Roth – war der einzige Mensch, der bei Trakls Begräbnis als Leidtragender zugegen war.

VORWORT ZUM WIEDERBEGINN

1919

*Einfältig ist, was wir zu sagen haben.
Vielfältig ist, was ohne uns geschieht.
Und unsre Sache ist's, den Sprung zu wagen,
Den niemand sieht. A. Santer*

Als im Frühjahr 1915 der ›Brenner‹ auf Kriegsdauer sein Erscheinen eingestellt hatte, da war es ungewiß, ob er jemals würde wieder erscheinen können. Erstes und schmerzlichstes Opfer des Krieges: *Georg Trakl*, der Dichter, war tot, die übrige Schar mitwirkender Gefährten durch Einberufungen »gelichtet« und mancher von ihnen, dessen innerlichsten Anspruch auf künftige Bedeutung der ›Brenner‹ in ein helles Licht gesetzt hatte, ins äußerste Dunkel dieses außenweltlichen Verhängnisses gestellt. Wie hätten wir, je weiter und unabsehbarer das Unheil seinen Lauf nahm, je unnachsichtiger es das Los der Draußenstehenden ins Ungewisse mitriß, nicht besorgen sollen, ob mit jenem ›Jahrbuch 1915‹, das des verewigten Freundes ›Offenbarung und Untergang‹ und das Vermächtnis seiner letzten Visionen barg, der ›Brenner‹ nicht am Ende von sich selber Abschied genommen habe. Sind doch fernerhin nicht weniger als sieben [wenn auch meist nur gelegentliche] Mitarbeiter: *Hans Bachgarten, Karl Berger, Viktor Bitterlich, Hermann Koch, Isidor Quartner, Ludwig Seifert und Robert Zeller-mayer* im Krieg gefallen, gestorben, verschollen. Ihrer, die zumeist den schwierigen Anfängen des ›Brenner‹ angehören, sowie auch manches wertvollen Getreuen aus der Leserschaft, den uns der Krieg entriß,

sei hier in tiefster Dankbarkeit und um so inniger gedacht, als durch die Wiederkehr der Wenigen, die als die Träger unserer Bewegung auch fürder in Betracht kommen, der Fortbestand der Zeitschrift nun doch gesichert erscheint.

Als ein abschließendes Dokument seiner Entwicklung, das kaum mehr eine Spur des Beiläufigen aufwies, enthielt das Jahrbuch des ›Brenner‹ zugleich die volle Andeutung seiner künftigen [der einzig möglichen, somit notwendigen] inneren Gestalt. Denn nicht von ungefähr war es erfüllt vom Widerschein der beiden großen Geistesrichtungen, die nur im tiefsten und bedeutungsvollsten Sinne eines Zufalls – im Sinne einer Fügung – die Schicksalspole unserer geistigen Bewegung werden konnten: der hohen Weisheit Chinas, die aus des *Laotse* Entrücktheit durch zweieinhalb Jahrtausende zu uns herüberschimmert, und der leidenschaftlichen Denk- und Glaubensinbrunst *Sören Kierkegaards*, die unheimlich unverrückt, ein endlos flammendes Gewitter, den stürzenden Horizont des Abendlandes überragt. Im Bannkreis dieser beiden Geistausstrahlungen, die dort, wo sie sich scheinbar durchkreuzen, die Tiefe ihres göttlichen Ursprungs oft am seltsamsten erhelten, im Brennpunkt ihrer gegenseitigen Durchleuchtung hat vielleicht eine Entscheidung zu fallen, die für die geistige Orientierung dieser Zeit, soweit sie ihrer religiösen Bestimmung habhaft werden will, von größter Wichtigkeit ist. Denn daß die *christliche* Welt, die diesen Weltkrieg auf dem Gewissen hat: die *christlich-jüdische* Welt, ins letzte Stadium ihrer irdischen Vermessenheit getreten ist, das haben nicht erst heute Menschen unter uns, das hat – außer Kierkegaard –

vor nahezu vierzig Jahren auch schon Dostojewskij in einer erschütternden Voraussicht der heutigen Ereignisse aufs deutlichste erkannt. Und wenn – den Spuren dieser sehenden Geister, den großen Dichtern und Künstlern folgend, die [nach einem Ausspruch Theodor Haeckers] die Apologeten unserer Zeit sind und nicht Gelehrte und weltfremde Theologieprofessoren – der ›Brenner‹ nun das Christentum in den Mittelpunkt seiner Betrachtung rückt, so soll es mit jenem letzten Ernst zur Verantwortung vor einem höchsten Richter geschehen, der seinen führenden Männern entspricht und jede, auch die tiefste Gegensätzlichkeit, die in den Divergenzen ihrer geistigen Anschlußrichtungen zutage treten mag, in ihrer fraglosen Berufenheit zur Aussage, in der Rückhaltlosigkeit ihres Bekenntnisses und in der Lauterkeit ihrer Gesinnung bedingterweise ausgleicht und versöhnt.

Zurückgezogen also auf die Wahrnehmung der Wenigen, die – unabhängig voneinander – das Schicksal des ›Brenner‹ als das einer Bekenntnisschrift von Grund auf gestalten, indem sie nirgends sonst zum Wort sich melden als eben hier, und somit ganz nur aus der festumrissenen Begrenztheit seiner Innenweltlichkeit heraus will der ›Brenner‹ das Beispiel einer geistigen Erhebung bieten, die nach wie vor nichts anderes bezweckt als den Ausdruck der Bewegtheit im großen Unbewegten, das uns umgibt, den Anschluß an ein Urheimatliches, das der Welt verlorenging, eindeutig gegen alle Zweideutigkeiten einer aus den Fugen ihrer Selbstherrlichkeit geratenen Außenwelt zu verteidigen und zu vertiefen.

Da aber Weltgeschichte letzten Endes nichts anderes bedeutet als das ewige Nachsehen, das eine verblendete Menschheit der Vorsehung gegenüber hat, und diese Zeit [in welche Ewigkeit, o Grau'n!, schwindet sie hin?] sich in dem Werk des Karl Kraus bereits ihr unvergängliches Grabdenkmal gesetzt hat, so kann der ›Brenner‹ über alle zeitläufigen Bestrebungen hinweg Aktualität und Wirkung in die Zukunft nur im Zusammenhang mit jener tieferen Voraussicht gewinnen, die Theodor Haecker zu einer Zeit, da dieser Krieg noch unentschieden war, in seinem ›Nachwort‹ zu Kierkegaards ›Begriff des Auserwählten‹ angedeutet und deren Schwierigkeiten und Verheißungen er in den Worten ausgesprochen hat:

»Es geht um eine neue Gesinnung. Europa ist gekleidet in blutbefleckte Lumpen; es wird die Ironie des evangelischen Wortes jeden treffen, der auf das alte schmutzige Kleid nur neue Lappen flicken will. In dem langen Kampf zwischen Staat und Kirche hat, wahrlich nicht ohne Schuld einer weltgeilen Kirche, endgültig der Staat gesiegt, der ein Mörder ist, aber freilich seine Schuld durch Selbstmord sühnen wird. Der Umsturz der Gewalten und Sitten, von dem die nächsten Generationen Europas leben und in Krämpfen des Hasses und des Zornes und des Neides beben werden, ist nur zu verhindern durch den Umsturz der Gesinnung. Dann könnte vieles bleiben, weil alles neu würde. Aber wer braucht nicht zu fürchten, daß sie einzig uns erhalten bleibt, daß dieser Konservatismus der teuflischen Mächte über Länder und Meere alle ›Feinde‹ einen wird, um zu verhindern, daß in ihm der einzige wahre Feind erkannt werde?! Einige aber

wird es wieder geben, die das Reich Gottes mit Gewalt an sich reißen werden, und da diese Gewalt alle Gewalt der Zeit und der Welt verachtet und bricht und überwindet, so ist ihnen der Erfolg im Ewigen so verheißen wie gewiß.«

So ist denn die Bestimmung des ›Brenner‹ im letzten: Wegbereiter zu sein, der Erkenntnis der Kommenden, der Tieferberufenen, Herz und Verstand der Gegenwart zu weiten, und dieser selbst vorläufig im wahrsten Sinn des Wortes heimzuleuchten aus dem ungeheuerlichen Angst-Dickicht, in dem sich der Geist der Zeit verfangen hat und darin er sich vom Auge des Ewigen, das er zu blenden wähnte, nun wie von etwas Furchtbarem fixiert fühlt. Dieser Andeutung einer Charakterzeitschrift, die sich keinem Vorbehalt von Seiten der Welt, und sei er noch so hartnäckig, doch um so stürmischer dem Gebot des Augenblicks, der jeweils ihre geistige Sendung erhellt, in Demut unterwirft, nach Möglichkeit gerecht zu werden, scheint uns eines wohlbedachten Wagnisses der Begeisterung wert. Mag auch die Aussicht davon sich vorerst in die lichte Vorbedeutung eines Dunkels verlieren, aus dessen Tiefe jenes unverlorene Bild aufsteigt, mit dem einst Georg Trakl seine Vision ›An die Verstummen‹ beschlossen hat:

Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere
Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt.¹

NOTIZ DES HERAUSGEBERS

1920

Eine vom ›Brenner‹ am 4. Februar in Innsbruck zugunsten der Landeskommission für Mutter- und Säuglingsfürsorge veranstaltete Vorlesung von *Karl Kraus*¹ wurde – unmittelbar vor deren Ende, als Kraus im Anschluß an die widerspruchslos mit Applaus quittierte Szene ›Deutsches Hauptquartier‹ den Fluch eines sterbenden Soldaten vortrug – durch ein paar machtlose, à tempo durch minutenlangen Beifall unterdrückte Pfuirufe einiger tapfer die Türen hinter sich zuschlagender Demonstranten zu stören versucht: ein Vorfall, wie man sieht, in seiner äußeren Struktur kaum der Beachtung wert. Denn dieser mehr als bescheidene Versuch, dem Pathos eines Anklägers, der an der Front des Geistes in diesen blutigen Henkersjahren – und zwar *allein*, auf exponiertestem Posten – wie ein Löwe *gegen* den Krieg gekämpft und so mehr Mut bewiesen hat, als wir – Zwangssoldaten einer geistig unhaltbaren, dem blinden Walten eines mörderischen Zufalls auf Gnad und Ungnad ausgelieferten Front – jemals *im* Krieg bewähren konnten, mit den Hausmittelchen einer moralisch-politischen Gereiztheit beizukommen, mußte in jedem Fall mißlingen. Mußte um so kläglicher mißlingen, als er nicht der momentanen Aufwallung einer unversehens ins Mark ihrer geistigen Unzurechnungsfähigkeit getroffenen »nationalen Würde«, sondern – wie das verwaschenste der Innsbrucker Tagesblätter [das seinerzeit, nach dem Zusammenbruch, sich in Verlegenheitsexzessen seines über Nacht erwachten, noch etwas schlaftrunkenen

demokratischen Gewissens nicht genug tun konnte und die abgehauesten Dynasten und Generale, vor denen es gestern noch Kotau gemacht, durch Wochen und Monate hindurch wahllos mit Kübeln Unflats übergieß], mit Genugtuung hervorhob – dem feigen Hinterhalt eines vorsätzlichen, doch schließlich nur am eigenen Lampenfieber krepierenden Radaubedürfnisses entsprang. Dieses an sich herzlich unbedeutende Ereignis, das mit der Frage, wann und inwieweit eine unvoreingenommene Zuhörerschaft den Abscheu, den es aus irgend einem [respektablen oder unrespektablen] Grunde »nun nie und nimmer« auf das Dargestellte zu konzentrieren wagt, auf den Darsteller zu übertragen, also an der Oberfläche ihrer Wahrnehmung explodieren zu lassen, berechtigt und befähigt ist, wahrhaftig nichts zu tun hat: diese wohlvertrauten Intermätzchen einer ins Alldeutschnationale transponierten *Cavalleria rusticana* in einen »stürmischen Verlauf« des Abends umzulügen – glattweg herauszulügen, daß Kraus nicht durch den minutenlangen Beifall, sondern durch anhaltende Kundgebungen der Empörung für eine Weile am Weiterlesen verhindert war: dieses Stümperstückchen einer verlogenen Berichterstattung konnte natürlich wieder nur dem Freisinn jenes selben Blattes gelingen, das zwischen moralischer Entrüstung im Vorder- und moralischer Weitherzigkeit im Hinterteil der drohenden Konkurrenz der deutschen Schwerindustrie ratlos ins Auge starrt. Damit aber war das Signal zu einer regelrechten Revolution in Krähwinkel gegeben. Nicht nur, daß jener unselige Bankvorstand, der in der weithinschleifenden Toga eines lyrischen Hohepriesters, hochaufgeschos-

sen ins Tollkraut seiner göttlichen Verblendung, sich längst Titel und Charakter eines Lokal-Anwalts des lieben Gottes verdiente, prompt, aber tiefbewegt, sein *anathema sit* von sich gab und statt eines Fallens des Devisenkurses uns die nahe Niederkunft eines »deutschen Heilands« in sichere Aussicht stellte – ein magerer Trost, aber das macht nichts, das tut höchstens dem Zwerchfell weh –; nicht nur, daß ein Kritiker, dem man Besseres zutrauen mochte, bei dem krampfhaften Versuch, Karl Kraus als »Komödianten« zu entlarven, mit einem beherzten *salto mortale* auf einen Gipfelpunkt der kritischen Niedrigkeit sich niederließ und durch die unverhüllte Absicht, von solcher Position aus dem toten Georg Trakl, bzw. mir den Star zu stechen, eine Kurzsichtigkeit bewies, die wirklich auf die Sehnerven ging; denn ich will ihm nur verraten, daß noch meine *blinde* Treue zu Kraus eine tiefere Einsicht in Wert und Bedeutung, in Wesen und Gebundenheit seines geistigen Charakters in sich schlosse, als alle optische Selbsttäuschungsgeschicklichkeit eines schielenden und seiner selbst nicht sicheren Intellekts; also nicht genug damit – aber halt, bald hätte ich vergessen: eine feierliche Protestresolution der »Bundesleitung« des »Tiroler Antisemitenbundes« [mit der Warenbörse offenbar die wichtigste Neugründung im alpenländischen Schieber-Dorado], ein Hetzprotest von so schmalzigem Pathos, daß man in diesen fettlosen Zeiten seine Freude daran haben könnte, nur übersieht er halt das eine, daß auch die kochende Volksseele es heute schwer hat, sich und anderen einzuheizen [mein Gott, die Zünder gehen aus, und Phrasen zünden nicht mehr]; von all dem also, und was etwa

an weiteren Kretinismen noch folgen mag, abgesehen, hat die Aufbausung des lächerlichen Zwischenfalls durch das Lügenmaul der Presse in der Berichterstattung nach auswärts so groteske Dimensionen angenommen, daß man in Wiener Blättern von einer »*Sprengung*« der Vorlesung und von Ausbrüchen eines *furor teutonicus* lesen konnte, der Kraus angeblich mit Schimpf und Hohn vom Podium fegte. So erheiternd diese Darstellung, als Ausgeburt einer offenbar betrunkenen Reporterphantasie, auf jeden, der den Abend besucht hat, wirken muß, so ist doch das eine bemerkenswert an ihr: daß sie nämlich das unerreichte Vorbild dessen darstellt, was der Studentenschaft der – einst altehrwürdigen – *Alma mater Oenipontana* als Idealbild einer befreienden Tat vorschwebte. Unerreicht: denn ihre Vertretung im Hochschulausschuß *beschloß* zwar, eine für den nächsten Abend zu dem gleichen wohlthätigen Zweck [also für Mütter und Säuglinge!] angesagte zweite Kraus-Vorlesung unter allen Umständen – wenn's sein müßte: mit Waffen-, heißt das: mit Knüppelgewalt! – zu verhindern – nur daß eben dieser edlen Absicht die Polizei zuvor kam, indem sie ihrerseits den angestrebten Effekt durch ein Verbot der Vorlesung in letzter Stunde auf eigene Faust zu sichern verstand. Das ist nun freilich drollig, und enthebt mich jeder weiteren Glossierung. Wie hätte ich auch die Möglichkeit, einer Polizei zu begegnen, welche geplanten Ruhestörungen beherzt damit begegnet, daß sie in aller Ruhe zunächst für ihre eigene Ruhe sorgt. Oder wie könnte es mir einfallen, an die Einsicht jugendlicher Enthusiasten und ihrer in Ehren ergrauten Konkneipanten, an die Einsicht sogenannter

»Alter Herren« zu appellieren, die – ließe ich mir etwa beifallen, sie über die Bedeutung eines Karl Kraus aufzuklären – diesen unvorsichtigen Versuch unfehlbar mit dem Einwand abschnitten: er sei ein Jude und gehöre nicht hieher, und falls ich dennoch darauf bestünde, sich bestenfalls zu der Erkenntnis verstiegen: ach was, er sei »ein Saujud« und gehöre überhaupt nicht auf die Welt. Vor solcher Torheit bewahre mich der Himmel! Nichtsdestoweniger muß ich sagen, daß eine akademische Jugend, die ihr Recht auf Geistlosigkeit gegen einen geistigen Wert, der ihr von rechtswegen Kopfzerbrechen machen müßte, mit dem Knüppel in der Hand zu verteidigen entschlossen ist, als Rächerin einer von *fremdem* Rassegeist angeblich [als ob dies möglich wäre!] verletzten völkischen Ehre, als wackeres »Steh-wie-ein-Mann-auf-Männchen« der Entrüstung [jawohl, das geht auf *Sie*, Magnifizienz; es ist ein zweifelhafter Trost, daß, wo heute Majestäten fehlen, sich wenigstens noch »Magnifizenzen« bereit finden, das Vaterland mit einem Phrasenhieb zu retten; womit ich die Ehre hab', mich Ihrer Unerschrockenheit zu empfehlen] – daß also diese studentische Jugend, meine ich, mitsamt dem Kulissenwert ihrer auf brachiale Tüchtigkeit gestellten Ideale, dem *fundus instructus* ihrer ausrangierten Gebräuche, heute, da Europa in allen Fugen kracht, die »blutige Operette« ausgespielt und kein wankendes Vaterland mehr durch Statisten zu stützen ist, doch eine etwas klägliche und, wie mir scheint, romantisch überlebte Figur macht. Diese Jugend besinne sich. Sie besehe sich einmal *im Ernst* jene trippelnden Dreikäsehochs, die als *rectores magnifici*, als »Spektabilitäten«, kurz als geistige Re-

präsentanten jener Sphäre von »falscher Würde und echter Dummheit«, die Theodor Haecker so freimütig gekennzeichnet hat, den Gott, der Eisen wachsen ließ, auch noch in einer von Gottes Zorn erschlagenen Welt aufs Wohl der Jugend – Pröstchen! – hochleben lassen. Nein: sie stelle den Knüppel an die Wand. Ehe es zu spät ist. Ehe sie damit vollends im Finstern herumfuchtelte und – ohne Ahnung, wo sie hintrifft – am End' sich selbst erschlägt. Und wenn es ihr gelingt, und wenn der eine oder andere, im Dämmeranflug einer künftigen Erleuchtung – noch dumpf vielleicht und noch befangen – hier aufmerksam zu werden beginnt, so gebe er das Heft, das er in Händen hält, nicht aus der Hand: ja, *dieses* Heft und blättere nach vorne! Und hat ihm Gott den nötigen Verstand gegeben, so lese er; lese aufmerksam und öffne sich die Augen.¹ Und frage sich, ob *deutschen Geistes Ehre* hier bewahrt sei. Und frage sich, ob *Geist der Menschlichkeit*, ob *Geist des Christentums* hier bewahrt sei. Und wundere sich, wie das mit Kraus zusammenhängt. Und wundere sich noch mehr, wenn ich ihm sage, daß ohne die Erscheinung dieses Luzifers, der Antijud und Antichrist ja lichterloh in einem ist, die Stelle nie entdeckt, die Stelle nicht belichtet wäre, auf der der ›Brenner‹ steht. Denn dieser *fußt* auf dem Gottseibeius und dem Respekt vor ihm. Man glaube es, bekreuzige sich, und – *schweige!*

NACHTRAG ZU EINER
KRAUS-VORLESUNG MIT SKANDAL

1920

*Kierkegaard, 1843, in »Furcht und Zittern«:
»...Doch darum kümmert man sich wenig in
unserer Zeit, welche zu dem Höchsten gelangt
ist, während doch keine Zeit, wie gerade sie,
dem Komischen verfallen gewesen ist. Und
unbegreiflich ist es, daß das Erwartete nicht
schon eingetreten ist, daß die Zeit selbst noch
nicht durch eine generatio aequivoca ihren
Helden aus sich herausgeboren hat, den Dä-
mon, der schonungslos das schreckliche Schau-
spiel aufführen wird, das die ganze Zeit zum
Lachen bringen und sie zugleich vergessen
lassen wird, daß sie über sich selbst lacht...
In einer Art Hellscherei offenbart die Zeit
ibr Gebrechen, so wie ein Dämonisches sich
immer selbst offenbart, ohne sich selbst zu
verstehen; denn sie fordert immer wieder das
Komische... Sollte die Zeit wirklich der lä-
cherlichen Erscheinung eines Erweckten be-
dürfen, um etwas zum Lachen zu haben, oder
sollte sie nicht vielmehr bedürfen, von einer
solchen begeisterten Erscheinung an das er-
innert zu werden, was vergessen ist?«*

Als aber – endlich! nach mehr als einem Halbjahrhun-
dert – der Dämon aus dem Schoße dieser Prophezei-
ung in die Welt seiner Bestimmung und wie ein de-
placierter Witz aufs Podium sprang: siehe, da ward es
dunkel über dem Parterre der Welt. Witz stand als
Wolke über dem Zenith der Zeit, beschattete den
wunden Punkt, wo sie, vom Sonnenstich der Aufklä-
rung getroffen, sich ganz besonders erleuchtet dünkte,

und siehe: Lachen *duckte* sich, Lachen verlachte sich, denn Blitz auf Blitz entsprang der Wolke Witz. Weltkrieg im Frieden grollte auf, wie komisch! Weltkrieg in Wirklichkeit brach aus, o Wehe, fraß sich im Wundbrand um die Erde und endet Gott weiß wo auf welchem fremden Stern der Kühle. Weltbild der Wehrpflicht, Trugbild der Ehrpflicht, heillos in sich entzweit, zerbarst. Welt, dort, ins Jenseits aufgehobene – Welt, gestern noch ein Stück von uns im Überfluß bewegten Daseins: als Toteninsel ward sie abgetrieben, fern schon, verschollen fast dem Tag, nur noch umnachtetem Gesicht ein weither winkendes, traurig versinkendes Fanal. Hier, Welt, zurückgebliebene im Diesseits – Welt, heute noch ein Stück von uns und schwankes Festland unter unsern Füßen: ein Tummelplatz versklavter Lebenstrieb, ein Pandämonium verkrachten Übermuts, enthüllt sie noch in jeder Regung ihrer Leidenschaft: in jedem Ausfall ihres blutigen Ernstes, in jeder blutigen Reflexbewegung ihres Galgenhumors, den bunten Varietéprospekt verwester Lebensfreude, auf dem ihr Friede wie ihr Krieg und, beides überragend, der hochgestapelte Raubbau ihrer Geldwirtschaft an all dem *à la hausse* wie *à la baisse* gottlos verspekulierten Lebensgut sich himmelauf und höllenauf gebaut hat. – Dies also ist und wird und war einmal, und keine Vision der Trauer vermag zu sagen, wohin es führt. Aber es lebt als Vision der Leidenschaft im Geiste und als eherne Legende im Werke eines Dämons, der diese Schreckensphantasie der Wirklichkeit in eine Zauberwelt des Worts gebannt, in der die Zeit, zu Tod getroffen, in ihrem eigensten Jargon noch aufkreischt und verstummt, um schließlich als

verlorenes Echo in jene tiefste, wunderlichste Selbstbesinnung der deutschen Sprache einzugehn, die eines Juden beseligend-erschütterndes Erlebnis war; eines Juden, der sich selbst darin geoffenbart und sich in dieser Höllen-, dieser Himmelsmission – *leider*, ihr Arier! – noch immer besser verstanden hat als diejenigen unter euch, die sie ihm in Liebe oder Haß auf ihre Art verdeutschen wollten. Denn diesen Dämon einer fremden – aber was heißt *Menschen* »fremden«? – Rasse wird heute kein Arier mehr mit der Aussicht, sich geistig gegen ihn behaupten zu können, als seinen Widerpart ins Auge fassen dürfen, er sei denn *religiös* bewegt, also ein *Christ*, und also *mehr* als der Arier oder Jude, der sich *innerhalb* der Rasse seine Bestimmung sucht. Der Christ aber, der nicht zugleich sein Verhältnis zur Zeit und das Maß seiner geistigen Beruflichkeit im Kampfe gegen die Welt am Wirken dieses Juden orientiert und geklärt hätte: er trete vor und werfe – auf die Gefahr hin, sich selbst als Christen zu desavouieren – den ersten Stein auf ihn! Denn wohl-gemerkt: nie war die Gelegenheit dazu günstiger als jetzt, da er neuerdings und diesmal aus dem Hintergrund eines erfüllten Schicksals in die fragwürdig erhellte Welt seiner Bestimmung tritt und als die *vollendete Weissagung der Zeit* und deren wesentlich erschöpfte Herausforderung das Podium ihrer Verlegenheit bestieg, um ihr die Bestialität ihres verlorenen Kriegs und das Elend ihrer Niederlage mit einer Leidenschaft ins Gewissen zu hämmern, die reichlich unbarmherzig anmutet, im übrigen jedoch darauf zu pochen scheint, daß hier nichts in Erinnerung, sondern alles erst zur Besinnung zu rufen ist. Aber wie um die

Tragikomik einer Zeitgenossenschaft, die ihn darob rückständig schilt, in einer letzten Offenbarung ihrer Gedankenlosigkeit bloßzustellen, melden sich nun gar noch einige mit anscheinend ganz heilem Kopf und unverstümmelten Gliedern und geben vor, an Krieg und Niederlage *näher* beteiligt gewesen zu sein als er, der »nur« die *geistige* Distanz zu dem Verhängnis hatte und daher höchste Zeit habe, vom Schauplatz *ihrer* – wohlgemerkt: nicht *seiner!* – Heldentaten endlich zu verschwinden. Aber spürt auch nur einer von ihnen, die sich da weibisch mit ihrem Fronterlebnis brüsten – doch halt: was wiegt denn dieses flüchtige Erlebnis gegen das ewige Frontverhängnis des Weibes, sich auch den *Mann*, das ewige Frontverhängnis ihrer Leidenschaft, auf Leben und Tod aus sich gebären zu müssen?! – *was wiegt es denn*, heda, ihr Aufgeweckten, die ihr euch rühmt, daß euch der Krieg, der Krieg an sich, der Krieg in seiner Unmittelbarkeit, die Augen geöffnet habe: und spürt denn also *keiner* von euch das himmelschreiende Unrecht, das ihr damit dem Andenken der Millionen Brüder aus aller weggelegten »Herren« Länder zufügt, denen der Krieg auf Grund desselben – nein: des *anderen!* – Fronterlebnisses die Augen für immer geschlossen hat?! Denn *das* wollen wir – *wie?!* – mit Karl Kraus doch nie vergessen, daß diese Millionen Menschenleben, die spurlos von der Erde und nicht immer *in* die Erde verschwunden sind, die Hunderttausende, die sich als Krüppel auf ihr weiterschleppen, die *nächstbeteiligten* Opfer eines Unternehmens waren, das verlustreich war, weiß Gott, wie kaum ein zweites, das die Menschheit, dieser passionierte Spekulant auf Gottes weiter

Erde, auf dem Gewissen hat. Also *silentium*, ihr Helden von Krieges Gnaden, die ihr – der und jener – vielleicht noch ehgestern meine guten Kameraden im Felde wart, jung und aller Achtung wert; ehrt – den **Schläger**, die Attrappe eurer Hinterlandswehrhaftigkeit, im Geiste oder meinerwegen auch *de facto* in der Hand – ehrt eure streitbaren *spiritus rectores magnifici* durch Sympathiekundgebungen soviel ihr wollt [ich weiß, es macht euch Freude, und mich ficht's nicht an]: aber verschwindet, bitte, einen Augenblick hinter die Kulissen eurer Ideale, denn ich will mir die Erscheinung jenes anderen, jenes immerhin beträchtlicheren *spiritus rector*, der ohne andere Rückendeckung als die seiner Wahrhaftigkeit dem Geist der Menschlichkeit in diesen blutigen Henkersjahren mit einem Wagemut ohnegleichen den Rücken gedeckt hat, ich will ihn mir als eine geistige *Wirklichkeit* gerade in jenem *kritischsten* Moment vergegenwärtigen, da die Dämonie seiner Selbstaufopferung, sich selbst mit Begeisterung rezitierend, ganz offenbar Gefahr läuft, sich selbst in Frage zu stellen, sich selbst nicht mehr zu verstehen. Oder sollte die Besorgnis un begründet sein? Sollte Kraus, indem er aus jenem für immer »aktuellsten« seiner Werke liest, worin der Zeiten Schande besiegelt und »aere perennius« der Nachwelt überliefert ist – sollte er, da er mit wahrer Inbrunst die mark- und beinerschütterndsten Stichproben aus diesem grammophonetischen Gespensterfilm von ungeheurer Länge vorträgt, darin die Schande selbst das Wort führt und die Satire als Leidenschaft der Reflexion sich nur mehr im verbindenden Text und im gewaltigen Epilog auswirken konnte,

hierin jedoch bis auf die Spitze der Verzweiflung getrieben ist – sollte er *bewußt* das Odium auf sich nehmen, durch Bloßstellung des Unmenschlichen in seiner abstoßendsten Gestalt selbst abstoßend und unmenschlich zu erscheinen: nur weil er Grund zur Befürchtung hat, daß dieses Abstoßende die feminine Welt der Wirklichkeit immer wieder anzieht und spielend für sich einnimmt?! – Dies wäre möglich. Es würde auch die Vehemenz erklären, mit der er dieses Abstoßende immer wieder in ein satirisches Relief treibt, das notgedrungen wie ein Teufelsgespinnst ureigener Frivolität in seinen Mienen hängen bleiben muß. Mag aber im übrigen auch sonst noch manche Besessenheit im Ausdruck der Gesamtgeste fremd und schwer zu deuten sein – so z. B. wenn die Lust des Schauspielers die Leidenschaft des Schriftstellers bisweilen förmlich auszupeitschen scheint – das eine ist klar: der Geist, der hier einem Publikum entgegen, das für ihn im Dunkeln sitzt, die Zucht-, die Notzuchtrute schwingt, bis es sich in Verlegenheit, ja in Empörung windet [weiß Gott, aus welchen Tiefen der Bewußtlosigkeit da manchmal der Applaus herausspringt!], ist den entsetzlichsten Wehen der Zeit als deren leibhaftiges Paradox entbunden, ist gleichsam als Gottes Wechselbalg vom Schicksal in die Welt gesetzt. Diese Zeit aber steht am Ende ihrer glänzenden Laufbahn. Und was da oben schließlich so verwirrend-mächtig aus der schwächtigen Gestalt des überzeitlichen Satirikers tritt, ist die Vision des Mörders seiner Zeit. Des Mörders, der sein Opfer völlig in seiner Leidenschaft begräbt. Fürwahr, kein Schmerztöter tobt sich hier aus, sondern ein Lustmörder. Der passionierte Lustmörder all

der besinnungslosen Bestialität, die seit undenklichen Biedermeierzeiten den Geist der Menschlichkeit genotzüchtigt, geschändet, hingeschlachtet, mit dem Mantel der Nächstenliebe zugedeckt, ein Kreuz darüber gemacht und ihn zu guter Letzt im Massengrab des Weltkriegs mit Gloria-Viktoria zur letzten Ruh – zur Ruh in Gott! – bestattet hat. Aber gerade der Christ, der vor der Theodizee der Unbarmherzigkeit, die sich da wie ein blitzendes Lasso über schlagende Herzen und betäubte Köpfe in die Dunkelheit eines Saales wirft, am tiefsten erschüttert steht und nie die Sorge los wird, ob sie bei Licht besehen nicht auch die Schlinge ist, in der sich letzten Endes noch der Henker des Henkers fängt; er, der sich sagen muß, daß der Geist einer Zeit, aber auch der Geist, der ihn zu überwältigen berufen war, noch nie so in die Enge getrieben war wie heute und hier, in diesem Engpaß der Kraus'schen Satire, aus dem heraus erst Geist wieder ins Freie atmen kann: er also auch besinne sich am tiefsten. Er besinne sich, daß hinter dem Grauen dieser Offenbarung die Erscheinung unseres Dämons immer wieder Schimmer und Umriß jenes Engels mit dem flammenden Schwert annimmt, der die Erinnerung an ein verlorenes Paradies verteidigt. Und er vergesse nicht, daß aus dem Laster- und Lästergund seiner Satire, daß hinter dem phosphoreszierenden Höllenspek seiner metrischen Grotesken immer wieder Verse dieses Karl Kraus aufsteigen, in denen die Erinnerung an das verlorene Paradies in eine Wortgestalt von so erhellter Tragweite gehoben ist, daß sie sich wie ein Steg der Sehnsucht – und bleibe er auch, wie alle Poesie, ein schwanker Notsteg – ins ewige Wort Got-

tes spannt. Aus der Zeit des großen Kriegs der christlichen Völker Verse sind es eines Erzjuden – aufgetaut zum Herzfrieden eines ewig menschlichen Gedächtnisses. Verse wie diese, wahrlich der Treue eines christlich bewegten Menschen wert, dem sie einstmals – wie lange ist das her? – im Schneegrab einer Frühjahrsoffensive und unter dem Geklaffe der Geschütze trostreicher Klang im Ohr und wie die Wiederauferstehung zur Ehre Gottes – die endliche! – einer zu Ehren Satans eingeschmolzenen Osterglocke waren:

Heute ist Frühling. Zitternder Bote des Glücks,
kam durch den Winter der Welt der goldene Falter.
Oh knieet, segnet, hört, wie die Erde schweigt.
Sie allein weiß um Opfer und Thräne.¹

MITTEILUNG DES HERAUSGEBERS

1921

Theodor Haecker sieht sich, um Mißdeutungen seiner Position im Rahmen dieser Zeitschrift zu begegnen, zu der Erklärung genötigt, daß er *nur* für seine Aufsätze und Übersetzungen die Verantwortung übernimmt, dagegen für den Inhalt der Aufsätze Carl Dal-lagos jede *Mitverantwortung* in irgend einer Form ablehnt.¹

Hiezu sei mir gestattet, das Folgende zu sagen:
Durch nichts könnte die kritische Situation, in der sich der ›Brenner‹ und mit ihm sein verantwortlicher Leiter befindet, schärfer beleuchtet werden wie durch die vorstehende Verwahrung eines führenden Mitarbeiters, dessen geistiger Autorität der ›Brenner‹ ohne Zweifel seine eigene gesteigerte Bedeutung verdankt. Wenn ich daher zu dieser Kundgebung Stellung nehme – und zwar mit jener Ehrerbietung, die ich einer Persönlichkeit vom Range Theodor Haeckers in jedem Augenblicke schulde – geschieht es selbstverständlich nicht, um Kritik an ihr zu üben, sondern weil ich mich durch sie einem Gewissensdrucke unterstellt fühle, zwanglos zwar, doch so verpflichtend, daß er eine Gegenäußerung und überdies eine Entscheidung von mir verlangt, die zu umgehen oder auch nur aufzuschieben ich weder vor dem Forum dieser Zeitschrift noch vor mir selbst zu rechtfertigen vermöchte. Und so erkläre ich zunächst, indem ich Haeckers notgedrungene Feststellung für *meinen* Teil aus eigenem Antrieb unterstreiche: daß für Konzeption und Durchführung

der sechsten ›Brenner‹-Folge, wie sie hier abgeschlossen, und dennoch eine offene Frage, vorliegt, niemand verantwortlich ist als ich allein. Der Leser, der sich meines Vorworts² entsinnt, in dem der Anlageplan, so gut ich es ins Ungewisse eigener Voraussicht hinein vermochte, entworfen ist, dürfte sich von Anfang klar gewesen sein, daß diese Folge nicht auf einem vorgefaßten Programm, sondern auf einem prinzipiellen Wagnis beruht, das für die geistige Orientierung in der Zeit zwar, wie ich glaube, von Bedeutung, dessen Tragfähigkeit und Tragweite jedoch in Anbetracht gewisser Gefahrmomente, die es barg, zunächst nicht abzusehen und somit erst zu erproben war. Daß dieses Wagnis schließlich eine innere Krise zeitigte, die den gegebenen Rahmen der Zeitschrift – darüber gebe ich mich ja keiner Täuschung hin – sprengt und ihr Schicksal, in dieser Form zumindest, besiegelt, ist ein Verhängnis, das also im Bereich der Möglichkeit, das aber abzuwenden nicht in meiner Macht lag. Oder was meint hiezu der Leser? Er, der mir wichtig ist, und vor dem ich nichts voraushaben will als die Last der Verantwortung, ihn wie mich vor eine Aufgabe gestellt zu haben, deren Schwierigkeit – sofern sie nicht in einem vorentschiedenen geistigen wie religiösen Standpunkt von vornherein gelöst ist – uns beiden Kopfzerbrechen, und ist er leichteren Gewissens, ihm immerhin ein Kopfschütteln verursachen mag. Glaubt er, daß ich berechtigt, wenn schon im Herzen nicht imstande gewesen wäre, meiner Konzeption auf halbem Weg der Ausführung untreu zu werden, nur weil das Problem des ›Brenner‹ [dessen innere Aktualität noch keineswegs erschöpft, ja heute brennender als je

ist] inzwischen zu einer Gefährlichkeit erwachsen war, zwittermächtig genug, um den letzten Ernst meiner Verantwortungsbereitschaft herauszufordern und ihr gleichwohl den Anschein einer Fahrlässigkeit zu geben? Er entscheide; denn was hier in Frage steht, spielt zwischen ihm, dem Leser, und mir, dem Herausgeber, der diese Frage stellt und lieber zweideutig *scheinen* will als zweideutig *sein*. Eine andere Frage natürlich, die aber schon mehr mein Verhältnis zu den Mitarbeitern angeht, ist: ob ich meine Aufgabe als Herausgeber nicht von vornherein verkannt, ob ich sie nicht in dem Sinne mißverstanden habe, daß mir als dunkle, vielleicht sogar – ja sicherlich! – als eine helle Möglichkeit vor Augen stand, was einem voreingenommenen Blick von vornherein unmöglich scheinen mußte. Und hier bin ich an den springenden Punkt gelangt, wo ich eine Aufklärung oder vielmehr eine Nachprüfung meines Standpunkts – besser: meines Augenmerks – mehr mir selbst als anderen, die mit schärferem Gesicht begabt sein mögen, schuldig zu sein glaube.

Überblicke ich den Inhalt dieser ›Brenner‹-Folge, die wesentlich der Aufrollung des religiösen Problems im Hinblick auf das Christentum gedient hat, so muß ich bei aller Bereitwilligkeit, mich eines Besseren belehren zu lassen, sagen, daß das Prinzip, auf dem sie aufgebaut ist, mir im Grunde nicht nur richtig, sondern – blickt man in die Zeit, nicht bloß als in das vergängliche Gleichnis, sondern als in den schicksalsschweren Augenblick der Ewigkeit – auch wichtig erscheint. Denn was und wer hier stand – es waren wohlbedacht

nur wenige –, stand wohl zunächst im Umkreis seiner eigenen Bedeutung und Verantwortung, darüber hinaus jedoch im Wirkungskreis eines besonderen, ausschließlich *mich* verpflichtenden Moments, das die Situation des religiösen Augenblicks nicht nur im Geistesblick des Einzelnen, sondern in seiner Gesamtzuspitzung im geistigen Gewissensbild der Zeit, typisch ausgeprägt, aufzeichnen sollte. Ich glaube, daß gegen die Berechtigung dieses Prinzips nichts einzuwenden war, und gegen die Art seiner Durchführung auch seitens der Mitarbeiter nichts, ins solange diese die Gewißheit haben durften, durch das gelegentliche, wenn auch immer intensivere Aufblitzen geistiger Kontrastreflexe im Spiegel der Gesamterscheinung des ›Brenner‹ in ihrem Eigenlichte nicht verdunkelt, sondern im Gegenteil tiefer erhellt zu sein, als dies in einem ausgleicheneren und geistig weniger geladenen Projekt der Fall gewesen wäre. So standen hier neben und doch oft gegeneinander: der Gottesstreiter in der düsteren Glut seiner theologischen Erleuchtung, und der religiös bewegte Laie in der Geisteseinfalt seiner großen Unwissenheit; der Dichter in der wortbeschwingten Vollkraft seines Zweifels, und der Visionär der Glaubensforderung in der Erlöstheit durch das Wort. Man wird zugeben müssen, daß durch die Fügung oder – wenn man heute will – durch das Verhängnis eines solchen Kräftewiderspiels im Aufriß seiner Gesamtvision der ›Brenner‹ eine gleichsam kontra-rhythmisierte Stetigkeit und Festigkeit gewann, die ihm gestattete, sein Korrektiv unausgetragen jederzeit in sich zu tragen und seiner Spannungszustände immer wieder in sich selber Herr zu werden. Damit könnte ich

mein Gewissen ja zur Not beruhigen; freilich ohne daß ich irgend jemandem bewiesen hätte, daß es ein *gutes* Gewissen sei, das sich auf diese Art beruhigt. Darauf aber muß es mir vor allem ankommen, soll ich mich der Leitung dieser Zeitschrift nicht am Ende selbst für unwürdig erachten. Denn da es eine *religiöse* Bewegung ist, die hier im ›Brenner‹ die Entscheidung anstrebt – und zwar in einem Zusammenhang, der dem Verantwortlichkeitsgefühl des Einzelnen die schwerste Verpflichtung auferlegt, ja sein Gewissen mitunter peinlich berühren muß –, geht es nicht an, daß der Herausgeber sozusagen unverantwortlich hinter dem Deckmantel einer nominellen Verantwortungsbereitschaft verschwindet, von der nicht feststeht, ob sie sich am Ende nicht selbst eine Entscheidung ersparen möchte, die sie den Lesern zumuten zu dürfen wähnt. So ist es seine Pflicht, hervorzutreten und vollverantwortlich zur Stelle zu sein, in dem Moment, da das Prinzip, auf dem er die Entscheidung aufbauen zu können glaubte, von innen her ins Wanken gerät. Und abzutreten, wenn es sich als haltlos erweist. Dieser Moment, kein Zweifel, ist da; hervorgerufen durch das Wagnis eines Mitarbeiters, der anderen eine persönlich kaum beträchtliche, im Rahmen dieser Zeitschrift aber immerhin beträchtliche Verlegenheit bedeuten muß, sich diesen in einer kritischen Beziehung zu konfrontieren, insbesondere aber durch seinen affektbetonten Vorstoß in das Herz eines Problems, das ihm zum wunden Punkt im Seelenleib der Christenheit, einem anderen jedoch zu einer tiefverwunderlichen Herzenssache rechtgläubiger Erkenntlichkeit geworden ist: in das Problem der *Kirche*. Nun kann man ja im Zweifel

sein, ob für den rechtgläubigen, den »dezidierten« Christen ein religiöses Problem, das nicht schon ein für allemal entschieden wäre, überhaupt besteht; ich glaube: nein. Aber daß das Problem der Kirche – und das heißt natürlich: der katholischen – in seiner furchtbaren Fragwürdigkeit [und heute, im Zeichen des christlichen Weltkriegs, furchtbarer als je] besteht, das wird auch er nicht leugnen wollen. Und ist es das Verdienst eines Geistes wie Haecker [der bezeichnenderweise, wie seinerzeit auch Kardinal Newman, vom Protestantismus herkommt], uns die Wahrheit der katholischen Kirche – jener übernationalen, die existieren sollte und heute nirgends existiert – in einer Eisregion geistiger Erhabenheit ahnen zu lassen, die immer nur durch eine auftauende Erleuchtung von Menschen wie er – also von einem heiligen Geist Ergriffenen – sich dem Blick des Sterblichen enthüllt: was, frage ich, hilft es diesem Sterblichen zu wissen, daß die katholische Kirche im Besitz des wahren Glaubenssystems ist, wenn er dabei auf Schritt und Tritt dem Teufelsspuk einer katholischen Kirche begegnet, die die Waffen des Weltkriegs in allen christlichen Feindsländern gesegnet hat, im übrigen jedoch mit der vollendeten Umsicht einer geistigen Devisenzentrale in der Welt regiert, indem sie alles Gold der Wahrheit – auch jenes höherwertige natürlich, das heute außerhalb ihres Valutenbereichs gewonnen wird – zu ihrem weltlichen Vorteil einzieht und für den geistigen Notbedarf der Gläubigen ihre zwar noch immer hochverzinslichen, im ewigen Leben aber kaum mehr präsentierfähigen Weltkriegsschatzscheine mit dem Bilde des Gekreuzigten ausgibt. Es ist nicht Haß, der auto-

dhthone Katholiken zur Wahrnehmung einer solchen Sprache führt, sondern Trauer: Erfahrung an Seele und Leib – Wahrnehmung, wie gesagt, auf Schritt und Tritt. Und damit bin ich an den Punkt gelangt, der mich bestimmt, mein Verhältnis zu einem Mitarbeiter aufzuklären, der dieser Wahrnehmung den stärksten, aber gleichsam verblendeten Ausdruck verliehen hat, obgleich schon hier nicht zu übersehen ist, daß die Wahrnehmung seines Augenblicks, die sich im Ausdruck seiner Geistesgegenwart spiegelt, in jedem Falle klarer und eindringlicher ist als die seines Wortgesichts. Doch ehe ich mich anschicke, von Carl Dallago – von ihm, dem Allerfragwürdigsten – zu sprechen, ohne dessen Existenz der ›Brenner‹ nie ins Leben getreten wäre, der also sozusagen die geistige Keimzelle war und ist, aus der heraus der ›Brenner‹ zur Selbstbesinnung seiner eigentlichen Aufgabe erwuchs, sei mir gestattet zu bemerken, daß im Folgenden ein Blick der Liebe auf ihm ruht, der einem Blick des Ärgernisses standzuhalten sucht, nicht ohne diesem voll erkenntlich zu sein; denn beide sind berechtigt und von einiger Bedeutung – der Blick des Ärgernisses wie der Blick der Liebe – vorausgesetzt, daß sie nicht blind sind, sondern sehend.

Gewiß: Unwissenheit mag das Übel bleiben, das es immer war. Aber ich sage: irgendwo – da offenkundig nicht in ihm – irgendwo in der natürlichen Existenz des Menschen in der Welt muß die gravide Last des Wissens, die schicksalsschwere Frucht der Erbsünde, geistig ausgetragen sein, ehevor sie die beträchtliche Geisteseinfalt dieses Unwissenden als einen überflüs-

sigen Ballast, als die ausgestoßene Nachgeburt christlicher Weisheit in die Welt setzen konnte. Wie wollte man sich sonst auch diesen Fall erklären: daß nämlich ein Laie, der sozusagen eine einzige geistige Blöße und als solche eine wunderliche Anomalie christlicher Geistesgegenwart darstellt, sich in der Vorstellung einer geistigen Existenzberechtigung wiegen kann, die rein aus der Luft gegriffen noch so viel religiösen Niederschlag enthält, daß er Christen, die sich der Verantwortung ihrer Rechtgläubigkeit bewußt sind, aber auch Geistern, deren Antlitz offene Intelligenz ist, als ein Ärgernis und eine Torheit senkrecht auf die Nerven fallen kann. Übersieht man also nicht, daß diese seltsame Geistesfrucht, dieses triebhaft in seine Geistesursprünglichkeit verschlungene Naturgewächs – halb Blüte, halb Geschwür – dem mütterlichen Geistesleib der Christenheit entsprungen ist, und zwar dort, wo er sein Fleisch und Blut stiefmütterlich kasteit: dem strengen Schoß der Kirchengläubigkeit, so möchte man zunächst behaupten: Hier steht ein geistig unüberlebter Mensch im Vollgewicht seiner Fragwürdigkeit auf einem christlich überlebten Standpunkt. Aber da springt auch schon der Wortspieldämon in einer Anwandlung satirischer Beherztheit meine Wahrnehmung an und meint: Hier steht ein geistig unüberlegter Mensch im Scheingewichte seiner Fragwürdigkeit auf einem christlich überlegten Standpunkt. Sagt's und zieht sich verduzt zurück. Wovor? Vor der sonderbaren Witzgefeithheit dieses geistig ach so gründlich bloßgestellten Menschenlebens, das nichts als eine Daseinsmacht verkörpert, vor dem ich mit meinem und voraussichtlich mit jedermanns Witz und Latein glück-

lich zu Ende bin. Füge ich noch bei, daß Dallago offenbar vor seinem Gewissen keine andere Wahl hat als seine Gedanken aufzuzeichnen, und ich vor dem meinen – das *ist* ja das Verhängnis – keine andere, als sie zu drucken, so überlege ich immerhin: wie will man der Erscheinung dieses reinen Toren sonst begegnen, der – ein großes Kind in Mannsgestalt, das heute, da es Frühling ist, ein Jüngling und morgen schon, im Spätherbst, als ein Greis erscheint – mit aller Macht einer ungebrochenen Witterung, mit allem rätselhaften Eigensinn der Selbstpreisgabe in die große geistige Blöße aufgeht, die sich die Natur in ihm gegeben hat. Näher: die Natur des Abendlandes, näher noch: des heimatlichen Himmelstrichs, zu allernächst: der Scholle, die ihn trägt. Ja, ist es nicht verwunderlich, zu welchem Schemen von Verschollenheit ein sonst an nichts als lebhaft an sich selbst erinnernder Mensch [dem wie von oben her – das ist einfach zu *sehen* – ein Lächeln der Nachsicht folgt] so auf den ersten Blick der Liebe – und alle Liebe, die zum Schicksal werden will, ist Liebe *wider* Willen! – zusammenschrumpfen kann. Ja, wenn nicht alles trügt, so liegt hier eine abendländische Angelegenheit von so grotesk unmöglicher Art vor, daß sie sich fast notgedrungen in einem Gotteswinkel des verlorensten Tirol abspielen und sich voraussichtlich damit bescheiden muß, ein weitausschauendes alpenländisches Kuriosum im engen Herzen von Europa zu bilden. Ist es doch der Mensch in der Ursprünglichkeit seiner religiösen Existenz, aber in einem hin ein Mensch, dem zweitausend Jahre Christentum schwerer und eingefleischer, als er wahrhaben will, so in den Gliedern und im Blute liegen, daß seine Gangart

schleppend und doch weit ausgreifend, sein Ausdruck wechselnd und doch beharrlich, seine Gedanken ihrer selbst kaum mächtig und doch voll Mitteilungsbedürfnis sind – ein Mensch, der aus dem Dunkel seiner Selbstbehauptung in Gottes schöne Schöpfung tritt mit keiner tieferen Erkenntlichkeit als der von Gottes dankbarem Geschöpf –, der mit Dallago fragwürdig wie alles, was ohne Ausweis einfach da ist, ein unverkennbarer Herabkömmling, ein einfältigberedtes Mißverständnis seiner selbst im Licht des Christentums, auf den Plan tritt. Aus dieser armselig-beschränkten, geistig-verwirrten Position im Augenblick des Abendlands erklärt sich auch die Müh- und Müdseligkeit, mit der hier ein Mensch, folgsam seiner Urnatur und noch ganz überschattet vom Geiste seines Ursprungs, scheinbar ein Illusionist der Wirklichkeit, in Wirklichkeit ein Büsser [so daß er Dir vielleicht, o Leser, der Du altklug bist, bisweilen nur als Narr erkenntlich werden mag], seinen – für immer? – aus der Welt verlorenen Weg zurücklegt. Wohin zurück? Wer könnte dies voraussehen! Denn darf man annehmen, daß für uns, die wir zur Nachsicht und zur Nachfolge bestimmt sind, das Kreuz nun ein- für allemal im *Geiste* aufgerichtet ist, und soll das glaublich heißen: im Geist des Gegensatzes von Natur und Geist, so ist es scheinbar am entrücktesten und doch in Wirklichkeit am nächsten dem errichtet, der aus einem unreligiösen Beweggrund seiner Natur sich dieses Gegensatzes nicht nur nicht bewußt wird, sondern *reinen Herzens* ihn von sich aus leugnet, ohne daß es ihm *natürlich* gegeben wäre, ihn in sich auch wirklich zu verleugnen. Das sollte man, um diesem Fall gerecht zu werden,

nicht außer acht lassen. Spiegelt sich doch schon ein Sinnbild dieser Möglichkeit in der fatalen Tatsache, daß bei Dallago seine außerordentliche Naturverwachsenheit und seine außerordentliche Geistesweitschweifigkeit sich in Gedanken so unversöhnlich heidnisch-christlich [ein echter Sohn der Berge!] durchkreuzen, daß er im Zentrum seiner Leidenschaft: im Ausdruck seiner Unwissenheit – also dort, wo der Geist der Natur und jener des Wortes, statt sich in gegenseitiger Verkennung aufzureiben, sich wie in einem Liebesschoß erlöster Zwietracht einen müßten – wahrhaftig wie ans Kreuz geschlagen scheint. Das gibt vielleicht für den, der ihn, wie ich, nicht eben deshalb *lieben* muß, einen tragikomischen Aspekt von solcher Ungereimtheit, daß das Wagnis, ein im Grunde so befremdendes Schauspiel schriftstellerischer Selbstverkenntnis unbefangen zur Schau zu stellen, Zweifel an meinem Verantwortlichkeitsgefühl oder an meiner Zurechnungsfähigkeit erwecken könnte. Und so greife ich die Frage in mir auf: ja, warum drucke ich Dallago? Und warum drucke ich ihn in einer Umgebung, in der er noch beträchtlich tiefer ausgesetzt erscheinen muß als in der Welt, die ihn in Wirklichkeit umgibt? Nun, eben *deshalb*! Um ihm zu einer letzten Bloßstellung vor den Augen des christlichen Gewissens dieser **Zeit** zu verhelfen. Wird es doch offenbar, daß aus dem heidnisch grundierten Lebensspiegel der immer reinen geistigen Anstrengung dieses Erdenwandlers – selbst wenn es ihr verhängt sein sollte, ins geistig Bodenlose aufzugehen –, manche christliche Wahrheit von entscheidender Bedeutung, die schon im Heidentum und [nach Dallago] wer weiß wo vorhergesehen war,

sichtbarer, lebendiger, einleuchtender – ja bis zur hellen Fragwürdigkeit, weil bis zur unreligiösen Selbstverständlichkeit verkörpert, also in seinem Geist, d. h. in ihrem Ursprung, doch wieder seltsam verdunkelt – in Erscheinung tritt, als sie selbst in der lichtesten Geistesglut des gottbegnadeten Apologeten, dem kraft seines lebendig entschiedenen Glaubens keine Fallstricke mehr im Geist gelegt sind, zu Zeiten und auf Augenblicke und für Menschen, die entsprechend bildungs- und gewissenstüchtig sind, deutlich zu werden vermag. Und nun, entrückt sich mir Dallagos irrlichte, aber fraglos geistumwitterte Erscheinung wie von selbst in eine Region der Selbsterhellung, die mir Anlaß zu immer dunklerer Betrachtung geben muß, so kann ich das eigene Befremden darüber nur beschwichtigen, indem ich mir nochmals vergegenwärtige: daß es die *Natur* ist, die Natur als Schöpfung, die sich diese Blöße – diese *christliche* Blöße – wahrnehmbar für alle, die nicht blind sind, in ihm gibt. Denn, bei Gott, ich fühle mich nicht berufen, den grausam unerlösten Gegensatz von Natur und Geist, in dem das orthodoxe Christentum – und zwar in jenen Einzelnen, die noch nach Christi Wort, d. h. in der vollendeten Weisheit der Liebe leben, gewiß zur höheren Ehre Gottes –, in seiner konfessionellen Dämonie jedoch, sofern der geistige Blick in das verheerte Antlitz der christlichen Menschheit nicht trügt, sehr zum Verfall dieser lebt und webt, so ohne weiteres, ohne die äußerste Not, an eine unbeschwerlichere Einsicht zu verraten. Nein, ich fühle mich *nicht* berufen; denn ich bin zwar – und gerade in Ansehung *dieses* Falles – vom Gewicht dieser Versuchung bisweilen schwer bedrückt,

aber im Innersten, so sehr ich die Entscheidung anstrebe, keiner Entscheidung mächtig, die mich nicht in die Qual eines vertieften Zweifels zurückstieße. Das heißt: ich bin auch der Entscheidung nicht mächtig, die die christliche Glaubensforderung an den Einzelnen stellt, insolange nämlich diese nicht über ihre apologetische Bedeutung hinweg in eine geistige Wirklichkeit hinausweist, durch deren Wahrnehmung in einem bestimmten Fall sie erst die unbegrenzte Wahrheit ihres eigenen Gesichts enthüllt. Oder – vielleicht ist es vermessen, so zu fragen, gleichwohl kann ich die Frage in diesem Zusammenhang nicht unterdrücken –: ist denn da einer unter uns, und sei er seiner Rechtgläubigkeit noch so sicher, der sich in bangen Augenblicken der Verantwortung nicht dem erschütternden Bedenken hingeben müßte, ob denn das christliche Paradox – gewinnt es erst einmal im Daseinsausdruck eines Laien eine so verzweifelt fragwürdige Gestalt, daß sie aller christlichen Gewitztheit des Geistes im Geiste ihres ungewitzten Wesens christlich widersteht – nicht am Ende einer christlichen Selbstverleugnung fähig sei, die dem Verstande, aber auch dem Glauben, der sich auf sich selbst etwas zugute tut, das schwerste Opfer zumutet. Allerdings, das könnte heißen: die christliche Gottesvorstellung auf den Kopf stellen. Und zwar auf den Kopf eines Menschen, der zwischen weltlicher und geistlicher Gewitztheit selbst so hartnäckig auf den Kopf gefallen scheint, daß seine Geistesgegenwartsgebärde: Ich verstehe die Welt und mich in ihr nicht mehr! sehr wohl das Zwerchfell und die Galle, aber auch das Herz des christlichen Verstands erschüttern kann. Eben je nachdem, ob es ein

Blick des Unmuts ist oder der Liebe, der sich an diesem Falle stößt, beziehungsweise stählt. Ja, wenn ich es verraten darf: er scheint mir wie zur Probe auf dieses christliche Exempel von einer reinen Absicht der Natur der christlichen Welt vor Augen gestellt. Denn es ist zwar leicht, sich an Dallago zu ärgern, aber schwer, ihn zu lieben, und doch schwerer noch, ihn nicht zu lieben. [Ich wenigstens bekenne dies als mein Erlebnis, das sich sohin keiner Kritik von außen, sondern lediglich der Selbstkritik aufdrängt.] Oder läßt sich etwa leugnen, daß in die blühende Einöde seiner Gedankenwelt, in den Tag- und Nachtwechsel seiner Bewußtseinsdämmerungen, ja in die äußere wie innere Mühsal seines Aufzeichnungsvermögens [dem mein Sprachgewissen sogar gelegentlich nachhelfen muß], kurzum in alle Blößen, die dieser Mensch sich gibt, ihm doch immer wieder wie von weither ein gleichsam feststehender Augenblick ursprünglicher Klarheit folgt, der nicht von dieser Welt und einfach unübersehbar ist? Die Wahrheit ist, daß die Erscheinung dieses Nirgendwoher-Irgendwohin, der einen Weg der Selbstrevision beschreibt, von dem man heute noch nicht wissen kann, wohin er ihn in seiner Irrseligkeit zurückführt – denn vergessen wir nicht, daß ihm wie uns das Kreuz im *Geiste*, d. h. im Kreuz des *Glaubens*, aufgerichtet ist! –: die Wahrheit ist, daß allerdings im Feuereifer der Paulinischen Nachfolge eine Erscheinung wie die seine sich in ein lächerliches Nichts verzehrt, im Licht des Wortes Christi aber, das die Liebe ist, wie unter die Last einer letzten Fragwürdigkeit in dieser Welt gebeugt ihrem unbekanntem Ziel entgegenstrebt. Will man nun nicht lächerli-

cherweise annehmen, daß in ihm [der morgen vielleicht schon keine Möglichkeit mehr hat, sich dieser Welt verständlich zu machen, so sehr versiegt sie ihm mit dem Erscheinen dieser Zeitschrift], die Erscheinung des Antichrist sich ihre erste, christliche Blöße gebe, dann bleibt nur die Erklärung einer schier ungläublichen, fast bis zur geistigen Selbstvernichtung gesteigerten Selbstüberhebung des christlichen Paradoxes in der Verkörperung dieser lautereren, irrgläubig an sich selbst erinnernden, wirrselig in sich selbst wie in die Herrlichkeit der Gottesnatur verschauten *Menschennatur* – einer Natur, die *lebt* und dennoch weltverloren ist, während im dunklen Schoße ihrer Un-erlöstheit, im umflorten Lichtblick ihrer Unwissenheit vor Gott die Schuld der Christenheit sich geistig erlöst und gleichwohl so vertieft, daß – gehen ihr nicht *jetzt* die Augen auf – sie ungebüßt bis an das Ende der Welt bestehen bleiben wird. Und kann man die erschütterndste Glaubensvision im Eigenlicht der christlichen Paradoxie und durch das Medium eines Menschen wie Dallago nicht ohne Furcht und Zittern ins Auge fassen, so mag man in ihrer Andeutung getrost – und, will man es vor Gott verantworten, in *Gottes* Namen denn! – die Ausgeburt eines verhängnisvoll vollendeten Schwachsinn erblicken [denn seiner bin ich mir vor Gott bewußt], nicht aber den vermessenen Versuch, ein gläublich ein- für allemal *göttlich* entschiedenes Schicksal in die trostlose Perspektive menschlichen Aberwitzes zu stellen. So sei und bleibe es ein persönliches Bekenntnis, das niemandem zu schaffen machen braucht als mir. Zu welchen Mißverständnissen es Anlaß geben kann, hat mich – da ich

es nicht leichthin, nicht aus eigenem Antrieb, sondern unter überlegenem Gewissensdruck und so ablege, daß es sein Korrektiv auf *jeden* Fall [und insbesondere für den ständigen ›Brenner‹-Leser, dem die Möglichkeit der Nachprüfung gegeben ist] in sich trägt – vorerst nicht weiter zu bekümmern. Sollte es ja zunächst nur dazu dienen, meine Haltung als Herausgeber einem Mitarbeiter aufzuklären, dem sie fragwürdig geworden; der im Bewußtsein einer strengeren Verantwortung leben mag als ich, und der daher ein Recht hatte, zu fragen, und auch darauf, daß ich ihm die Antwort – *die allein mir mögliche!* – nicht schuldig bleibe. Ich weiß nicht, ob ich sie vor ihm, aber ich möchte hoffen, in zuversichtlicher Besorgnis hoffen, daß ich sie vor Gott verantworten kann. Denn ich mußte sie wohl einem beschränkten Verstand, aber zu allererst – auch das weiß Gott! – durch zwanzig Tage und Nächte einer entschiedenen und vorerst *so* entschiedenen Bedrängnis einem mächtig bewegten Herzen abringen.

Ich weiß nun nicht, ob nach dieser Erklärung [von der übrigens dahingestellt bleiben muß, ob sie nicht am Ende eine reine Privatangelegenheit betrifft, welche eine christliche Menschheit, die mit der Beilegung ihres Weltkrieges und der endlichen Herbeiführung *ihres* Weltfriedens alle Hände und Köpfe voll zu tun hat, nichts angeht] ein Fortbestand der Zeitschrift in irgend einer Form noch möglich ist, ob sie überhaupt noch einen Sinn hat. So peinigend mir der Gedanke ist, daß sie als eine offene Wunde im Geistesleben der Zeit zurückbleiben soll – denn gibt es ein religiöses

Problem, so ist es in seiner Aktualität im ›Brenner‹ aufgeschlossen –: es steht nicht in meiner Macht, eine Entscheidung zu treffen, die nur die Vorsehung im Weg der Nachsicht jener Mitarbeiter treffen kann, die an meiner Haltung etwa Anstoß nehmen. Denn ich, der ich mich stets als den Geführten wußte [oder wer möchte bezweifeln, daß ich das Amt, das ich versah, nicht so sehr ergriffen habe, als daß es *mich* ergriffen hat!], kann mich der Einsicht nicht verschließen, daß wohl die Leitung der Zeitschrift unter meiner Verantwortung, nicht aber ihr Schicksal in meine Hand gegeben ist. So trete, bis die innere Situation geklärt und auch die äußere Möglichkeit des Weiterbestehens, sei es in immer welcher Form, gewährleistet ist, eine Pause im Erscheinen des ›Brenner‹ ein. Ob kurz oder lang – sie ist im gegebenen Augenblicke der Entschluß, der, wie ich hoffe, weder einer Willkür noch einer Ausflucht gleichsieht; ein Entschluß, der übrigens auch dem Nachhall dieser Folge im Herzen des empfänglichen Lesers zugute kommen mag. Und war es – fern von jedem Ehrgeiz – mein Glück und meine Qual und ein Beruf, der sich von selbst belohnt, von selbst bestraft, nach bestem Gewissen und Vermögen Lesern wie Mitarbeitern so zu dienen, als sei damit der Vorsehung gedient, so mögen sie gestatten, daß ich ihnen danke – denn ich war im Zentrum dieser Spannungen, im Brennpunkt der Verantwortung des ›Brenner‹, an innerer Zuversicht doch stets der Reichstbeschenkte –; und wenn ich ihnen *allen* danke – dem Freunde, der mir zu Beginn zur Seite stand, und jenen Lesern auch, die durch Berücksichtigung des jüngst erlassenen Aufrufs³ ihre Erkenntlich-

keit oft rührend bekundet haben –, so mögen sie noch überdies gestatten, daß ich in tiefstempfunderer Verbundenheit der hochherzigen Gesinnung jenes Mannes⁴ gedenke, der aus Liebe zur Sache des ›Brenner‹ – aus reiner Begeisterung für die Flamme, die ihn nährt – Sorge dafür getragen hat, daß ich ohne allzu drückende Rücksicht auf die Schwierigkeit der Zeitverhältnisse meine Aufgabe bis zu diesem Wendepunkt im Schicksal der Zeitschrift durchführen konnte.

FÜR GEORG TRAKLS GRAB

1922

Ein in Polen lebender Freund dieser Zeitschrift hatte im letztvergangenen Sommer auf meine Bitte hin die Güte, Nachforschungen nach dem Grabe Georg Trakls anzustellen. Schon nach einigen Wochen konnte er mir das Ergebnis seiner Bemühung auf einer Karte folgenden Inhalts melden:

Dzieditz, 12. August 1922

Sehr geehrter Herr! In Eile Nachstehendes! Georg Trakls Grab gefunden. Keinerlei Zeichen oder Nummer. Liegt am Friedhofe Rakowice in der 13. Reihe, 45. Quartier, Grab soll Nr. 45 tragen. Durch den Maurer, der dort lange Jahre arbeitet, das Grab auf Grund der Aufschreibungen gefunden. In der Aufsichtskanzlei über die Gräber war Name überdies verrieben. Statt Trakl stand dort Frankel. Name wurde richtig gestellt. Bei Truppenkörper steht: Lt. Med. abt., die anderen Daten stimmen. Das fünfte Grab von Trakls Ruhestätte ist mit einem Stein gekennzeichnet. Dort ruht ein gewisser Waclaw Petr, am selben Tage gestorben. Ein Zementsockel um das Grab kostet von dem Maurer, der dort am Friedhof arbeitet, 20000 poln. Mk. – Viele Grüße Ihr erg. E. R.

Freunde! die ihr euch der Vision des Lebenden erinnert, der weither dunkelnden Voraussicht im Tiefblick seiner Schwermut:

Ein Schatten bin ich ferne finsternen Dörfern.
Gottes Schweigen
Trank ich aus dem Brunnen des Hains¹

die ihr, ergriffen von dem unvergänglichen Gesicht des Abgeschiedenen – ja, des Verwesten, seht, »der bläulich die Augen aufschlägt«! – nunmehr erfahrt, wie namenlos und irdischem Gedächtnis fast verloren die Stätte seiner letzten Heimsuchung hier in der Fremde einer Welt liegt, über deren dunkelstem Erdenlos zu unserem Trost doch immer noch die Sterne unserer ewigen Heimat funkeln: laßt diese Mahnung euch ins Herz geschrieben sein! Helft mir das Grab des Dichters, dessen Name und Vermächtnis wie keines anderen, der mit uns lebte, dem Herzen teuer ist, vor völliger Verwahrlosung, vor spurloser Vergessenheit bewahren! Laßt uns sorgen dafür, daß dieses Grab gehügelt und umfriedet und – bescheidenstes Wahrzeichen der Erkenntlichkeit! – mit einem Kreuz versehen werde, das Georg Trakls Namen trägt. Mehr braucht es ja fürs erste nicht, um in fremdem Land, in dieser Zeit des Weltelends, die Ruhestätte eines Dichters zu bezeichnen, der – ein Deutscher von Geburt und Geist, und seinem Wesen nach ein Christ – in den siebenundzwanzig Jahren seines ausgesetzten Daseins ein Fremdling war, ein Heimsucher auf dieser Erde, und längst und aufrichtig gebeugt unter sein Schicksal, da ihn im ersten Ansturm des entbrannten Weltkriegs und in der letzten Blüte seines Welt Schmerzes die Vorsehung gefällt, nicht anders als sei damit sein eigener Wille, sein letzter, ungebrochener, erfüllt. So stark war dieses Lebens eingeborener und

doch im Schoße seiner Dichtung zum Gleichnis des Unsterblichen aufkeimender Verwesungstrieb, so kräftig aber auch sein Körper und sein Geist so klar, und beides Inbegriff einer bisweilen fast heroisch anmutenden Gefaßtheit und Geduld, daß das Dunkel, das undurchsichtige, das schließlich seine sterbliche Erscheinung verschlang, sich dem rückschauenden Auge immer noch zu eindringlicherer Wahrnehmung – ja fast zur glaubhaften Vision eines »natürlichen« Todes – verdichtet, als die oberflächlich einleuchtende, im übrigen durch nichts beglaubigte Version des Selbstmords, mit der man es leichthin gelichtet wähnt. Dies deutlicher zu erhellen, mag einer späteren Gelegenheit vorbehalten bleiben, wenn es mir erst einmal gegeben sein wird, hier jener letzten, erschütternden Begegnung zu gedenken, die ich Ende Oktober 1914, kurz vor seinem Tode, mit Georg Trakl an Ort und Stelle seines Sterbens, im Garnisonsspital zu Krakau hatte. Dergleichen preiszugeben könnte ja wohl überhaupt erst nötig scheinen, wenn die Beherzigung dieses Aufrufs, soweit sie seiner Absicht durch die Tat entsprechen will, hinter den Erwartungen zurückbleiben und allzu peinlich gegen die Beherztheit einer Pietät abstechen sollte, die den Namen des Dichters, kaum hatte er die Welt verlassen, auch schon auf Luxusdrucken, in modernen Anthologien, und neuestens sogar im Animierbereich der großen Welttheaterfestspiele seiner Heimatstadt zu Ehren brachte, ihn so beizeiten der Glorie eines Zeitbedürfnisses einverleibend, das freilich heute sich selbst schon überlebt haben dürfte. Denn ein Zeitbedürfnis, weniger befristet und doch dringlicher zu stillen, ist auch dieses: das Grab des

Dichters – der doch wohl in einem anderen als jenem glänzend verweslichen Sinne »unser« war – dem Gedächtnis der Nachwelt zu erhalten. Und so richte ich denn an alle, denen die Erscheinung des Verewigten zum unvergeßlichen Erlebnis wurde – und deren sind, ich weiß es, in deutschen Landen viele –, an alle, die auch äußerlich dazu vermögend sind, die Bitte, dem kleinen Kreis von Freunden, die Georg Trakl in seiner letzten Lebenszeit persönlich nahe standen, bei Aufbringung der Mittel für die Herrichtung, Kennzeichnung und Erhaltung seines Grabes behilflich zu sein. Wohl durften wir hoffen, das dringendst notwendige Erfordernis an Mitteln zur Verwirklichung dieser Absicht auch im Weg einer privaten Werbung sicherstellen zu können, ja da und dort haben hilfreiche Hände sich uns schon entgegengestreckt. Aber abgesehen davon, daß dies doch ein beschwerlicherer Weg ist, der überdies vielleicht nicht ganz zum Ziele führt, mußten wir uns sagen, daß an der Ehrung des Andenkens Georg Trakls wohl auch jene vielen Unbekannten teilzunehmen berechtigt seien, die diesen Dichter vielleicht nicht minder tief ins Herz geschlossen haben als wir, die ihn persönlich kannten. Und nur so, nur durch die Wendung an die Öffentlichkeit – und zwar in dem gegebenen Wirkungskreis der Zeitschrift, auf deren Boden die Erscheinung Georg Trakls zuerst in sichtbare Gestalt erwuchs – ließ sich am Ende auch noch die Erfüllung eines anspruchsvolleren Wunsches erhoffen, dieses nämlich: dem toten Freunde an der ferngelegenen, unserer dauernden Betreuung leider entrückten Stätte seiner Abgeschiedenheit ein möglichst unzerstörbares, nicht so leicht vergängliches Denk-

mal unserer Liebe in der Form eines wenn auch noch so schlichten Grabsteins zu errichten. Ein solches Werk der Liebe vor Augen, das, wenn es gelingt, ein Werk der Treue zu uns selbst ist, das uns eint – sagt, Freunde: sollten wir nicht selbst aufatmen, um einen Herzdruck leichter und zuversichtlicher des Künftigen gewärtig, sofern es uns gelänge! Ach, daß durch eine Tat vereinter Liebeskraft es glückte, das Bild des Dichters, der als solcher – wie wird das einmal vollends deutlich sein! – der Seher seines Schicksals im Schicksal seiner Generation gewesen, im Gedächtnis der Nachwelt aus der düsteren Vision seiner Verwesung zu lösen und es für immer in jenen lichteren Bereich seiner verewigten Gesichte zu heben, die wie ein Rundblick seiner Zuversicht und seiner Hoffnung auf Erlösung sind! Wie dieses etwa, dieses eine, an dem wir, Freunde, nicht vorüber können, das wie ein Bild des Auferstandenen uns begegnet:

So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;
Und leise rührt dich an ein alter Stein:
Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein.
O Mund! der durch die Silberweide bebt.²

AUFRUF ZUR SUBSKRIPTION AUF DEN
NACHLASS VON FRANZ JANOWITZ

1925

Am 4. November 1917 ist Franz Janowitz an den Folgen einer schweren Verwundung, die er am ersten Tag der großen Durchbruchsschlacht gegen Italien bei einem Sturmangriff auf dem Monte Rombon erlitt, in einem Feldspital des ehemaligen Küstenlands gestorben. Was er, der Fünfundzwanzigjährige, der Nachwelt zur Erinnerung hinterlassen, was er selbst noch zur Veröffentlichung bestimmte, sind Gedichte – ein knapper Auswahlband, zwei Jahre nach seinem Tod erschienen. Und in der Tat, hier war Erinnerungswertes: denn rückvergütet dem Gesicht des Allerbarmers schien da mit einemal das schuldige Antlitz dieser Welt, und Gottes Schöpfung wieder ursprünglich bedacht. Ja, hier war Erde, hier war Himmel, noch unverrückt am letzten wie am ersten Tag, und zwischendurch im Weitblick einer tiefbeherzten Wahrnehmung – ein Firmament der Sehnsucht unter ziehenden Wolken – des Menschen Seele: Irrsal, Einsamsein und Liebe. Fürwahr, ein helles Blütenwunder menschlicher, mitmenschlicher Besinnung, ins volle Licht seiner Beschaulichkeit entfaltet von einem frischergrünem Trieb des Wortwunders am alten Stamm der Sprache, so stand dieser Gedichtband 'Auf der Erde'¹ über dem Grabe seines Schöpfers und der Mörderzeit, die ihn gefällt.

Aber was Franz Janowitz noch selbst, was er zualler- nächst für würdig befunden, von ihm zu zeugen, ist nur ein Bruchteil dessen, was sein – des Dichters wie

des Denkers – bemerkenswertes künstlerisches Vermächtnis darstellt. In seinem Nachlaß fanden sich – neben Fragmenten – noch eine große Anzahl vollendeter Gedichte; des weiteren Novellen, Tagebücher und kleinere philosophische Schriften.

Der Brenner-Verlag hat nun die Absicht, diesen Nachlaß, sorgfältig gesichtet, herauszugeben. Voraussichtlich in zwei Bänden geringeren Umfangs, von denen der eine Gedichte [darunter die beiden Zyklen ›Der tägliche Tag‹ und ›Der steinerne Tag‹], der andere ausgewählte Prosa enthalten soll.

Die Entscheidung darüber, ob dieser Plan verwirklicht werden kann, wird aber bei jenen liegen, an die hie mit die Einladung zur Subskription auf den Nachlaß von Franz Janowitz ergeht. *Wer bereit ist, zu subskribieren, teile dies dem Brenner-Verlag mit!* Von dem Erfolg dieses Aufrufs wird es abhängen, ob ein Dichter, dessen Andenken kein Geringerer als Karl Kraus zu Ehren gebracht und öffentlich betreut hat, im Gedächtnis der Nachwelt fortleben oder ob der Vergessenheit anheimfallen soll, wer ein Gedicht geschrieben hat wie dieses:

Über den Schläfern

Daß deine Sohlen nicht immer
waren so hart bedient,
ahnst du es, Schläfer, im Traum?
Vierwändig bannt dich ein Raum.
Aber einst war das Unten und Oben,
war das Überall dir
schwebend bewohntes Zimmer!

Daß deine Augen nicht immer
Sehnsucht um Sehnsucht verströmten,
ahnst du es, Schläfer, zur Nacht?
Weit ist, was blicken dich macht,
weit mit dem Lichte des Nachbarn Haus.
Aber einst warst du
alles Geschauten flügelschlagender Schimmer!

Und wenn du sprichst, die Brücke
baust zu des Bruders Bild,
ahnst du es, ahnst es in Leid:
Nicht immer war dies dunkle Entzweit,
nicht der Worte verzweifelter Flug.
Einst war es gut,
einst war nur eins,
jetzt erst, Stück, gibt es Stücke!

Aber einst endet das Irren im Kreis,
endet das Stoßen und Klirren der Scherben.
Ahnst du es, Träumer, das sinkende Weiß.
in das wir Farben zusammensterben?
Aber dann landen in endlichen Schlaf
auch dieser Blicke und Worte Fahrten,
heimkehrt der Blitz, der weiß jeden traf,
wenn wir, wenn wir Geliebtes gewahrten,
endet der Erdennacht Lampe und Pein,
endet, was ratlos blieb, wenn es uns bliebe,
endet im Wiederbeisammensein,
zögert am Ziel,
landet in sich,
endet in Liebe!

Daß dein Schweben einst wieder
sehnt sich hinab, hinab,
ahnst du es, Schläfer, im Traume des Traums?
Starrende Wände des Raums,
hörst du dich rufen nach ihnen?
Zieht es dich nicht in Fluch und Qual,
doch auch zur Liebe, zum zweitenmal
jetzt schon zur bitteren Erde nieder? ²

DER ABSCHIED

1926

Es war eine zauberhaft erhellte, traumhaft stille Mondmitternacht Ende August, als auf dem Hauptbahnhof von Innsbruck Trakl, eine rote und bei jedem Abschiedsnicken fast gespenstisch mitnickende Nelke auf der Mütze, den Viehwaggon bestieg, der ihn, den Lebenden und in dieser Stunde Heiteren, für immer uns entführte...

Die nächste Nachricht, die mir von Trakl zuing,¹ war eine zensurierte Feldpostkarte mit dem Vermerk »Krakau, Garnisonsspital Nr. 15, Abteilung 5«, von ihm selbst geschrieben:

Verehrter Freund!

Ich bin seit fünf Tagen hier im Garnisonsspital zur Beobachtung meines Geisteszustandes. Meine Gesundheit ist wohl etwas angegriffen und ich ver falle recht oft in eine unsägliche Traurigkeit. Hoffentlich sind diese Tage der Niedergeschlagenheit bald vorüber. Die schönsten Grüße an Ihre Frau und Ihre Kinder. Bitte telegraphieren Sie mir einige Worte. Ich wäre so froh, von Ihnen Nachricht zu bekommen.

Herzliche Grüße

Ihr ergebener

Georg Trakl

Viele Grüße an Röck

Auf diese Mitteilung hin, der zu entnehmen war, daß kein einziger der Freundesgrüße Trakl im Felde erreicht hatte, reiste ich nach Krakau.

Ich traf am 24. Oktober, einem Samstag, früh morgens dort ein und blieb bis zum Abend des nächsten Tages. In der Stadt wie in der Aufnahmskanzlei des Garnisonsspitals herrschte lebhaftige Bewegung: Die Einschließung Przemysls von drei Seiten und der Druck des Feindes von Norden her hatten eine bedrohliche Lage geschaffen.

Der Chefarzt, ein Tscheche, schien zerstreut, als ich ihm mein Anliegen vortrug und den offenbar etwas naiven, weil allzu zivilistisch orientierten Wunsch aussprach, den erkrankten Freund – womöglich gleich! – in häusliche Pflege übernehmen zu dürfen. Er schüttelte nur schweigend und wie abwehrend den Kopf. Aber ein Assistenzarzt, der dabei stand, ein Pole, nahm mich mit der Bemerkung, daß Trakl in seiner Behandlung stehe, beiseite und erklärte, sich sehr für diesen Fall zu interessieren. Froh, ein geneigtes Ohr zu finden, teilte ich ihm alles, was sein fachliches Interesse wie auch seine menschliche Teilnahme erregen konnte, mit, im besonderen darauf verweisend, daß Depressionszustände dieser Art bei Trakl keine Seltenheit seien und in entsprechender Umgebung rasch zu weichen pflegten. Dann bat ich um die Erlaubnis, den Freund gleich jetzt, außerhalb der Besuchszeit, sprechen zu dürfen, was der Arzt gestattete.

Auf dem Korridor im Erdgeschoß der Psychiatrischen Klinik hielt ich einen Wärter an, der eben vorbeikam, und fragte ihn nach Trakl. Er trat auf die nächstgelegene, eine schwarz gestrichene Tür zu und öffnete ein Guckloch: »Meinen Sie den da?« – Ich warf einen Blick hinein: »... danke – ja!« Trakl saß, die Bluse lose zugeknöpft, auf dem Bettrand, rauchte eine

Zigarette und schien sich eben ruhig mit einem [mir im Augenblick nicht sichtbaren] Gegenüber zu unterhalten. Die Zelle, schmal und hoch, war von feinem Tabakrauch wie eingenebelt; aber durch ein hochgelegenes, kreuzweis starkvergittertes Fenster fiel ein voller Strahl der frühen Vormittagssonne, der die Rauchwölkchen wie leichtbewegten Morgennebel goldig durchleuchtete. Plötzlich wandte Trakl, die Zigarette weglegend, kaum merklich den Kopf, sah gespannt zur Tür her, als begegne er meinem Blick. Da hatte ich auch schon geöffnet – und nun geschah es, daß der Freund, der sich erhoben hatte, mich groß anblickend ruhig auf mich zukam und, ohne ein Wort zu sagen, mich in die Arme schloß.

Sein Wesen schien in nichts alteriert und durchaus gefaßt. Auf meine Frage, wie er sich befinde, erwiderte er: leidlich: Übrigens sei es ein Zufall, daß ich ihn hier noch träfe. Er sei nämlich schon nahe daran gewesen, das Spital zu verlassen – zugleich nahm er eine Feldpostkarte vom Nachtkästchen und wies sie mir vor: »Sehen Sie, hier hatte ich es Ihnen mitgeteilt!« Aber er hatte die Karte [die ich flüchtig überlas und ihm zurückstellte] nicht abgeschickt. Denn eine leichte Angina, die er sich kürzlich zugezogen, habe ihn genötigt, vorläufig noch hier zu bleiben. Doch sei er schon fieberfrei und wieder hergestellt, und er müsse sich nur wundern, daß von dem Entschluß, ihn aus dieser Situation zu entlassen, nun bei den Ärzten, wie es scheine, keine Rede mehr sei. Er habe den Eindruck, man wolle ihn mit Ausflüchten hinhalten.

Ich suchte seine Bedenken zu zerstreuen. Mir war aber dabei selbst etwas beklommen zumute. Denn aus der

Unterredung mit dem Arzt, dem bei der Briefzensur auch einige Gedichte Trakls zu Gesicht gekommen waren, war mir haften geblieben, daß er diesen Fall zum Kapitel »Genie und Wahnsinn« rechne, womit er anzudeuten schien, daß weitere Vorsicht und Beobachtung geboten sei.

Nach welcher Richtung übrigens sich Trakls Mißtrauen verdichtet hatte, sollte ich nachmittags erfahren, als wir uns – es war ein schöner, leichtverhängter Herbsttag und die Luft fast frühlinghaft mild und weich – im Spitalsgarten ergingen. Trakl erzählte da in seiner beherrschten, sich immer wie im Augenblick entsinnenden und nur auf die Vergegenwärtigung von Unvergeßlichem bedachten Art das Wenige und doch für ihn so sehr Verhängnisvolle, das er im Feld erlebt hatte. In der Schlacht von Grodek, kurz vor der Entscheidung und schon im Rückschlag einer an der Front ausbrechenden Panik, war die Sanitätskolonne, der er angehörte, zum ersten Male eingesetzt worden. In einer Scheune, nahe dem Hauptplatz des Ortes, hatte er ohne ärztliche Assistenz die Betreuung von neunzig Schwerverwundeten übernehmen und machtlos, selber hilflos, diese Marter durch zwei Tage ausstehen müssen. Noch habe er das Stöhnen der Gepeinigten im Ohr und ihre Bitten, ihrer Qual ein Ende zu machen. Plötzlich, kaum hörbar in dem Jammer, sei eine schwache Detonation erfolgt: Einer mit einem Blasen-schuß hatte sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, und unversehens klebten blutige Gehirnpartikel an der Wand. Da hatte er hinaus müssen. Aber so oft er in das Freie trat, immer habe ihn ein anderes Bild des Grauens angezogen und erstarren gemacht. Da stan-

den nämlich auf dem Platz, der wirr belebt und dann wieder wie ausgekehrt schien, Bäume. Eine Gruppe unheimlich regungslos beisammenstehender Bäume, an deren jedem ein Gehenkter baumelte. Ruthenen, justifizierte Ortsansässige. Einer von ihnen, der zuletzt Aufgeknüpfte, hatte sich, wie Trakl erfuhr [oder hatte er's noch miterlebt?], die Schlinge selbst um den Hals gelegt. Tief habe er sich den Anblick eingepägt: der Menschheit *ganzer* Jammer, hier habe er einen angefaßt! Nie könne er das vergessen, und auch den Rückzug nicht; nichts nämlich sei so schrecklich als ein Rückzug in Verwirrung.²

Und eines Abends nun – erzählte Trakl weiter – irgendwo, noch auf dem Rückzug, sei es geschehen. Da sei er beim Nachtmahl, im Kreis der Kameraden, plötzlich aufgestanden und mit der angsterpreßten Erklärung, er könne nicht mehr weiterleben, man möge entschuldigen, aber er müsse sich erschießen, hinausgestürzt; worauf ihm Kameraden nacheilten und ihm, dem Kraft und Wille und Bewußtsein schwanden, die Pistole aus der Hand nahmen. Ein peinlicher Vorfall, wie er einsehe, dieser Ausbruch von Verzweiflung, der schuld daran sei, daß er jetzt hier, in einer so fatalen Situation, sich befinde. Denn wohl habe er sich von dem Schwächeanfall rasch erholt gehabt und ohne weitere Erregung den gewohnten Dienst versehen, aber vierzehn Tage nachher – in Limanowa – hatte er die Abkommandierung erhalten, hieher nach Krakau ins Garnisonsspital, doch nicht, wie er vermutet hatte, zur Dienstleistung als Apotheker, sondern – nun, das wisse und das sähe ich ja: da sei eben nichts zu machen.

Und Trakl stand plötzlich still, die Hände auf dem Rücken, in tiefes Nachsinnen verloren – im Patientenkittel, den er trug und der fatalerweise immer irgendwie an einen Delinquentenrock erinnert, ein Bild der Menschenwürde, des Erbarmens würdig – und plötzlich hob er den Kopf, sah mich unsicher und fragend an: »Wie denken Sie? Ich fürchte nämlich, wegen jenes Vorfalls vor ein Kriegsgericht gestellt und hingerichtet zu werden. Verzagtheit, wissen Sie: Äußerung der Mutlosigkeit vor dem Feind – ich muß darauf gefaßt sein.« Erschrocken suchte ich ihm diese Wahnvorstellung auszureden: – »nein, wie kommen Sie auf die Idee?« – »O doch«, beharrte er, »man hat Beispiele, das kommt vor. Übrigens – wozu auch werde ich hier zurückgehalten?« – Nun, was das betreffe, erwiderte ich, so sei ich überzeugt davon, daß ich ihn binnen kurzem von hier freibekommen und zur Erholung würde nachhause nehmen können, da möge er nur beruhigt sein. Inzwischen war die Sonne gesunken, und da es kühl zu werden begann, wandten wir uns dem Eingang zu. Noch einmal, ehe wir eintraten, blieb er stehen: »Also – *nicht?* Sie meinen: *nicht?*« – »Nein, Freund, nein! Was fällt Ihnen nur ein!« – Ein Leutnant von den Windischgrätz-Dragonern, der an delirium tremens litt, doch in den nächsten Tagen schon von seinem Vater, einem Gutsbesitzer in der Slowakei, auf Erholungsurlaub nachhause gebracht werden sollte, teilte das Zimmer mit ihm. Die anspruchsvolle Kameradschaft dieses Menschen, doppelt beschwerlich in so engem Raum, von Trakl jedoch mit rührender Geduld und Nachsicht für den Unglücklichen ertragen, seine Wutausbrüche, die von Schlaf zu

Schlaf mit Anwandlungen eines in seiner Aufgeräumtheit völlig sinnlos anmutenden Mitteilungsbedürfnisses wechselten, die unflätigen Beschimpfungen, die er in Ermangelung eines eigenen über Trakls Diener, der ihm zur Verfügung stand und ihm nichts recht machen konnte, ausgoß, Beschimpfungen, welche den Burschen einmal, in meiner Gegenwart, so in Harnisch brachten, daß er, am ganzen Leib bebend, gepeinigt aufschrie und auf Traklweisend die Worte hervorstieß: »Der da ist mein Herr, nicht Sie!« Worauf Trakl, sich mühsam beherrschend, den rabiaten Kameraden mit den Worten zurechtwies: »Ich bitt' Dich, schau – laß doch den armen Menschen, Du siehst, er tut ja, was er kann!« Dazu die Unruhe, das stete Kommen und Gehen draußen auf dem Gang, die Roheit der Wärter, gelegentliches Gepolter und Geschrei der Irren im oberen Stockwerk, im übrigen der Eindruck einer Gefängniszelle, der sich bei einbrechender Dunkelheit ins Trostlose verdichtete. Und schließlich, sobald es Nacht geworden war: die Ausgesetztheit aller demütigen Kreatur in dieser Welt der sinnlosen Gewalt zu unvergeßlichem Eindruck gesteigert, wenn Trakls Diener, ein blasser, kränklich aussehender Mensch, Zeltblatt und Decke über einem Häuflein Holzwolle auf dem Boden ausbreitete, um in dem Winkel zwischen Fensterwand und Eisenbett zu Häupten seines Herrn sich schlafen zu legen: Dies also war das Milieu, in welchem meine letzte Begegnung mit dem Freunde stattfand.

Am nächsten Nachmittag traf ich ihn liegend; er schien gedrückter als am Vortag und über seine eigene Gei-

stesgegenwart hinaus, die spürbar blieb, entrückt. – »Wollen Sie hören, was ich im Feld geschrieben habe?«, fragte er nach einer Weile. »Es ist blutwenig«, setzte er hinzu, indes der Windischgrätz-Dräger, der über meine neuerliche Anwesenheit sichtlich ungehalten war, sich gähnend und gelangweilt in seinem Bett der Wand zukehrte. Und nun las mir Trakl leise, mit der schlicht hinsagenden Stimme, die ihm eigen war, zwei Gedichte vor: »Klage« und »Grodek« – dieses, das sein letztes bleiben sollte, noch in einer Fassung, darin der Schluß, der Ausblick auf das Schicksal der ungeborenen Enkel, etwas breiter angelegt war und noch nicht jene jähe perspektivische Verkürzung aufwies, in die hinein dann Trakls Blick förmlich gebrochen und aus der Welt gehoben schien. Ich war erschüttert und, trotzdem das Schnarchen unseres schlafenden Gegenübers laut und peinlich durch die Stille sägte, von des Freundes trauriger Verstumtheit lange wie von einem abgestorbenen Arm umfassen. – »Wollen Sie es für den »Brenner?« sagte er endlich. »Gerne«, erwiderte ich und dankte ihm. – »Wann werden Sie ihn herausbringen?« – »Im Frühjahr, hoffe ich, als Jahrbuch... Es wird auch davon abhängen, ob der Krieg nun bald zu Ende geht und ob ich selbst noch einrücken und hinaus muß.« – »Gott behüte«, murmelte Trakl, sah vor sich hin und schwieg. Dann griff er nach einem Reclam-Bändchen, das auf dem Nachtkästchen lag, und reichte es mir: »Kennen Sie das?« Ich verneinte; es waren die Gedichte von Johann Christian Günther. »Auch ich kannte ihn nicht«, bemerkte Trakl, »aber er ist es wert, daß man ihn kennt, gerade heute in Deutschland kennt; ja: wert,

daß man sich seiner erinnert und ihn nicht vergißt... Obschon«, fügte er nach kurzem Nachsinnen hinzu, »–, ja, das muß man sagen – manche seiner Verse von einer Herbheit sind, die kaum mehr erträglich und auch kaum mehr gerecht ist... Erlauben Sie!« Er nahm das Bändchen, an dem nur die letzten Seiten aufgeschnitten waren, aus meiner Hand, blätterte auf: »Es sind die bittersten Verse, die ein deutscher Dichter geschrieben hat – hören Sie!« Und er las:

Ich fürcht', ich fürcht', es blitzt von Westen,
Und Norden droht schon über dich,
Du pflügst vielleicht nur fremden Gästen,
Ich wünsch' es nicht. Gedenk an mich.
Du magst mich jagen und verdammen:
Ich steh', wie Bias bei den Flammen,
Und geh', wohin die Schickung ruft.
Hier fliegt dein Staub von meinen Füßen,
Ich mag von dir nichts mehr genießen,
Sogar nicht diesen Mund voll Luft.

»An sein Vaterland, ist es betitelt«, sagte Trakl nach einer Pause – »es ist die letzte Strophe« – und er schüttelte den Kopf. Und wiederholte auswendig und, als wollte er ihre Bitterkeit ganz auskosten, die drei letzten Verse. Dann griff er neuerdings das Bändchen auf: »Das schönste und bedeutendste aber, hören Sie nur, ist das letzte: ›Bußgedanken‹. Sie müssen wissen, daß Günther jung gestorben ist, mit 27 Jahren.« Und er begann:

Mein Gott! Wo ist denn schon der Lenz von meinen
[Jahren
So still, so unvermerkt, so zeitig hingefahren?

und sprach nun die fünfundzwanzig Strophen des Gedichts in einer stillen und ergreifenden Weise, aus deren unpathetischer Eintönigkeit er merklich und mit einem Anflug von beschwingterer Schwermut die schöne Strophe hervorhob:

Komm nun und wie du willst, die Erbschuld abzu-
[fodern,
Der Leib, das schwere Kleid, mag reißen und vermo-
[dern,
Weil dies Verwesene ihn mit neuer Klarheit
[schmückt.

Ich will ihm zum voraus mit freudenreichem Sehnen
Auf Gräbern nach und nach den Schlummer angewöh-
[nen,
In welchem ihn hinfort kein eitler Traum mehr
[drückt

um aufseufzend, in schwach abklingendem Tone fortzufahren:

O sanfte Lagerstatt, o seliges Gefilde!
Du trägst, du zeigst mir das Paradies im Bilde,
Ich steh', ich weiß nicht wie, recht innerlich
[gerührt...

Und als er dann geendet:

Soll ja mein jäher Fall den Körper niederstürzen,
So laß mir Zeit und Schmerz auf deine Brust verkür-
[zen

Und nimm den freien Geist mit Arm und Mitleid

[auf!

Wem irgend noch von mir ein Ärgernis geblieben,
Dem sei der Spruch ans Herz, wie mir an Sarg,

[geschrieben:

Oft ist ein guter Tod der beste Lebenslauf.

– ja, als er so geendet hatte, schien er erschöpft und ruhebedürftig. Er schloß die Augen. Ich saß auf seinem Bett, und es verging so eine stille Weile. Der Kranke seinem Bett gegenüber war in seiner ganzen aufgeschwemmten Lästigkeit erwacht und glotzte liegend, mit gläsernen Augen zu uns herüber. Draußen ging der Tag zur Neige, die Schattenkreuze des Fenstergitters, die noch vorhin ausgestreckt und langhinschwindend auf dem Boden lagen, schienen von der Dämmerung wie aufgehoben, es herrschte Zwielficht, und es war mir, Gott ich weiß nicht wie. Mein Fuß stieß unversehens an eine kleine Batterie geleerter und gefüllter Bierflaschen, die unter dem Bette standen und leise aneinander aufklirrten. Ich spürte, wie verwaist die Welt auf einmal war, aber keinen Augenblick, ich muß es gestehen, kam mir der Gedanke, dies könne der Abschied sein. Etwas schien machtvoll unversieglich im Dasein des Freundes, nicht aus der Welt zu denken, und als er sich regte und fragte, wie spät es schon sei und ob er geschlafen habe, suchte ich beherzt der Unterhaltung eine Wendung ins Unbekümmerte zu geben. Freilich mit wenig Glück, wie sich alsbald herausstellte. Doch ergab sich hierbei eine Gelegenheit, daß ich Trakl wie zufällig fragen konnte, ob er noch immer Gifte besitze. »No freilich, als Apo-

theker, ich bitt' Sie«, gab er fast aufgeräumt und gutmütig lächelnd zur Antwort: »wär' ich denn sonst noch am Leben? ... Nur erfahren, versteht sich, darf's hier niemand – sonst: da käm' ich schön an!« – Bald darauf steckte der Arzt den Kopf zur Tür herein: »Geht's gut?« Es war die Abendvisite. Ich folgte ihm auf den Gang und beschwor ihn nochmals, für die baldige Entlassung Trakls und die Erwirkung eines Erholungsurlaubs besorgt zu sein, was er, da er es eilig hatte, leichthin, doch immerhin ganz herzlich versprach. Ich kehrte mit dieser günstigen Botschaft zu Trakl zurück. Der aber, seufzend und in sich gekehrt, wollte von Ärzten und ihren Sprüchen nicht mehr viel wissen. Und als dann sein Diener das Essen holen ging – es war inzwischen dunkel geworden –, hielt ich den Augenblick für gekommen, mich von dem Freund zu verabschieden. Ich trat an sein Bett, nahm mich zusammen und versprach, auch noch in Wien, auf der Rückreise, alles aufzubieten, damit seine Entlassung aus dem Spital auch von dort aus betrieben und beschleunigt werde; dann würden wir uns in Innsbruck ja bald wiedertreffen. »Glauben Sie?«, sagte er fremd und leise. »Ich – hoffe es«, erwiderte ich, momentan bestürzt. Trakl drückte mir kurz die Hand, dankte für den Besuch und bat, die Freunde zu grüßen. Dann legte er sich zurück, wie einer, der vor dem Einschlafen noch eine Weile in das Dunkel sinnen will, und zog die Decke an sich hoch. Kaum konnte ich sein Gesicht noch ausnehmen, so finster war es schon im Raum, als ich mich an der Tür umwandte. Ich nickte ihm noch einmal zu, unwillkürlich nochmals ein paar Schritte näher tretend, und – »Leben Sie wohl, lieber

Freund! Auf baldiges Wiedersehen!« sagte ich wie im Traum.

Trakl lag regungslos, entgegnete kein Wort.

Sah mich nur an.

Sah mir noch nach...

Nie werde ich diesen Blick vergessen.

Nach Innsbruck zurückgekehrt – in Wien hatte ich mich fast eine Woche aufgehalten und dort das Nötige veranlaßt – fand ich die folgenden beiden Briefe von Trakl vor, die er an ein und demselben Tag, am Tag nach meiner Abreise, geschrieben hatte:

Krakau, 27. Oktober 1914.

Lieber, verehrter Freund!

Anbei übersende ich Ihnen die Abschriften der beiden Gedichte, die ich Ihnen versprochen. Seit Ihrem Besuch im Spital ist mir doppelt traurig zu Mute. Ich fühle mich fast schon jenseits der Welt.

Zum Schlusse will ich noch beifügen, daß im Fall meines Ablebens, es mein Wunsch und Wille ist, daß meine liebe Schwester Grete, alles was ich an Geld und sonstigen Gegenständen besitze, zu eigen haben soll.

Es umarmt Sie, lieber Freund innigst

Ihr

Georg Trakl

[Dazu, mit Bleistift geschrieben, die beiden letzten Gedichte Trakls]

Klage

Schlaf und Tod, die düstern Adler
Umrauschen nachtlang dieses Haupt:
Des Menschen goldnes Bildnis
Verschlänge die eisige Woge
Der Ewigkeit. An schaurigen Riffen
Zerschellt der purpurne Leib
Und es klagt die dunkle Stimme
Über dem Meer.
Schwester stürmischer Schwermut
Sieh ein ängstlicher Kahn versinkt
Unter Sternen,
Dem schweigenden Antlitz der Nacht.

Grodek

Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düstrer hinrollt; umfängt die Nacht
Sterbende Krieger, die wilde Klage
Ihrer zerbrochenen Mäuler.
Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt
Das vergossne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.
Unter goldnem Gezweig der Nacht und Sternen
Es schwankt der Schwester Schatten durch den
schweigenden Hain,
Zu grüßen die Geister der Helden, die blutenden
Häupter;

Und leise tönen im Rohr die dunkeln Flöten des
Herbstes.
O stolzere Trauer! Ihr ehernen Altäre
Die heiße Flamme des Geistes nährt heute ein
gewaltiger Schmerz,
Die ungeborenen Enkel.

[Krakow, 27. X. 14]

Verehrter Freund!
Anbei übersende ich Ihnen eine Überarbeitung des
Gedichtes ›Menschliches Elend‹ meines ersten Buches
und eine Korrektur des Gedichtes ›Traum d. B.‹,
1. Strophe.

Menschliche Trauer

Die Uhr, die vor der Sonne fünf schlägt –
Einsame Menschen packt ein dunkles Grausen.
Im Abendgarten morsche Bäume sausen;
Des Toten Antlitz sich am Fenster regt.

Vielleicht daß diese Stunde stillesteht.
Vor trüben Augen nächtliche Bilder gaukeln
Im Takt der Schiffe, die am Flusse schaukeln;
Am Kai ein Schwesternzug vorüberweht.

Es scheint, man hört der Fledermäuse Schrei,
Im Garten einen Sarg zusammenzimmern.
Gebeine durch verfallne Mauern schimmern
Und schwärzlich schwankt ein Irrer dort vorbei.

Ein blauer Strahl im Herbstgewölk erfriert.
Die Liebenden im Schlafe sich umschlingen,
Gelehnet an der Engel Sternenschwingen
Des Edlen bleiche Schläfe Lorbeer ziert.

Traum d. B.

Verhallend eines Sterbeglöckchens Klänge –
Ein Liebender erwacht in schwarzen Zimmern,
Die Wang' an Sternen, die im Fenster flimmern.
Am Strome blitzen Segel, Masten, Stränge.

Die übrigen Strophen unverändert –
Nochmals die herzlichsten Grüße – an Tirol, Sie und
alle Teuren

Ihr

Georg Trakl

Ein paar Tage nachher – ich war kaum vier, fünf Tage
zurück – geschah es, daß der Briefträger eines Mittags
mir auf dem Heimweg aus der Stadt eine Karte über-
gab, die von Trakls Hand folgende Mitteilung ent-
hielt:

Verehrter Freund!

Da ich bis heute noch kein Lebenszeichen erhalten ha-
be, nehme ich an, daß Sie meine Feldpostkarten nicht
erhalten haben. Ich verlasse nach 14tägigem Aufent-
halt im hiesigen Garnisonsspital Krakau. Wohin ich

komme weiß ich noch nicht. Meine neue Adresse will ich Ihnen baldmöglichst mitteilen.

Herzlichste Grüße

Ihr ergebener

Georg Trakl

Diese Karte, schien mir, hatte ich schon einmal gelesen. Plötzlich erinnerte ich mich, daß es jene Karte war, die Trakl vor meinem Besuch in Krakau geschrieben und mir dort gezeigt hatte. Wie kam er dazu, sie mir nun nachträglich zuzuschicken? Betroffen wandte ich die Karte um. Da stand auf der Adreßseite, von fremder Hand geschrieben, mit einem unleserlichen Buchstaben als Unterschrift:

»Herr Trakl ist im Garnisonsspital Krakau eines plötzlichen Todes [Lähmung?] gestorben.

Ich war sein Zimmernachbar.«

Die Karte war in Prag aufgegeben und trug den Poststempel 9. XI. 1914.

Bald darauf erreichte mich auch eine Nachricht Ludwig Wittgensteins. Seinen Namen, sonst auf Wunsch geheim gehalten, hatte ich Trakl noch in Innsbruck anvertraut als den jenes jungen Mäzens, der mir kurz vorher die Zuwendung eines ansehnlichen Geldbetrags, ebenso wie an Rilke, auch an ihn ermöglicht hatte. Wittgenstein, damals schon in positivistischen Denkerkreisen nicht nur der Wiener Schule bekannt und geschätzt, war gleich zu Kriegsbeginn freiwillig eingerückt und absolvierte damals seine Ausbildung bei der Festungsartillerie in Krakau. Was lag näher, als daß ich während meiner Anwesenheit in Krakau auch

Wittgenstein zu treffen hoffte. Leider vergebens. Der Gesuchte befand sich auf dem Weichselschiff ›Goplana«, auf dem er Dienst tat, seit Wochen auswärts unterwegs, doch sollte die Erkundungsfahrt schon demnächst ihren Abschluß finden. Also hinterließ ich dem Abwesenden bei seinem vorgesetzten Militärkommando ein paar Zeilen, er möge sich nach seiner Ankunft doch unverzüglich Trakls annehmen, dessen Lage prekär sei. Aber als Wittgenstein, zurückgekehrt, im Spital vorsprach, war Trakl schon tot und begraben. »Ich bin erschüttert, obwohl ich ihn nicht kannte«, war des zu spät Gekommenen erste Mitteilung an mich. Auf Ersuchen um Bekanntgabe näherer Einzelheiten erhielt ich folgenden Bescheid:

16. 11. 1914

Lieber Herr von Ficker!

Ich danke Ihnen für Ihre Karte vom 9ten. Alles was ich über das Ende des armen Trakl erfahren habe ist dies: Er ist drei Tage vor meiner Ankunft an Herzlähmung gestorben.

Es widerstrebte mir, mich auf diese Nachricht hin noch weiter nach Umständen zu erkundigen, wo doch das einzig Wichtige schon gesagt war.

Am 30ten October hatte ich von Trakl eine Karte erhalten mit der Bitte ihn zu besuchen. Ich antwortete umgehend: ich hoffte in den nächsten Tagen in Krakau einzutreffen und würde dann sofort zu ihm kommen. Möchte Sie der gute Geist nicht verlassen. Und auch nicht

Ihren ergebenen

Ludwig Wittgenstein.

Daß Trakl, obwohl er Wittgenstein durch mich verständigt wußte, an diesen selbst noch eine Bitte um Besuch gerichtet hat, scheint mir beachtenswert. Es spricht dafür, daß er als Patient einer Zwangspsychiatrie, die seine Schwermut, aber auch die Ungewißheit über sein Los bei den gegebenen Ausnahmeständen ins Unermeßliche steigern mußte, einer neuerlichen Versuchung zum Selbstmord nicht zu erliegen wünschte. Wohl war, als ich in Krakau von ihmchied, seine Niedergeschlagenheit groß; deutlich aber auch und ergreifend die Ergebenheit in ein Schicksal, das ihn zwang, den eigentümlichen Wahrsinn seines Lebens samt allem Bedenklichen, das er einschloß, dem potenzierten Wahnsinn einer Welt im aufkommenden Weltkriegszustand zur Begutachtung anvertraut zu sehen. Und nichts konnte die Rücksicht, die er in so auswegloser Situation einem letzten Ausgleich seines Selbstabtötungs- wie seines Selbstbewahrungsdranges schuldig zu sein glaubte, rührender bezeugen als dieses großherzig entgegenkommende Vertrauen in die Wirksamkeit vereinter Freundeshilfe in einem Augenblick, da ihm der Tod schon näher stehen mußte als noch irgend eine Möglichkeit zu leben.

Fast scheut man sich, dem Verhängnis eines Lebensschicksals, wie es hier als tragische Existenzvernichtung deutlich zutage tritt, noch mit dem Lichtblick einer unzerstörbaren Zuversicht zu begegnen. Denn der Abgrund menschlichen Elends, dem er ausgesetzt war, erfährt hier unwillkürlich durch Trakl selbst eine Erhellung, die noch dem Dunkel seines Untergangs im Irrentrakt eines Militärspitals die Todesaura einer einleuchtenden Bestimmung am Rand seines erschöpften

Lebenswillens zu verleihen scheint. Und doch: so oft ich der unabsehbaren Düsternis seines Hinübersterbens und meines Abschieds von dem Freund in jener traurigen Umgebung gedenke, erhebt sich wie eine Lichtwolke der Erinnerung darüber hin jener schöne, rasch zur Neige gehende Frühlingsabend des Mai 1914 vor mir, da Trakl und ich uns im Vorgärtchen einer bescheidenen Gaststätte hoch über Torbole am Gardasee bei Wein und Brot noch spät und in verstummendem Gespräch gegenübermaßen: er mit dem Blick auf die sanft ansteigenden Olivenhänge [seinem sinnenden Geist, wie es schien, eine willkommene Augenweide], ich mit dem Ausblick auf den im Süden blau verdämmernden See. Eine Situation also, einmalig auch sie, und eine Szenerie wie vorgesehen, daß in der großen Stille der einschlafenden Natur, beim sachten Zudunkeln der immerhin fast biblisch anmutenden Landschaft und im Bann der einsamen Vogelstimme, der zu lauschen er nie müde wurde, den Freund jene merkwürdige Eingebung überkommen konnte, die ihren Niederschlag hernach und ihre Ausschöpfung in ganzen neun Verszeilen eines mir gewidmeten Gedichts gefunden hat. Diesen »Gesang einer gefangenen Amsel«, diesen Lockruf in Abend und Untergang, noch in Pausen der Verstummtheit als »Odem im grünen Gezweig« dem Dichter nahegehend, muß Trakl damals wie aus sich selbst vernommen haben und über den »trunken aufflatternden Flügel der Nacht« hinweg – also gleichsam noch im Nachklang der verdichteten Stille – den »goldenen Schritt ersterbend unter dem Ölbaum«. Und wenn sich dieses Gesicht einer beängstigenden Tag- und Nachtgleiche im Dasein aller preisgebe-

nen Kreatur unwillkürlich an das erhöhte Kreuz heftete, um im Ansichtigwerden der »leise blutenden Demut«, des »Taus, der langsam tropft vom blühenden Dorn«, sich aufzulösen und unverzüglich wiederzufinden in dem Schmerz der überraschenden Wahrnehmung: »Strahlender Arme Erbarmen umfängt ein brechendes Herz« –, so ist das ja nicht Hingabe an Einbildungen, die mit Wahrheit in göttlich erschlossenem Verstande nichts zu tun haben, sondern im Gegenteil: Lichteinbruch, überwältigender, einer in den Augenblick versenkten Wirklichkeit, wie er nur dem Trauergeist einer so erstaunlichen Sehergabe wie der Georg Trakls beschieden sein konnte, und einer Besinnungsgabe, die eingedenk blieb jener anderen Erfahrung des Dichters im Umgang mit seinen übermächtigen Gesichten: »Unsäglich ist das alles, o Gott, daß man erschüttert ins Knie bricht.«⁴

Bei Trakls Begräbnis war niemand zugegen als Mathias Roth, sein Diener, der kurz darauf krank und erholungsbedürftig nach Innsbruck kam. Zu dem Brief von ihm...⁵ ist zu bemerken, daß Roth beim Schreiben wohl ein kleiner Irrtum unterlaufen ist. Trakl muß die Weisung, mit der er den Burschen zuletzt entließ, schon am 2. [nicht erst am 3.] November abends gegeben haben. Denn wie Roth selbst erzählte, ist Trakl einen vollen Tag [eben den ganzen 3. November über] in Bewußtlosigkeit gelegen. Ärzte und Wärter hatten dem Burschen jeden Zutritt in die Zelle verwehrt, aber Roth konnte noch am Abend des 3. November durch das Guckloch wahrnehmen, daß das Herz des Herrn, der auf dem Rücken ausgestreckt mit geschlos-

senen Augen dalag, noch immer mächtig schlug, daß seine Brust sich mühsam hob und senkte. Erst am darauffolgenden Morgen hatte Trakl ausgerungen; sein Leichnam lag mit einem Leintuch zugedeckt im Bett. Der Umstand, daß er seinem sterbenden Herrn nicht hatte beistehen dürfen, daß man ihn geflissentlich, ja roh und mit Gewalt ferngehalten hatte, hat Roth so mit Erbitterung und Mißtrauen erfüllt, daß er, als man ihn endlich zu dem geschlossenen Sarg zuließ, zu toben anfang und auf Öffnung des Sarges bestand, damit er seinen Herrn noch einmal sehen könne. Da der Bursche anders nicht zu beruhigen war, tat man ihm den Gefallen und öffnete den Sarg: die Leiche wies einen halbmondförmigen Schnitt an der linken Schläfe auf; man darf wohl annehmen, daß es ein Obduktionschnitt war. [In dem Duplikat des Totenscheines, das für die Überführung der Gebeine des Dichters nach Tirol ausgestellt wurde, ist als Todesursache »Herzlähmung« angegeben.]

NACHRUF AM GRABE

1925

Georg Trakl! Im Namen der Freunde, aus deren Mitte du vor mehr als elf Jahren fortgezogen bist, grüße ich dich, Heimkehrter, und grüße diesen Sarg, der von der irdischen Verkörperung deines Wesens noch jenes Grundgerüst des Sterblichen bewahrt, das – unverwüstliches Symbol des Todes inmitten immergrünen Lebens – der Verwesung in der Erde bis zum Tag der Auferstehung trotzt. Wie wird, o Freund, vor diesem Schrein, vor diesem deinem unbeweglichen Gebein, das einst den Umriß deiner menschlichen Gestalt bemaß und unvergeßlich die Erscheinung eines Wesens trug, in welchem Geist und Seele – *ein* Geschlecht! – sich wie ein trauerndes Geschwisterpaar umfing, o wie wird nun wie ein Strom des ungeheuersten Empfindens Erinnerung an deine Verse wach:

Schön ist der Mensch und erscheinend im Dunkel,
Wenn er staunend Arme und Beine bewegt,
Und in purpurnen Höhlen stille die Augen rollen.¹

und ach, wie glüht in uns noch jener Frühlingsaufschrei deiner Seele nach:

Reinheit! Reinheit! Wo sind die furchtbaren Pfade
[des Todes,
Des grauen steinernen Schweigens, die Felsen
[der Nacht
Und die friedlosen Schatten? Strahlender
[Sonnenabgrund.²

Das ist dahin, dahin mit dir, und doch – ein zeitlos **Wahrgenommenes** im dunklen Augenblick des Dichters – wie das unsterbliche Schuldgesicht des Menschen im lichtgewordenen Augenblick des Ewigen bewahrt. **Hinschwandst du uns, Verblichener, ins Unverblichene** deines eigenen Gesichts. Das aber sah uns an, mitmenschlich wie vor Zeiten: ein Leidwesen, groß und gefaßt. Und was es, früh umflort vom Dämmer der Umnachtung, an **Wahrnehmung** behielt, bis es in **Wahrnehmung** zerfiel, war dies: »Es ist die Seele ein Fremdes auf Erden«.³

So stehe ich an deinem Grab, noch wie entrückt in die **Legende** deiner Heimsuchung, ein still Erschütterter, gedenkend deines Hingangs. Und steh' doch fest, ein **Wahrnehmer** des Wirklichen im Dasein dieser Stunde, o eines Immerwirklichen durch Zeit und Raum! – stehe ein Mensch und weiß nicht mehr was sagen. Allein für mich. Allein für jene, die du Freunde nannest. Allein für alle, denen das Vermächtnis deiner Verse zum edelsten Besitz der abendländischen Dichtkunst zählt. Allein auch für das Andenken der Schwester, der schmerzverschwisterten, die wie ein Stern der Schwermut den Grund deiner umnachteten Gesichte erhellte, der »Jünglingin«, die selbst ein Abglanz deines Wesens dir wie ein Schatten in den Tod gefolgt ist –: Allein für dies und das und alles Fremde, alle Trauer in der Welt. Doch sieh! Schon dämmert es auch uns im frühen Nachglanz deiner Vision. Schon dämmert in das Dunkel dieser Welt Erinnerung der Erlöserspur:

So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;
Und leise rührt dich an ein alter Stein:
Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein.
O Mund! der durch die Silberweide bebt.⁴

O Geist des toten Freundes, der es sprach! Sieh hier den alten Stein – versenkt in unsere Herzen: ein Denk-, ein Dankmal, aufgerichtet! Und wenn wir dich nun, Georg Trakl, auf diesem Friedhof, den du liebtest, beim geisterhaften Rauschen der Gebirgswasser, das du liebtest, und siehe, unter einem wundervoll verklärten Herbsthimmel – wenn wir dich, Heimgegangener, nun in die Erde jenes Landes betten, das dir – wie du beim Abschied hinschriebst – mehr als Heimat war, so nimm es nicht als schuldigen Tribut einer Erkenntlichkeit, die sich in diesem Augenblick des Zeitlichen erschöpft – nein, nimm es als das Zeichen eines Unversiegten, nur in die Ewigkeit Versieglichen: ja nimm, Verewigter, es als ein Wahrzeichen der Liebe!

ADOLF LOOS ZUM 60. GEBURTSTAG

1930

Es freut mich, Adolf Loos zu seinem sechzigsten Geburtstag eine besondere Gabe überreichen zu dürfen: das Buch, das er uns selbst zu diesem Tag geschenkt und das er bei mir, im Brenner-Verlag, soeben hat erscheinen lassen.

›Trotzdem‹ heißt dieses Buch – ein früheres hieß ›Ins Leere gesprochen‹ – und was uns Loos hier gibt, sind, von Freundeshand gesammelt und geordnet, seine Schriften aus den Jahren 1900 bis 1930.¹ Sie haben, das versteht sich, dokumentarischen Wert. Das muß nicht erst der Zeit gesagt werden, die ihn verkannt hat, denn die ist vorbei – wohl aber dem widerstrebenden Gewissen vieler, die erntend, was der Unverdrossene gesät hat, in erster Linie zur Erkenntlichkeit berufen wären.

Denn was es hier zu grüßen gilt, ist ein Werk der Voraussicht in Wort und Stein – unvergeßlich für jeden, der einen Blick dafür besitzt, wie schön hier, wie konsequent, das eine für das andere steht und einsteht. Wir fühlen, daß dieses Werk die Macht hat – wie alles, was aus sich heraus zum Denkmal wird –, über sich und das geschlossene Beispiel von Bedingtheit, das es darstellt, hinauzuweisen. Hinaus und hinauf in das geschlossene Rund der höheren Beweggründe, die den Sieg des Notwendigen über das Überflüssige zu allen und durch alle Zeiten wahr machen, auch wenn der geheimnisvolle Vorgang, um den es sich da handelt, nicht immer und überall so drastisch in Erscheinung treten mag wie auf dem Gebiet der »Moderne«, das

– vor dreißig Jahren so gut wie heute – in Adolf Loos seinen sachkundigen Demonstrator gefunden hat. Freilich, was sich da unter seiner Hand und unter seinen Augen als Exempel seiner Geistesgegenwart statuierte, was ihn ermächtigte zu einem Experiment, das ebensoviel Wägelust wie Wagemut erforderte, mußte einer Welt, die – ahnungslos zum Teil, zum Teil auch ratlos – über wie unter dem Ernst der Zeit, dem sie als Spielraum dient, dahinlebt, zunächst wie eine Luxusdemonstration vorkommen. Was dieses Publikum, das sich von Loos da etwas vormachen ließ, was dessen Spezialität zu sein schien, verstand und was es goutierte, war der humorvolle Elan, mit dem hier jene ohnmächtig gereizten Mächte an den Pranger gestellt wurden, die einer Zeit, die Loos, der Beherzte, liebte, weil sie die seine war, unter dem Vorwand, ihre ästhetischen Bedürfnisse befriedigen zu müssen, auf die komischste Art und Weise Gewalt antaten. Der tiefere Sinn des Kampfes aber, in dem da dieser Eine – die Rechte der Persönlichkeit so gut wie die der Allgemeinheit während – so ziemlich gegen alle stand, und die absolute Notwendigkeit seiner Haltung, welche die eines reinlichen Menschen war, dem auch noch der persönliche Angriff eine Herzenssache, eine Selbstverständlichkeit war, wenn die Bekümmerung um die Sache, der er diente, ihn erforderte, wurden wohl so wenig erfaßt wie der weittragende Ernst eines Humors, dessen nie versagende Waffe die Bonhomie war. Dies zu bemerken, ist nicht überflüssig. Es erklärt die wunderliche Tatsache, daß ein Verdienst, das einem Übermut entsprungen schien, mitsamt dem preisgegebenen Schicksal der Person, das ihm als Folie diente,

unmerklich fast, doch faktisch an Gewicht zunahm, je leichter es in den Augen der Welt, vor denen es sich in die Waagschale warf, zu wiegen schien.

So kann man heute auch von Loos schon ruhig in der Vergangenheit reden, ohne befürchten zu müssen, den Anspruch und das Recht des Lebenden dadurch zu schmälern. Im Gegenteil, gerade dem Lebenden wird damit recht geschehen. Denn nichts von dem, worin dieser Kenner der Zusammenhänge, dieser Nutzanwalt der heimlich wirkenden Kräfte, die das nie ruhende Charaktermassiv einer Zeit, und öffne sich am Ende auch der Abgrund vor ihr, von Grund auf, das heißt rationell gestalten, seiner Zeit voraus war, ist heute überholt – kein Wort von ihm ins Leere gesprochen, sein Werk nicht in der Versenkung verschwunden. Es richtet sich vielmehr, der Natur der Sache gemäß, um die es sich hier handelt, erst heute deutlich und immer deutlicher vor unseren Augen auf. Allerdings schon vielfach unter fremden Namen, die den seinigen nicht immer ins Gedächtnis rufen.* Jedenfalls nicht gutwillig, nicht ohne weiteres. Nicht ohne die Hilfe eines solchen Buches wie ›Trotzdem‹, das in Erinnerung bringt – doch so, daß die Erinnerung zur Ahnung wird –, was dieses Bahnbrechers auf seinem Gebiet klar überblickbares Verdienst ausmacht, worin das außerordentlich Geschickte, das Geniale seines Wirkens liegt.

Kein Zweifel also, daß dieses Memento an die Mitwelt zur rechten Zeit auch für die Nachwelt kommt. **Wie aber, wenn wir, die wir vor der Ewigkeit in einem Raum des Sterblichen leben, der keine Grenzen kennt, gerade durch eine Erscheinung wie Adolf Loos**

hindurch uns klar zu machen verstünden, wie wenig es im Grunde doch verschlüge, aber wie viel es zu besagen hat, wenn ein Verdienst, sei es im Guten wie im Bösen – denn auch das Böse mag dem Guten dienen, wo es erlitten und erkannt wird – über die Tragweite des Namens hinaus, mit dem es ursprünglich verknüpft ist, am Ende namenlos in dieses Sterbliche, die Zeit, wirkt?! Fände es nicht gerade hierin seine höchste Rechtfertigung und eine Vollendung, die über jede Möglichkeit, es noch zu reklamieren, hinausgewachsen wäre? Und nähern wir uns vielleicht nicht wieder Zeiten, die für das Gewagte solcher Andeutungen ein notgedrungenes Verständnis aufbringen werden? Loos selbst, der das Verdienst der anonymen Meisterschaft so hoch und ehrfürchtig über den Nimbus der Zelebritäten stellt, die Gott dem Meister, der die Seinen kennt, aus eigener Machtvollkommenheit ins Handwerk pfsuchen, sind solche Gedankengänge offenbar nicht fremd. Wie könnte er sonst in manchen seiner Betrachtungen – zum Beispiel in denen zur Siedlerbewegung³ – Anregungen und praktische Ratschläge geben, die, zweifellos einem Gegenwartsbedürfnis dienend, am Ende doch schon einen Zeitaspekt ins Auge fassen, der bald nicht mehr der heutige sein wird. So kann man es in Gottes Namen wohl auch gelten lassen, wenn Loos die Fanfare des Selbstbewußtseins, mit der er das Buch ›Trotzdem‹ eröffnet: »Aus dreißig-jährigem Kampf bin ich als Sieger hervorgegangen« in die kühne Hoffnung, ja Gewißheit, ausklingen läßt, daß »die Menschheit« ihm für diesen Kampf noch einmal danken wird. Aber man braucht einen solchen Optimismus nicht unbedingt zu teilen – denn ein ver-

schwommener Begriff ist diese Menschheit –, und wird doch, staunend halb und halb beschämt, feststellen müssen, wie gut er einem Sämann zu Gesicht steht, der – ein charaktvoller Einheimser seiner Erfahrungen im Leerausgehen – den Samen seiner Zuversicht stets hinter sich geworfen hat. Daß dieser Same aufgegangen ist, nein, aufzugehen beginnt – wer, der nicht blind ist für gewisse Tatsachen der Außenwelt, die neu erscheinen, wollte es leugnen! Wer nicht darüber sich freuen, der jemals durch die bezaubernde Aufgeräumtheit dieses Menschen den unheimlichen Eigensinn seines Lebens geistern sah, unheimlich gerade deshalb, weil er bei jedem Schritt, den er aus sich heraus in seine Bestimmung tat – das heißt hier aber: in die Weite einer Aufgabe, die der Welt zugute kommen sollte – mit Leichtigkeit sich selbst aufhob! Man sehe sich dazu, um all das richtig zu verstehen, das Bild des Sechzigjährigen an:⁴ Die notgedrungene Eingenommenheit des Schwerhörigen von sich, der wissend, daß er sich auf sein Gesicht verlassen kann, daß sein Gesichtssinn ihm genügen muß, ganz Hörigkeit nach außen ist, und so, gerade so, in diesem ausgeglichenen Spannungsmoment eines doppelt beherzten Wahrnehmungsvermögens, ein Bild seiner inneren Hellhörigkeit in seinem offenen Blick für Tatsachen zu spiegeln scheint. Man braucht diesem Blick, der nichts Verschlossenes hat, nur dorthin zu folgen, wo er auch noch die Gründe seiner Offenheit aufzuschließen scheint, und man wird spüren, daß er in einer Sphäre der Transzendenz zu Hause ist, in der es ihm ein Leichtes wurde, zum Beispiel ein so kompliziertes und im Grunde doch so einfaches Geheimnis wie das der

Akustik des Raumes zu enthüllen. Oder Einsichten zu gewinnen, die zugleich wie auf der Straße gefunden scheinen. Am bezeichnendsten ist diese: »Mit der Wahrheit, und sei sie Hunderte von Jahren alt, haben wir mehr innere Zusammenhänge als mit der Lüge, die neben uns geht«.⁵

Wer aber vollends wissen und es bei sich beherzigen will, aus welcher menschlichen Evidenz der Künstler Loos und seine Sendung erhellt, der lese den Nachruf auf den alten Veillich,⁶ den Sesseltischler, den Loos durch dreißig Jahre – »er war taub wie ich, daher verstanden wir uns gut« – mit Aufträgen versorgt hatte. Man kann auf dem Boden harter Tatsachen, die mehr als sich die meisten klar machen, uns alle angehen, denn sie bestimmen unser irdisches Geschick, kein schöneres Beispiel von gefaßter Menschenwürde zu Gesicht bekommen. Dieser Aufsatz der Erkenntlichkeit steht am Schluß des Buches ›Trotzdem‹, mit ihm der ganze Loos – rührend, überzeugend, ein Denkmal für sich. Ein sachlich Wahrzunehmendes auch noch im Umriß des Persönlichen. Als solches faßbar, überschaubar, auch verkennbar – und doch von jenem Augenblick des Ewigen berührt und klargestellt, der als ein Blick der Liebe die Geistesgegenwart des Menschen im Ausdruck seines Unverweslichen enthüllt.

ABSCHIED VON MALER SCHNEGG

1932

Mit Alfons Schnegg, der neulich in Mühlau begraben wurde, ist – frühzeitig und erschöpft – ein Künstlerleben dahingegangen, das, unscheinbar von Ansehen, in seiner Art recht merkwürdig war. Hier hat nämlich ein Maler, der alles eher als ein Virtuose war, mit seinem Namen die Beherrschung eines Schaffens ausgewiesen, das groß und klein zugleich, modern und doch wie zeitentrückt, im ganzen Ausdruck seines Wesens das namenlos Erkenntliche der ursprünglichen Begabung verriet. Wohl hatte dieser Ausdruck – und nicht bloß an der Oberfläche – manches Unbeholfene; um so bemerkenswerter war, wie leicht er es in einem hin vergessen machte. Immer blieb vom Anschauen dieser Bilder ein Ein- und Heimleuchtendes zurück, das stärker war als aller Einwand, den man gegen sie erheben konnte; ja, sah man über ihre Mängel hinweg, so tat man dies – schon dies – nicht ohne ein Gefühl der Beschämung. Denn immer stand man vor der Notdürftigkeit einer solchen im Bild sich notwendig mitteilenden Fülle wie vor einem Phänomen, das leichter wahrzunehmen als zu ergründen ist. Bald schien es hinter sich zu weisen in ein Gebiet des Fremden, das mit Namen und Person nichts mehr zu tun hat, bald wieder schien es ganz im Brennpunkt dieses Persönlichen zu stehen. Eines Persönlichen freilich, das so wenig Blendendes hatte, daß man, hatte man schwächere Augen, es ganz übersehen konnte. Kurz, im ganzen standen hier wohl grundsätzlich, bei allem Unterschied im Individuellen, ähnliche Probleme zur Betrachtung, die

III

mich seinerzeit veranlaßten, das Bild- und Schnitzwerk Erich Lechleitners¹ zu publizieren. Aber so wenig man sich im Falle Schnegg darüber schlüssig zu werden brauchte, solange er die Möglichkeit hatte, sich und sein Werk allem Mißverständnis auszusetzen oder zu entziehen – heute, da der Tod, der große Klarsteller, sein Licht zurückwirft auf dieses Leben, das im Schatten stand –, heute muß man sagen, aus Liebe zur Wahrheit und mit Respekt vor all dem Unverheimlichten, das solche Feststellung ermöglicht, sagen: So wenig dieser Alfons Schnegg aus sich zu machen wußte, so viel ist er, der hergab, was er hatte, gewesen. Das trifft natürlich den Menschen. Und zu dem Menschen Schnegg gehörte, daß er zwar Humor hatte, aber beileibe kein Schelm war; daß er eben nur geben konnte, was er hatte, und daß, was er hatte, sein Eigentum war. Ein Eigentum, das er zurückgab in der Form des Talents, das ihm verliehen war – zurückgab wie einer, der es sich damit erst ganz verdiente. Daraus erhellt schon, daß der Beweggrund seines Schaffens ein religiöser war. Der konnte, in seinem Heimlichen wie in seinem Unheimlichen, wohl noch in Frage gestellt erscheinen in jenen biblischen Darstellungen kleineren Formats, mit denen er begann und die, so eigen sie auch schon auf den ersten Blick erscheinen, in manchem doch noch komisch anmuteten. Da gab es z. B. keine Kreuzigung oder dergleichen, auf der die jüdischen Missetäter nicht immer ein bißchen danach ausgesehen hätten, als hätten sie in der Phantasie des Künstlers, die pietätvoll ihre Kindheitseindrücke bewahrte, soeben noch mit dem seligen Anderl von Rinn im Geist die Klängen gekreuzt. Wie überhaupt in An-

sehung alles Hintergründigen bei Schnegg bemerkt werden darf, daß seinem heimlichen Laienbrudernaturrell wie in einem Wald von Abgeschiedenheit, nein, wie in einem Zauberwald von Fegfeuer, in dem zusammen mit den armen Seelen noch alle guten Geister hausen, der Tuifelemaler groß und ehrwürdig im Herzen saß. Es ist aber erstaunlich, wie Schnegg den Boden, aus dem er kam und in dem seine Kraft wurzelte, nie zu verleugnen brauchte, um seinen Bildern schließlich eine Transparenz und eine Luft der geistigen Ergriffenheit zu geben, in der die gutfundierte Naivität seines Vorstellungslebens wie durchbrochen und die Welt seiner Gegenstände, die seiner Treue zu sich selbst glich, mit einem Schlag wie verwandelt schien. Was verschlug es da, daß die Taube des Geistes, die sich vom Grunde jeder Schöpfung abhebt, die nach dem Willen des Schöpfers ist, um über ihr zu schweben – über der kleinen so gut wie über der großen –, bei Schnegg auch noch im Flug durch den Raum dieser erhöhten Wirklichkeit, etwas Hölzernes, Schwervergoldetes, Paramentenhaftes behielt! Es entsprach so seiner Gläubigkeit, die er als überkommenes Erbgut hoch- und festhielt. Sie hat die Welt seiner Wahrnehmung vor Erschütterungen bewahrt, vor allem aber den Boden, auf dem er stand. So war es nur natürlich, daß über dem Quellgrund einer Handwerksfreude, der die Bemühung um die Vervollkommnung der Mittel manchen Wermutstropfen beimischte, eine Kunstübung gedieh, die in dem Maß, als ihre Witterung für das Gleichnishafte alles Daseins wuchs, Sinn und Gesicht für große Komposition enthüllte. Das brauchte nicht immer auch äußerlich in ein imponierendes Format zu wachsen, es

genügte der kleinste Rahmen, um es deutlich zu machen. Ob es nun Madonnen waren oder Kompositionen in der Art des großen Auferstehungsbildes, Idyllen wie Verhängnisse des menschlichen Beisammenseins, Porträte oder Landschaften – o wie schön war alles Landschaftliche bei Schnegg, wie voll bukolischer Daseinsweite und zeitlosem Schalmeyenklang, und doch, wie schienen alle Ackergründe der Erde ihm nur Gräber, aus denen der Tod zu neuem Leben aufersteht! –, immer bewegte sich der Bilderbogen seiner Welt vor einem Horizont der Andacht, der sein eigentliches Besitztum war und als das offene Geheimnis seiner Wahrnehmungsfreude tief im Herzen seiner Darstellung saß. Aber was ist davon schon in die Öffentlichkeit gedrungen, und was konnte ihm daran noch liegen? Am Ende kämpfte er ja bloß noch um sein Leben – ein Kämpfer voll heroischer Impulse gegen die Krankheit, die ihn nun gefällt hat.

Eines steht von Schnegg noch da – allgemein zugänglich und doch so, daß die Leute, wenn sie wollen, achtlos daran vorübergehen können: das Kriegerdenkmal der Gemeinde Mühlau mit dem Fresko. Es ist ihm in der Ausführung mißglückt. Noch sehe ich ihn davor stehen, in seiner Hand der Pinsel förmlich noch rauchend, ein geschlagener Feldherr, der mit kundigem Blick das Ausmaß seiner Niederlage schätzt: nein, da ließ sich nichts mehr machen – gefallen war, am Boden lag der Ruffenvorhang, hinter dem sich seine Sturzgeburt als Freskomaler vollzogen! Ich aber, der die Lieblichkeit des Kartons gesehen, nach dem dieser Entwurf zustande kam, ich habe zufällig das Glück, allnächtlich, aus der Stadt heimkehrend, in Mühlau-

Endstation zu landen. Ich verlasse den Omnibus, bisweilen auch, vor Torschluß, noch den Koreth²: da steht – ich liebe diesen Augenblick – am Fuß des Hügels, den die Kirche krönt, auch schon dies Denkmal da und wartet, das kümmerliche Bild von Schnegg gar schön beleuchtet. Und weiß der Teufel, wie es zugeht, aber wenn ich da mit einemmal, von ferne schon, die beiden Engel sehe, die den gefallenen Krieger aufheben, hinauf zur thronenden Gottesmutter mit dem Kind, und ringsherum ist Sternenstille, Wasserrauschen, leiser Wind ---- dann lobe ich mir den Schein der Ampel, die die Welt so klar macht, und ihre Mahnung durch die Nacht: Was kannst du, Mensch, dem anderen schon sagen – und ist er fortgegangen, tot, Lebendiges über ihn? – Nichts, was nicht Erwiderung wäre, schon verwehte, auf alles, was uns angesprochen hat an ihm! Und nichts, was nicht Erinnerung des Wesens wäre, das uns angesehen hat aus ihm!

AUS EINEM BRIEF
AN WERNER MEYKNECHT

1934

Mühlau bei Innsbruck, Schloßfeld 9 28. 1. 1934

Sehr geehrter Herr!

Entschuldigen Sie bitte, daß ich nicht sofort auf Ihr freundliches Schreiben antworten konnte. Haben Sie Dank dafür wie auch für die Zusendung der Bayerthal'schen Dissertation,¹ die mich sehr interessierte und die ich hier zurückstelle. [Aus den Fragezeichen und sonstigen Anzeichnungen, die Sie darin machten, konnte ich schon ersehen, wo Sie hinauswollen und daß Ihr Instinkt hier auf der richtigen Fährte ist.] Sie erhalten hier auch die Jugendgedichte...

Was das seltsame Selbstporträt Trakls betrifft, so befindet sich dieses bei der Malerin und Dichterin Frau Hildegard Jone-Humplik in Verwahrung², Adresse: Ried im Innkreis, Oberachgasse 5 [Ober-Österreich]. Eine Photographie davon existiert nicht. Eine Büste Trakls von dem Bildhauer Josef Humplik ist in meinem Besitz. Sie ist in einem Heft der »Österreichischen Kunst« abgebildet, das ich auch beilege.

Die tragische Beziehung Trakls zu seiner Schwester – die Selbstvernichtung gleichsam in der Beziehung zum eigenen Blut – ist aus seinen Dichtungen herauszulesen [bestätigt auch durch eines der Jugendgedichte]. Sie ist für das Bild des Menschen bei Trakl wichtig, für das Inferno, durch das er gegangen ist, um seine Erlösungshoffnung, die ganze Passion, durch

die er gegangen ist, zu verstehen. Das Seherische, gerade in der Art, wie Sie es zitieren, kommt bei Trakl aus diesem Fegefeuer, diesem brennenden Dornbusch seines Wahrnehmungsvermögens im Bewußtsein seiner Schuld, begangen am Ebenbild seiner Verzweiflung in Fleisch und Blut. Darüber war Trakl persönlich die Verstumtheit selbst, doch hat sich mir seine Schwester, die nach seinem Tode nur mehr ein Schatten seiner und ihrer selbst war, in einem verzweifelten Selbstverwerfungsbedürfnis – sie hat ja dann später Hand an sich gelegt – darüber einmal anvertraut. Wie weit hier aber bei Trakl die Vision der Erlösung über die Tragweite seines Schuldbewußtseins hinausgeht, mögen Sie an dem Vers ermessen: »Aber strahlend heben die silbernen Lider die Liebenden: *Ein Geschlecht*«.³ Friedrich Pater hat das einmal im »Brenner«⁴ – ich lege den Band bei – im Sinne des Begriffs der Androgyne, dessen Bedeutung für das Ideal der Romantik er hervorhebt, verstehen wollen. Das hat etwas für sich, wenn man in der Abstraktion der Anschauung, im Bereich des Übertragenen bleibt. Aber wie wenig hier Trakl ein Ideal vorschwebte, sondern im Gegenteil die Erlösung aus einer furchtbaren Realität, das Aufgehen seiner Sehnsucht in eine jenseitige Realität der Versöhnung alles Gegensätzlichen, wie sehr ihm als Auferstehung des Fleisches die Aufhebung des Gegensatzes der Geschlechter, der Leidenschaft des eigenen im anderen Geschlecht, vor Augen stand, das dürfte jedem erschütternd klar werden, der einmal ganz konkret erfaßt hat, aus welcher Tiefe erlebter Schuld und erlittener Verzweiflung das eigentümliche Gesicht von Trakls Prophetie, die Mündigkeit seiner Ergreifen-

heit als Seher steigt. Dann wird er auch die weittragende metaphysische Bedeutung dieses tragischen Einverständnisses zwischen Bruder und Schwester ahnen, diesen Blutsturz der Erkenntnis, der zwei Geschwister antrieb, sich im Bösen zu erkennen, sich aufzugeben und aufzuheben in der Mischung der Geschlechter innerhalb des eigenen Geschlechts, des so in seiner Fluchbeladenheit begriffenen. Der Selbstvernichtungsdrang, aber auch das Erlösungsbedürfnis, welche diesem Passionsverhältnis zwischen Bruder und Schwester zugrunde lagen, gewannen im Wesen Trakls schließlich einen leidvoll gefaßten, in dem seiner Schwester einen schmerzlich verzerrten Ausdruck. Es schien, als sei der Bruder das Gehäuse des Geistes um die zerbrechliche Seele der Schwester, der »Jünglingin«, die ihm wie sein Negativbild glich, und ohne eine Ahnung davon, wie das kreatürlich zusammenhängt, wird man die bittere Frucht dieses Sündenfalls in ihrer paradiesischen Herkunft nicht leicht erkennen. Darüber spreche ich mich hier zum ersten Mal aus – und zwar mit Absicht in die Ferne, zu einem Unbekannten –, weil ich spüre, daß hier im Rahmen Ihres Themas, wenn es ehrfürchtig und behutsam angepackt wird, vielleicht die einzige Gelegenheit ist, ein ernstes und gewichtiges Wort darüber zu sagen – eines, das vielleicht verhindern kann, daß später einmal Unberufene an diese todernten, aber leicht verkennbaren Dinge rühren. Es lassen sich auf Grund meiner Andeutungen wahrscheinlich auch die Spuren in den Dichtungen selbst leichter verfolgen, die auf die spirituelle Tragweite dieses Grundsulderlebnisses der Menschheit in den Gesichtern des Dichters hinweisen, und das Bild des

Menschen bei Trakl kann so eine Aufhellung erfahren, die Ihrem Wahrnehmungsbedürfnis sehr entgegenkommt und die Richtung, in der es sich bewegt, rechtfertigt. Auf diese Objektivation wird es um so mehr ankommen, als der Dichter selbst, wie gesagt, nie ein Wort darüber verlor, aber sichtbar gebeugt unter die Last eines solchen Schicksals in seiner Haltung war und Augenblicken des Nachsinnens und der Versunkenheit stets mit einem Seufzer ein Ende setzte. [Er hat auch »Christus«, den Namen des neuen Adam, das einzige Mal, als er ihn hinsetzte in seine späten Dichtungen, ganz hart und kristallen mit »K« geschrieben – sein ganzes Leid schien mir darin konzentriert durchsichtig gemacht.] In dem Nachruf, den ich am Grabe Trakls hielt, habe ich ja angedeutet, wie ich dieses Schuldverhältnis zwischen Bruder und Schwester, das wie aus dem Herzen des Bösen in die Schwermut der Liebe und hinauf in Gottes Barmherzigkeit gehoben schien, im Aspekt seiner Verklärung sehe. Ich glaube nicht, daß man es, will man ihm gerecht werden, in einer volleren Wirklichkeit als dieser sehen kann.

Wie Karl Kraus zu Trakl stand? Ich glaube die Behauptung auf mein Gewissen nehmen zu können, daß Kraus wohl das Ungewöhnliche der Erscheinung Trakls spürte, aber im Grunde nichts Rechtes mit ihr anzufangen wußte. Das ist auch nicht verwunderlich. Kraus liebt die idealen, die klassisch aufgeräumten Geisteshorizonte, die leicht aufzuhellenden, die durch keine Emotion der Wahrheit, die über ihnen ist und ihre Schatten auf sie wirft, im Pathos ihrer Eigenmächtigkeit zu erschüttern sind. Gerade die Dichtung

Trakls aber spiegelt einen solchen, durch Einbruch der übernatürlichen Wahrheit in die Sphäre seiner natürlichen Idealität bis auf den Grund erschütterten Geisteshorizont, und das ist auch der Grund, warum das Wort, in dem hier alles zu Ende gesehen ist, inmitten aller Fülle seines Wohllauts so einsilbig erscheint. Kraus mußte in Trakl auch geistig den Zukurzgekommenen, das Siebenmonatskind, sehen, während Trakl, der Kraus bewunderte, fand, daß der Geist bei Kraus sich wohl an der Substanz der Wahrheit nähre, sie aber zugleich im Medium seines Schöpferischen verzehre, so daß am Ende trotz der unerschöpflichen Möglichkeiten, die ihm die Zeit biete zur Satire, seine Wirkung sich selbst aufzehren, sich selbst erschöpfen müsse an der begrenzten Möglichkeit der Satire, dem Ernst der kommenden Zeiten im Geiste der Wahrheit zu begegnen. Ähnliches konnte man von Trakl bisweilen hören und wenn er das verband mit einer rückhaltlosen Bewunderung des Kämpfers, der unerschrocken auf verlorenem Posten steht, so fühlt man schon, wie tief das Bewußtsein der eigenen Verlorenheit bei Trakl in einem Glauben wurzelte, der ihn als Seher zum weitblickenden, seiner Zeit beherzt vorausschauenden Realisten machte. Ihm gegenüber darf, im Widerstand zu ihr, Kraus als der letzte Idealist dieser Zeit gelten – er, der sich mit der furchtbarsten Realität herumschlägt, die der Aspekt der Welt heute nur immer darbieten kann, ohne anders mit ihr fertig zu werden, als indem er ihr Tödliches viviseziert, aber zugleich im Laboratorium seines konsequent auf Konservierung bedachten Geistes revivifiziert der Nachwelt überliefert. Trakl aber hat aus der

Hölle seines Lebens durch ihre Wirklichkeit hindurch [nie über sie hinweg!] bis in die Wirklichkeit des ferngerückten Himmels gesehen. Das ist der Unterschied, der himmelweite Unterschied auch im Wesen der Selbstaufopferung der beiden.

Was nun noch Ihre Frage betrifft, ob man ›Elis‹ und ›Kaspar Hauser‹ im Sinne eines diesseitigen Menschenbildes sehen dürfe, so ist darauf natürlich schwerer zu antworten als in dem Falle von ›Sebastian‹ und ›Helian‹, wo der Dichter eben klar erkennbar sich selbst hinausgesehen hat in die Gestalten seiner Vision, die diese Namen tragen. Besonders im Falle ›Elis‹ ist das schwer, wo schon der Name so losgelöst ist von allem irdisch Erkennbaren wie die Landschaft, in der diese Verse stehen. Oft habe ich gedacht, ob in diesem Knaben nicht die Erinnerung an Trakls reine Kindheit verabschiedet ist und daß sie deshalb so unkenntlich fern wie an das Firmament des Himmels geschrieben ist, weil sie am verlorensten lebte im Bewußtsein der Hölle, die in seiner Seele brannte. Merkwürdig und vielleicht ein Fingerzeig ist, daß einmal der Dreiklang »Elai« fällt, und zwar wie vom Himmel fällt. [Ob etwa das »Eli, eli, lama« darin mitklingt?] Elis ist jedenfalls die fernste aller Trakl'schen Namenfiguren. Bei ›Kaspar Hauser‹ muß man sich vergegenwärtigen, daß Trakl selbst sich einmal in einem Brief als »armen Kaspar Hauser« bezeichnet. Hier ist also in der Erscheinung einer rätselhaften historischen Figur eigenes Wesensschicksal so wahrgenommen, daß es in der Reduplikation der Vision ganz wieder in die Umrisse einer Transfiguration aufgehen konnte, die dem jenseitigen Menschenbilde den Na-

men und die Züge seines ursprünglichen Trägers zurückgeben konnte. [Bekanntlich hat auch Verlaine einen ›Kaspar Hauser‹ geschrieben.] Von dem Charakter dieses geheimnisvoll Kommunizierenden zwischen eigenem und fremdem Schicksal im Blickfeld seiner Vision kann vielleicht die Andeutung eine Vorstellung geben, daß Trakl, wenn er heute noch lebte, wahrscheinlich auch im Schicksal eines van der Lubbe⁵ etwas erkannt hätte, was ihn wesentlich angeht. Für alles Aufgeopferte in der Menschheit hat er einen Blick gehabt, der unergründlich schien.

Selbstverständlich können Sie von meinen Ausführungen für Ihre Arbeit jeden Gebrauch machen, der Ihnen dienlich scheint. Ich betrachte nichts von dem, was mir so einfällt, als mein Eigentum. Nur glaube ich, daß sich manches klarer und einfacher ausdrücken ließe, als ich es im allgemeinen vermag, und wenn *Sie* das Ihre Sorge sein lassen, so wird mich das freuen – und nun wünsche ich Ihrer Bemühung besten Erfolg,⁶
In Hochschätzung ergebenst

Ihr

Ludwig Ficker

ZUM 60. GEBURTSTAG VON KARL KRAUS

1934

Am 28. April ist Karl Kraus sechzig Jahre alt geworden. Aus diesem Anlaß und als ein Zeichen der Erkenntlichkeit für alles, was der ›Brenner‹ dem beherzten Beispiel der ›Fackel‹ und der Geistesgegenwart ihres Herausgebers verdankt, sei hier ein Beitrag zur Würdigung des Dichters gebracht.¹ Denn das Leiden dieses *Dichters* ist es, das der Leidenschaft² des großen Anklägers im Blut liegt, und wenn es wahr ist, daß während, vor und nach dem Krieg kein Publizist im deutschen Sprachbereich gewirkt hat, der ähnlich ausgesetzt und unerschrocken den Kampf um die so notwendige Klärung der geistigen Horizonte führte, so ist auch klar, daß Karl Kraus dabei von einer Passion beseelt war, die dem Gelächter der Hölle entgegen bei jedem Anlaß den vermißten Himmel auf Erden sucht. Er fand und findet ihn – und hierin offenbart sich erst der eigentliche Spürsinn dieses über alle Niedertracht, die ihm zu denken gibt, und allen Unrat, der ihm zu schaffen macht, so selig mühselig Entrückten – in seinem Einverständnis mit dem Geist der Sprache. Wohin ihn dieser Geist entführt, in welche Region der Selbstvergessenheit inmitten aller Selbstbesessenheit, wird immer ein erstaunliches Phänomen bleiben, um so erstaunlicher, wenn man bedenkt, daß es der Satiriker unserer Zeit ist, der »Himmel« und »Hölle« seines Daseins in diesem Einverständnis spiegelt. Aber gerade der Abenteuerraum des Spracherlebnisses mit seinen unbegrenzten Möglichkeiten, der Wahrheit zu entfliehen, der Wahrheit zu erliegen, öffnet die un-

heimlichsten Bezirke der Verantwortung vor uns. Und nur um diese für einen Augenblick in ihrer Abgründigkeit zu erhellen, sei hier vorübergehend ein Blick auf jene seltsame Erscheinung geworfen, die im Bilde einer Parallelerscheinung wie ein Schatten Karl Kraus vorausging: auf den Doppelgänger seiner Besessenheit und christlichen Widerpart seines Gewissens in Frankreich, auf Léon Bloy. Auch Bloy, der Katholik, hat den gewaltigen Sprachraum seiner Leidenschaft mit einem pamphletären Angriffsgeist erfüllt, der ihm, auch ihm, dem Visionär des Abfalls, des glänzenden Elends zwischen den Zeiten, den Bannfluch seiner Zeitgenossen eintrug. Aber dieser andere »Würgengel des jüngsten Gerichts« – heimgeholt von der Barmherzigkeit Gottes 1917, während des Kriegs – schrieb, 1886 schon, an eine Freundin: »Ich bin verdammt zu diesem blödsinnigen Schreibemetier, das gewiß nicht meine eigentliche Berufung ist. Ich bin zum Kriegsmann geboren, zum Kreuzfahrer, wenn Sie wollen, in einer Epoche, wo der Krieg entehrt worden ist und die Kreuzzüge unmöglich sind. Ich träumte davon, meine Feder zum Schwert zu schmieden, und ich fühle wohl, daß das ein stupider Traum ist. Wenn ich durch ein Wunder reich würde, so würde ich die Literatur beiseite legen und mich zum Dienstboten der Armen machen. Ich fände es viel schöner und nützlicher, mir von einem Aussätzigen ins Gesicht speien zu lassen, wenn ich seine Schwären ungeschickt verbände, als meine Zeit mit der byzantinischen Suche nach Adjektiven und Partizipien zuzubringen.«³

Im Gegensatz zu einem so verzweifelten Ausdruck ihrer Besinnung ist die Sprache der Leidenschaft bei

Karl Kraus von ihrer Berufenheit überzeugt. Sie ist ihm das begnadete Züchtigungsmittel, das seinem Bedürfnis nach Zucht entspricht, und wenn sie, die ja zugleich ein Kunstmittel ist, ihr Haßgewitter immer wieder in einer Wolke von Humor begräbt, die ihre Blitze meistert, so ist damit schon angedeutet, mit welcher Leichtigkeit sich diese Sprache über die im Grunde doch so dunkle Ursache ihrer Leidenschaft hinwegsetzt, um sich in jene Sphäre einer reinen Idealität zu erheben, in der das Schwert der Rede erst richtig aufblitzt, aber nur um als geschliffene Klinge über unserem Haupt hängen zu bleiben. Sie ist ein gezücktes Schwert, das entzückt, und ihre Art, für die Wahrheit einzustehen, ein Schauspiel für Götter, das in gehöriger Distanz – aber gerade deshalb unheimlich – sich über dem Grauen der Welt abspielt, das seinen Gegenstand bildet. Was in der Optik dieser gleichsam ganz aus sich herausgehenden und gleichwohl tief in sich verweilenden Sprachkunst wahrgenommen ist, ist gerade das, was in dem leidenschaftlichen Widerspruchsgeist, der sie bewegt, von Grund aus aufgehoben scheint: die Perspektive und das Maß einer klassischen Weltbetrachtung, in welcher Himmel und Erde, diese Träger der sichtbaren Schöpfung, durch den Abgrund der Wirklichkeit, der beide durchzieht, am Ende nicht so sehr getrennt wie auf gut Glück verbunden scheinen, während der Höllenschein des Zeitgeschehens, der diesem Abgrund entsteigt, zu einer Ausgeburt der Phantasie am Horizont des Menschengenichts verblaßt. Man vergegenwärtige sich z. B. nur ›Die letzten Tage der Menschheit‹, also jenes Werk von Karl Kraus, das sein Ingenium und die Welt, von

dem es sich abhebt, wie in einem Vexierspiegel zeigt. Dem Inhalt nach ist diese Tragödie des Untergangs nichts weiter als der Gespenstertonfilm einer Wirklichkeit von gestern, eben der zunächst vergangenen Weltkriegszeit; aber dem Geiste nach erreicht sie eine Wirkung, die ohne weiteres der Vorstellung des jüngsten Tags entspricht. Und wenn am Schlusse dieser Darstellung die Stimme des Herrn – das stumme Gegenbild zur Stimme des Pressechefs, des Herrn der Hyänen – das große Schweigen bricht und dem ganzen Kulissenzauber des furchtbar aufgerollten Weltbilds mit dem gewagten Satz »Ich habe es nicht gewollt« ein Ende setzt, so ist das zwar Theater, gewiß – aber keines, das sich mit irgend einem Zeittheater vergleichen ließe. Denn die Stimme von Wahrheit und Dichtung, die dieses Schauspiel der Wirklichkeit bestreitet, steht hier doch – hörbar fast – im Einklang mit dem Ratschluß der Vorsehung, die es in Gottes Namen so gefügt hat, daß der Ehrfurcht des *Dichters* – aber nur ihr! – eine solche Bevormundung, eine solche Verschattung der Stimme Gottes im Gleichnis der eigenen Sprachschöpfung erlaubt und möglich ist, ohne sich selbst damit und der Wahrheit, um die hier alle Bemühung geht, etwas zu vergeben. So findet also Karl Kraus doch immer wieder im Bild der eigenen Schöpfung, auch wo sie in vergeistigter Wirklichkeitstreue – ein wahres Denkzeichen – die Hölle auf Erden spiegelt, das verlorene Paradies auf Erden, das er im Grunde sucht. Findet es wie ein Wunder, das ihn selber heimsucht in der Gestalt der Sprache und mit dem göttlichen Geheimnis ihrer Macht, den Dichter wie den Denker zu begnaden – ein

getrübtes Firmament so der Erkenntnis wie auch der Erkenntlichkeit erhellend über allem Irrsal einer abtrünnigen Welt, die es bei Gott nicht wahrhaben will, daß in jedem Wort, das solcher Heimsuchung entstammt, das Licht der Mitteilung geborgen ist vor dem Fluch der Finsternis, die es bedrängt. Dem Wunder aber selbst, dem Sprachwunder, begegnet Kraus wie im Traum, der noch im eigenen Gesicht den Abglanz der Liebe trägt, die er verrät – der Liebe des Schöpfers eben –, als gelte es in einem Gleichnis klarzumachen, und zwar im Gleichnis der eigenen Erscheinung, daß diese Liebe auch noch dem Haß, dem leidigen Verrat an ihrem Wesen, heimzuleuchten versteht. Damit erscheint nun aber Karl Kraus dem Blick der Liebe, die auch ihn erkennt, als die leibhaftige Selbstaufopferung eines lebendigen Gewissens im Wort, als mächtige Selbstpreisgabe einer Stimme im Bann jener geahnten Wahrheit, die auf Erden für immer in die Gestalt des *fleischgewordenen* Wortes eingegangen ist; einer berufenen Stimme also, die noch im Augenblick ihrer Verstumtheit – und wie tief ist heute dieses echte Pathos in den Posaunenwind der jüngsten Zeit hinein verstummt! – den Ausdruck ihrer Geistesgegenwart bewahrt. Einen gesteigerten Ausdruck, wohlgemerkt. Denn eben rief sie noch, die Stimme, in den Wind:

Doch hab ich Atem noch, es ihr zu sagen,
und steh dem Haß, der diesen Mut vergilt,
als einer, dem die Kraft wächst mit der Last.
Noch hält der Glaube, daß ein Beispiel frommt
dem Rest von Menschheit, der den Glauben rettet
aus dieser Schmach...⁴

BRIEF AN JOHANNES ÖSTERREICHER

1937

Lieber Herr Kaplan!

Wenn wir die Zeitlage in dem engen Lebensraum, der uns auf Erden gegeben ist, betrachten, und zwar mit jener Teilnahme betrachten, die einer Gesamtbesinnung dienlich sein will, dann läßt sich nicht verkennen, daß der Jude heute, der seine Situation begriffen hat, aber auch der Christ, der diesen Namen noch verdienen will: daß beide heute bedenklich ausgesetzt sind in der Welt. Zwar stehen sie, denkwürdig gefaßte Träger dieser gemeinsamen Preisgegebenheit in einer merkwürdig erregten Welt von Wahngläubigen, vor dem Wahrzeichen des Kreuzes Christi, das die Geister scheidet, auf tragisch getrenntem Glaubensgrund. Aber dieser Grund, ihr eigentlicher Lebens- und Leidensgrund, der ja nicht ohne tiefere Ursache, nicht ohne einen fernher wirkenden spirituellen Beweggrund heute so unheimlich erschüttert wird, ist von derselben Gotteskraft der Offenbarung und der Überlieferung getragen, die beiden, Jude wie Christ, sobald sie erst den Boden ihrer Selbstsicherheit in diesem vulkanisch bewegten Geisterreich des aufsteigenden Antichrist bedrohlicher unter sich wanken fühlen, zu wahrer Gottesfurcht und hoffentlich auch zu rechter Einmütigkeit im Banne dieser Gottesfurcht verhelfen wird. Anzeichen dafür sind heute schon vorhanden, wenn auch noch schwache Anzeichen – denn das Vordringen der Nacht, die unser Wachsein fordert, scheint vielen Aufgeweckten, aber Unausgeschlafenen unter uns noch immer wie außerhalb dieser

Erdenzeit vor sich zu gehen und in nichts das Nahen des Tages zu verraten, von dem geschrieben steht, daß er kommen wird wie der Dieb in der Nacht. So verstiegen uns also eine solche Voraussicht auf weite Sicht auch anmuten mag im Hinblick auf die gespenstische Kurzsichtigkeit, die unter uns Christen selbst noch umgeht und die eine jede Zuversicht dieser gewagten Art zu einem phantastischen Selbstbetrug zu stempeln scheint: wer in Wahrheit heute ein Wanderer zwischen zwei Welten und also kein Schlafwandler ist, der wird zwischen Zeit und Ewigkeit das Kreuz der Menschwerdung neu aufgerichtet und seinen Träger, den erniedrigten Gottessohn, bis zum letzten Atemzug Seiner im Selbstopfer vollbrachten, im Selbstopfer aber auch erst vollends auflebenden Liebes- und Erlösungstat daran erhöht sehen. Und überblickt er so, im Vorgefühle kommender Ereignisse, das unsterbliche Vorbild des erlösten und erhöhten Menschensohns vor Augen, die Kraterlandschaft der ausgeträumten Träume unserer Selbstherrlichkeit und horcht er auf den seltsamen Posaunenwind, der sich über ihr erhoben hat, dann wird er, überwältigt von der Sprache der Wirklichkeit – einer Wirklichkeit, in der vernehmbar durch den Äther hin die Abgründe einander rufen und Licht und Finsternis bereits wie auf der Walstatt einer heilsgeschichtlichen Entscheidung den schrecklichen Nahkampf um die Seele des Menschen führen –, hinter all den Drangsalen, die uns heute bestürmen, nicht nur die Atemnot des Menschenmörders von Anbeginn, sondern auch das Wehen des Geistes spüren, der, am Ende allzeit mächtiger als Sein Feind, schon die Weissagung des Isaias mit dem Licht der

Verheißung erfüllte: »Und Ich werde all Meine Berge gangbar machen und Meine Straßen werden sich erhöhen«. Dann werden alle, die zuerst das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit suchen – und das werden wieder Christen und auch [wie seit je] Juden sein –, von der Wahrnehmung ergriffen werden, daß Gott der Allmächtige, der auf Sinai gesprochen und durch den Mund des Heilands uns das Neue Gebot gegeben hat, auch in dem Wirken des Widersachers, der uns bekanntlich sieben darf wie Weizen, die Voraussetzungen, die welterschütternden, schaffen wird, die uns nach einer Zeit des offenkundigen Abfalls von Gott, aber auch der heimlich wachsenden Ehrfurcht vor Seinem Wort die Heimkehr zu den Quellen des Heils durch alle Heimsuchungen hindurch ermöglichen werden.

Vorerst freilich sehen sich beide, Jude wie Christ, je nach Art und Tragweite ihrer Verschuldung, ihres Versagens vor der Stimme des Herrn, in eine Verteidigungsstellung gedrängt, die zumindest den Christen dazu bewegen wird, die Mittel zu seiner Selbstbehauptung in diesem Kampf der Entscheidung, der ja nur ein Gewissenskampf, ein Kampf um die Palme der Selbstaufopferung im Dienste der Wahrheit sein kann, aufs sorgfältigste zu prüfen. Erst wenn er sich über die Tragweite des Anspruchs, den das Neue Gebot an ihn selbst und seine Opferbereitschaft stellt, ganz klar geworden ist; erst wenn er selbst den Abgründen der Ohnmacht und der Verzweiflung, die zwischen Forderung und Erfüllung des christlichen Liebesgebotes im Herzen des Menschen aufklaffen können, mit Gottes Hilfe entstiegen ist und also weiß, aus eigener Erfahrung weiß, welche Selbstüberwin-

dung uns das kosten kann: erst dann wird er, eingedenk seiner Armseligkeit und voll Nachsicht mit den Schwächen der Brüder, das Losungswort ausgeben dürfen, das der Menschenseele, der eigenen wie der fremden, der getauften wie der ungetauften, der übermütigen wie der verängstigten, im Augenblick der Todesgefahr – und wann schwebten wir heute nicht in dieser Gefahr?! – als Zuspruch und Erkennungszeichen frommen mag. Nur im äußersten Notfall also – denn weithin ist die Existenz des lebendigen Christen heute, der im Kampf um den Felsen Petri sich gegen die Pforten der Hölle wirft, ein Dämpfer bereits, aber auch ein Stachel für den Übermut jener bloßgestellten Scheinchristenwelt, die auf dem Rücken der Kirche offen mit dem Teufel paktiert – und nur dann, wenn er jede Spur von herausforderndem Wesen entschlossen von sich selbst abgetan hat, wird er dem Angriff einer Wirklichkeit, deren Stolz wie deren Torheit es ist, daß sie es mit der Wahrheit, der einmal für immer geoffenbarten, im Grunde nicht so genau nimmt, den Einsatz der eigenen Wirklichkeit, den Mut der eigenen Wahrheitsliebe entgegenstellen dürfen. Sonst trifft er am Gegner, der als Versucher ja nicht selten aus der eigenen Versenkung auftaucht, vorbei in eine Leere, in der er, am Ende selber von seinem Schutzgeist, seinem Engel verlassen, in einer tragischen Siegeszuversicht mit seinem Gott und seinem Gewissen allein bleibt. Das kann nicht der Zweck der Übung sein, zu der wir uns heute aufgeboten fühlen. Wollen wir daher einem solchen Fehlschlag unserer Tapferkeit vorbeugen und verhüten, daß in dieser Nacht der Erprobung die Gaben des Heiligen Geistes, die im

entscheidenden Augenblick die Geistesgegenwart des Herrn in uns verlangen, durch unsere Schuld den törichten Jungfrauen ähnlich werden, die zwar ihre Lampen, aber kein Öl mithatten, dann müssen wir mit gutem Beispiel vorgehen und ein übriges tun. Dann müssen wir auf die Geisteshaltung des Gegners, die ja immer aufschlußreich und, wo er mit offenem Visier kämpft, nie zu verachten ist, gebührend Rücksicht nehmen und uns selbst mit dem Geist der Liebe wappnen, den wir an ihm vermissen. Denn es ist ein offenes Geheimnis, das alle Liebenden kennen, sowohl die glücklich wie die unglücklich Liebenden, daß wir am Wesen der Liebe, diesem unsterblichen Lebewesen der Wahrheit, nur als Gebende, als Zurückgebende, nicht als Fordernde Anteil haben. Aber es gehört zum heroischen Wuchs der Liebe, zu ihrem Triumph im Geist der christlichen Liebe, daß sie im Akt der Selbstaufopferung, in der vollendeten Nächstenliebe, die Feindesliebe in sich begreift. Das hat uns der göttliche Vollmachtträger der Liebe, das hat uns der Heiland am Kreuz geoffenbart. »Vater, verzeih ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun!« Das ist der letzte Sinn des Neuen Gebotes, den wir im Aufblick zu dem gekreuzigten Menschensohn unserer Erinnerung einprägen müssen. Besonders in gespannten Zeiten wie diesen, da der verwesende Leib der Christenheit dem toten Lazarus vor der Erweckung gleicht – und besonders wir hier in Österreich, das ist klar. Anders nämlich werden wir des leuchtenden Beispiels von Selbstaufopferung, das in der Beherztheit seiner staatsmännischen Sendung – uns und dem ganzen Abendland zum Gedächtnis – Kanzler Dollfuß gegeben hat, nie wür-

dig werden; denn er hat es im Namen Christi gegeben – »eingepflanzt in die Ähnlichkeit mit Seinem Tode«. Das ist nicht zu vergessen.

Im übrigen versteht sich wohl von selbst, daß das Licht nicht in die Welt gekommen ist, um vorzüglich den Bemühungen jener zu leuchten, die aus weltlichen Rücksichten, aus Superklugheit oder aus Unverstand, es zeitweilig verdunkeln zu müssen wähnen. Aber mit der Zeit – und die Zeit hat heute ein sehr flüchtiges Aussehen – wird das Licht auch diesen verlorenen Schafen heimleuchten, wie es uns heimgeleuchtet hat, die wir – ich spreche jetzt von mir – so lange sprachlos in der Finsternis irrten. Wo immer wir heute hinsehen, im engsten wie im weitesten Umkreis, durch alles Grauen dieser Welt hindurch, das ja ein Morgen-grauen ist, wie über allen Anschein des Gegenteils hinweg gewahren wir ja mit Staunen, daß das Licht sich Bahn bricht, und um so mächtiger, je finsterner die Welt, die es noch immer nicht begreifen will, ihm entgegentritt – denn dieses Licht ist nicht von dieser Welt, das werden wir noch alle erleben. Wenn nicht in diesem, dann – wer weiß, vielleicht schon über Nacht – in jenem Leben, von dem ja unsere Erdentage, die immer mehr, im Guten wie im Bösen, und immer deutlicher sich aufhellenden, ihr letztes Licht und ihren letzten Sinn empfangen. Dann werden wir mit Schrecken, und haben wir den guten Kampf gekämpft, mit Freude und mit Schrecken wahrnehmen, daß die Wirklichkeit Christi – das ewige Licht, dem wir entgegengehen – in Seiner Macht und Herrlichkeit besteht und daß das Wort des Heilands, das Er beim letzten Abendmahl zu Seinen Aposteln sprach: »Den Frieden hinterlasse

Ich euch, Meinen Frieden gebe Ich euch«, nicht auch für den Verräter gilt, der unter uns saß. Denn der endet ja durch Selbstmord.

In diesem Licht der Wirklichkeit Christi gesehen, erscheint uns aber auch jede Lösung der Judenfrage, die sich dem Bereich der Gnade und der Erleuchtung von oben willkürlich verschließt, als ein Notbehelf, dessen Fragwürdigkeit mit der Maßlosigkeit und Gütelosigkeit seines Gerechtigkeitsanspruchs wächst. Denn erst jenseits der Klagemauer, die nicht nur zwischen der Heilserwartung der Juden und ihrer zum Trotz versteinerten Frage an Gott den Gerechten, sondern auch zwischen ihnen und der Spottlust von »Christen« errichtet ist, die den verzweifelten Charakter dieser Frage und ihre schauerliche Tragweite noch gar nicht erfaßt haben, beginnt das Reich der Erlösung für beide und das Licht der Erkenntnis, das alle eint. Solange aber dieses Zwielflicht zwischen uns herrscht, in dem der eine den andern und beide den Einen, den Einigen in der Gnadenwirkkraft des Dreifaltigen, nicht mehr oder noch nicht erkennen, hat auch der Seelsorger, der hier Stellung bezieht und vor dem Ernst seiner Aufgabe steht – ja er wie keiner sonst nächst dem christlichen Staatsmann, der durch tückisches Gelände seinen gewagten Einsatz vortragen muß –, und hat die Ehre der Kirche Christi einen schweren Stand. Denn furchtbar ist es, Gottes unerforschlichen Ratschluß als Firmament der Weisheit und der Gerechtigkeit über sich zu wissen, wenn man immer wieder dem eigenen wie dem geistigen Elend der Brüder begegnet, die in uns ihren Feind erblicken, und eine Prüfung ohnegleichen ist es, dabei den ausgetretenen Spuren eines

Hasses folgen zu müssen, der wie Ahasver, der ewige Jude, ständig auf der Flucht vor sich selbst in den Selbstbetrug ist und der heute den vielen, die zwar dem Namen nach sich noch zu Christus bekennen, aber aus ihrem Herzen längst eine Mördergrube gemacht haben, wahrlich flammender noch als den Juden als ihr Kreuz- und Kainszeichen an die Stirne geschrieben steht. [Das muß und darf hier gesagt werden von einem, der überzeugt ist davon, daß die Art der »Erfüllung«, die Judenfrage zu sehen und sie ins Licht einer letzten Besinnung zu rücken, die richtige, nämlich die christliche ist.] Da aber unsere eigene Vernunft meist noch so getrübt und unser Verstand so ohnmächtig ist, daß gegen das Grauen vor all der Verblendung, die das Menschenherz zuzeiten befallen kann, das Licht der Liebe und des Staunens über so viel Irrsal unseres guten Willens und so viel Ausflüchte unseres schlechten Gewissens nur mühsam aufzukommen vermag, so bleibt uns anderen, uns gläubigen Laien, denen jeder Blick nach außen wie nach innen nur die Notwendigkeit, uns zu heiligen, zu Gemüte führt, oft leider auch nichts anderes übrig, als aufs Geratewohl uns gehen zu lassen und aus unserer Not, die so sehr unserer Erbschuld ähnelt, eine Tugend zu machen. Eine oft recht fragwürdige, das ist sicher. Denn hier, in dieser verteuflten Zwangslage, in diesem höllischen Engpaß zwischen gestern und morgen, begegnen wir dem bösen Feind auf Pfaden, die hart an Abgründen vorbeiführen, und wem in diesem Augenblick sein Leben lieb ist, der sehe zu, daß er nicht falle. Sonst triumphiert der andere.

Auch das gilt für uns alle.

Zielt aber unsere Bemühung dahin, wohin sie aus dieser unserer Gewissensnotlage im Herzen von Europa zielen muß: dem Menschenbild in uns seine Gottebenbildlichkeit zurückzuerobern, dann dürfen wir nicht übersehen, daß der Christ, dem die Vorsehung heute neue Wege der Besinnung weist, dem Juden, der sich von derselben Vorsehung – hoffen wir, zu seinem Heil – Gott weiß wohin im Geist verschlagen sieht, als Menschenbruder vorübergehend in diesem merkwürdigen Exil von Vaterländern begegnet, die nicht mehr oder nur noch wie im Traum zu wissen scheinen, wo – in welchem gemeinsamen Vaterland der vollendeten und also vorbildlichen Opferliebe – sie im Geiste ihre Heimat und die Bürgerschaft ihres Heiles haben. Das ist ein Vorgang, der im Schicksalsraum der abendländischen Geistessendung in solcher Ausgeprägtheit noch nicht dagewesen ist; aber wenn er auch von einer Augenblickstragik ist, deren Tragweite noch gar nicht abzusehen ist – denn wieder glauben wir den Engel über Israel und der verstörten Welt zu spüren, der einst den schlafenden Elias in der Wüste weckte: Steh auf und iß, du hast noch einen weiten Weg! –, so gibt doch die Erscheinung, die uns da so nahetritt und aus einiger Entfernung an den Auferstandenen, den fremden Bruder auf dem Weg ins Abendland erinnert, die Möglichkeit zu einer Heilswahrnehmung, in welcher die Tore zur großen Zuflucht erst vollends aufgehen, die Zugänge zu neuen Ausflüchten aber sich schließen werden. Denn das alles spielt sich zwar im Hintergrund, aber sichtlich hoch über dem wechselnden Kullissenzauber des großen Welttheaters ab, auf dem die prominenten Regisseure des Zeitgeschehens, diese be-

rufenen Scheinwerferkünstler im Aufklärungsdienst der Geheimen Offenbarung, gerade jetzt die letzten Vorbereitungen zu treffen scheinen, um über die Köpfe einer zwieträftig verdutzten Christen- und Judenwelt hinweg die offenbar bereits mit Spannung erwartete Fortsetzung der ›Letzten Tage der Menschheit‹ in Szene zu setzen, und zwar im Stile jener fabelhaften Weltuntergangs-Revue, die im Konzept der großen Zeitvision des jüngst entschlafenen Karl Kraus schon eine schwache Vorstellung ihrer apokalyptischen Durchschlagskraft gegeben hat. Aber sind wir uns auch einig darüber, daß bei Betrachtung der makabren Geistesverfassung, in der diese Welt des Abfalls vor unsern Augen lebt und abstirbt, kaum etwas übrigbleibt, was ein hoffendes Christenherz im Augenblick erfreuen könnte, und scheint auch die Vereinsamung der Menschenseele unter dem Sorgenhimmel der Prüfungen, die über sie verhängt sind, allmählich ungeheuer, so muß ich Ihnen, lieber Herr Kaplan, um der Liebe Christi willen, die eine Liebe ja zu aller leidenden Kreatur ist, doch sagen: Ich habe mit der Zeit ein großes, ja in den letzten Jahren, so wunderlich dies scheinen kann, ein unbegrenztes Vertrauen in den Ratschluß der Vorsehung gewonnen, und eine unerschütterliche Überzeugung, beruhend auf einer mich ständig bewegenden Erfahrung, sagt mir, daß in jede Heimsuchung, betreffe sie nun einen Einzelnen oder jene Vielheit Einzelner, von deren Geisteskraft, Mut und Verantwortungsbewußtsein am Ende wohl auch die Besinnung eines Volkes abhängt, ein Keim des Segens gesenkt ist, der in jenen aufgehen und für die Menschheit Früchte tragen wird, die sich in der Prü-

fung bewähren. Freilich nur in diesen, deren Kennzeichen es ist, daß sie Gottes Last, im fremden wie im eigenen Leide spürbar, getrost als ihre eigene Last auf sich nehmen und in dem Maße, als diese Bürde, diese mit der Zeit notwendig wachsende Bürde, je williger und standhafter sie von ihnen getragen wird, ihre Schultern leichter und immer leichter zu drücken scheint, aller Schwachheit und aller Überheblichkeit entwachsen. Was also befürchten wir? Ist Gottes Wort nicht mehr mit uns? Bei Seiner kleinen Herde? Als immer neues Testament und ewig gültiges Vermächtnis? Oder sind in diesen gewaltig aufdonnernden Verfallszeiten, da alle Spiegel der Wahrheit den Blendwerken der Hölle dienen müssen, unsere Augen schon so schwach und vor den Lautsprechern der Lüge unser Ohr, das geduldig aufhorchende, taub geworden für die Stimme der Wahrheit und den Mahnruf der göttlichen Allmacht, wie er in Ewigkeit vorausgeht dem Gang zur Schädelstätte, dem Tod am Marterholze und der Auferstehung des Herrn: Himmel und Erde werden vergehen, aber Meine Worte werden nicht vergehen?! O wie gerne würde ich in diesem Augenblick, da ich den klaren Horizont Ihrer Gewissenhaftigkeit weder von Kleinmut noch von Ungeduld getrübt sehen möchte, meine Zuversicht, die nicht ganz billig erkaufte – denn ich glaube den Stern zu kennen, der Wermut heißt, und seine Bitterkeit verspürt zu haben im Quellgrund unserer Freude, dem Schöpferherzen des Erlösers – wie gerne würde ich sie auch jenen Kleingläubigen unter uns mitgeteilt sehen, die in ihr nur eine Verlegenheit und nichts als Weltfremdheit erblicken müssen! Denn viele wissen zwar

aus den Katastrophenbildrollen der Apokalypse um die gewaltigen Auswirkungen des Sündenfallverhängnisses und um die kosmischen Erschütterungen, die sie nach sich ziehen, aber nur wenige tragen schon in sich selbst versenkt die letzten Gründe und die Abgründe des vorgesehenen Läuterungsprozesses, die auf dem labyrinthischen Wege ihrer Heimsuchungen und unter der Wolke des drohenden Gerichts die bangende Menschenseele erst noch wie eine Todeszone ihrer Heilserwartungen durchmessen muß, soll über das dunkle Ende dieser Weltzeit hinweg die neugeborene Schöpfung, die ja jeder Erhebung des Herzens zu Gott dem Schöpfer als ihr ursprünglich zugehöriger und endlich wiedergewonnener Himmel auf Erden offensteht, am Firmament der Wiederkehr des Lichtes, da der »Erstgeborene aus den Toten« in Seiner Majestät und Herrlichkeit erscheinen wird, jenes verwandelte Gesicht enthüllen, das einst der heilige Seher auf Patmos in dem strahlend aufgeschlossenen Wahrnehmungsbereich seiner versiegelten Wortempfängnis als neuen Himmel und neue Erde erfahren und geweissagt hat. Aber wenn man mit seiner ganzen Existenz so an die Wand gedrückt ist wie ich und viele heute, denen der Lebensatem, der Atem der Liebe gleichwohl nicht ausgeht – und zwar aus keinem anderen Grunde, als weil Gott sich ihrer wunderbar erbarmt hat –, dann bekommt man ein Auge dafür, wohin man mit seiner Erkenntlichkeit, wohin man mit seinem Wort und seinem Schweigen gehört. Und birgt in beidem, im Reden wie im Schweigen, den Trost der unvergeßlichen Erfahrung, daß die Ohnmacht des einen der Tragkraft des anderen stets zu Bewußtsein und die Tragkraft des

Einen, der mit dem Siegel Seiner barmherzigen Vaterliebe, dem Sakrament der Selbstaufopferung Seines Wortes in der Opferhingabe des Sohnes, über allem Säglichen und Unsäglichen dieser Welt steht, menschlichem Versagen doch immer wieder zu Hilfe kommt. Dann lernt der Arme im Geiste, den der Heiland selig gepriesen hat, das Wort der Mündigen schätzen und lieben, die mit der Leuchte ihrer gründlicheren Einsicht und dem Grabscheit ihres helleren Verstandes seinem guten Willen zur Seite stehen, weil sie, auch sie, die Wahrheit liebten und lieben. Dann faßt man erst, was es heißt: die Wahrheit lieben, und spürt es am eigenen Leib, im eigenen Gesicht – wie Tau auf den Wangen am frühesten Morgen; so, wie etwa manchmal im Feld, wenn man nachts, ein sozusagen mit Sack und Pack hinfällig gewordener Krieger vor Gott dem Herrn, erschöpft und traumlos im Freien schlief, oder zeitig, den Schlaf noch kaum aus den Augen, auf Wache stand. Und da ich auf einem vorgeschobenen Posten die Wahrheit mitverteidigen darf, auf einem Posten, auf dem einer leicht sich selbst entfremdet wird [weil er doppelte Wachsamkeit und äußerste Zurückhaltung erfordert], so lasse ich, so Gott will, meine ganze Dankbarkeit dafür am liebsten schweigend in den Resonanzraum des kommenden ›Brenner‹ eingehen, hoffend, daß er – ein Abglanz nur und Vorbote des Lichts – das Dunkel verscheuchen und den Tag heraufführen helfe, nach dem wir uns sehnen. Den Sonn- und Feiertag, den endlich anbrechenden Tag des Herrn, wie alles Ewige in diesem rätselhaften Raume der Zeit gleich nah und gleich fern, der uns mit seinem Morgenglanz vollends die Augen öffnet, den Himmel

tiefer über uns blauen läßt und uns in die Freiheit der Kinder Gottes stellt. Den Tag des enthüllten Antlitzes der neuen Erde und des zukünftigen Gottesfriedens, da das Frühere vergangen, alle Tränen abgewischt sein werden und »die heilige Stadt, ein neues Jerusalem aus dem Himmel von Gott herniederkommen wird, ausgestattet wie eine Braut, die für ihren Mann geschmückt ist«. Den strahlenden Tag der Wiedergeburt im Herrn, da wir – im Geist und in der Wahrheit auf dem Boden der Wirklichkeit stehend – uns endlich als Brüder Christi erkennen.

Es grüßt Sie in Hochschätzung

Ihr ergebener

Ludwig Ficker

EIN ZUFALLSGUTACHTEN
Auf Wunsch erstattet während des Dritten Reiches
Um 1940

1.

Diese Verse, männlich und beherrscht in ihrer Haltung, ergehen sich in Anleitungen zu einer Weltbetrachtung, deren versonnener Spürsinn an manchen Punkten – sie wirken dann wie Aussichtspunkte – den Anschein einer abgeklärten Weisheit gewinnt. Anziehend so und doch wieder in sich gekehrt, sind sie das Siegel und das Spiegelbild von Selbstverwahrungen, von Selbstverwandlungen in eine Sprachgestalt, die ihre Worte wägt und ihre Sätze meistert, aber bei aller Aufgeschlossenheit für den Zuspruch einer Umwelt, die ihr im Geiste immer wieder zu dem gesuchten und gefundenen Wort verhilft, ihren monologischen Charakter keinen Augenblick verleugnen kann. Das wäre an sich nicht bedenklich. Gibt es doch Beispiele, große Beispiele – man denke nur an Hölderlin –, wo aus dieser Not, die ja die Wiege aller seherischen Begabung im Dichter wie im Denker ist, die Tugend einer heroischen Besinnung gehoben wird, deren tragischen Beweggründen – denn sie wurzelt immer in der Schwermut – die Welt erhabene Werke der Tiefsicht wie der Weitsicht menschlichen Geistes verdankt.

2.

Aber darf in dem Fall der vorliegenden Verse an solche Beispiele überhaupt erinnert werden?

Ja und nein. Ja: weil auch in ihnen ein Drang zu seherischer Erfassung unseres Daseins wie unserer irdischen Bestimmung lebt, der ernst zu nehmen ist und Neigung zu Tiefsinn verrät. Nein: weil dieser Versuch, zuweilen noch in Illusionen über seine Tragweite sich wiegend, geflissentlich über Abgründe der Wirklichkeit hinwegsieht, die den Ausflüchten der Phantasie im Labyrinth des menschlichen Herzens von jeher Einhalt geboten und einmal, in der Fülle der Zeit, erschütternd deutlich von dem Lichtstrahl göttlicher Offenbarung getroffen und erhellt, dem Sehergeist des Abendlands zu denken gaben, wo immer er groß in Erscheinung trat und im Banne dieser Erschütterung den Mut aufbrachte, Pfaden der Erkenntnis zu folgen, die ihn entweder auf Gipfel der Erleuchtung oder, je nachdem, in die Umnachtung führen mußten. Von einer so gefahrvollen Begehung des Weltplans in seinem Schwebezustand zwischen Licht und Finsternis ist in diesen Versen kaum mehr eine Spur zu finden: die Abgründe, die einander rufen, sind eingeebnet, ihr Gewissensecho in der Menschenbrust zum Schweigen gebracht, und was an seine Stelle trat, ist eine Euphorie, die sich angesichts der Weltlage, in der wir uns befinden, wunderbar genug ausnimmt. Man denke nur und fasse es: »Unfaßbar prächtig ist das Leben!« Und verstehe gleichwohl, daß dies wahr sein kann. Wahr nämlich dann, wenn es die Erkenntnis eines Menschenherzens ist, das auch noch in dem Leid, das es erfährt und mit dem Nächsten teilen darf, seiner Erkenntlichkeit für den Schöpfer dieses Lebens, den Gott der Liebe, keine Grenzen setzt. Aber wie verdunkelt, wie verblendet muß das Weltbild vor den

Augen einer solchen Hellsicht liegen, wenn sie über das offenbare Elend in der Welt, das doch zusammen mit dem Tröstlichen, das es beherbergt, ständig wächst, beherzt hinwegsehen will, als sei es gar nicht da oder habe nichts zu bedeuten. Und was muß sie, die nur um Zukünftiges besorgt scheint, aber doch auch die Macht der Erinnerung und also die Geistesgegenwart des Vergangenen kennt, von sich selbst und ihrer Bestimmung halten, wenn ihr dabei kein anderes Licht aufgeht als dieses:

Denn erst versuchend bloß
und noch von sehr ferne
bestrahlt unser geistiger Raum das Gefühl
und den unmittelbaren Vollzug des Geschehens.

Auch das kann wahr sein, gewiß. Man braucht den Blick nur an der Oberfläche und also scheinbar objektiv auf dem Unabsehbaren in allem Welt- und Zeitenwandel ruhen zu lassen und auf sonst nichts, dann stimmt es. Aber auf die wichtige und notwendige Entscheidung der Einzelexistenz in diesem kurzen Erdenleben bezogen: Was soll uns dies? Was ist das für ein sonderbarer Warteraum des Geistes, dieser nur zögernd sich erhellende Bestrahlungsraum einer vorläufig noch im Dunkel operierenden Verstandesmacht, die aus sich selbst die Kraft aufbringen will, die vollständige Klarstellung des Weltgeschehens durch Sicherung seines dynamischen Selbstvollzugs auf dem Weg der Ausschaltung aller vermeintlichen Störkräfte herbeizuführen – nicht heute freilich und nicht morgen, sondern – wann, ja wann? Wird sie denn, um das zuwege

zu bringen, nicht doch am Ende den stolz verschmähten Anschluß an den übergeordneten Kraftquell der Erleuchtung finden müssen, der hoch über allen Aufklärungs Bemühungen des experimentierenden Menschenverstands die Welt mit jenem Strom von Licht und Wärme versorgt, der unversieglich ist und unerschöpflich, auch wenn er im Bereich der Zeitumstände, der immerfort vergänglich, sich selbst bisweilen auszuschalten scheint?

3.

Das sind Fragen, die keiner Antwort bedürfen, die aber das tiefer Fragwürdige einer Geisteshaltung andeuten sollen, wie sie in der Physiognomie dieser Verse bei all ihrer Offenheit mitunter etwas schleierhaft zum Ausdruck kommt. Klar ist das eine: Das Selbst, das hier die Welt seiner Betrachtung in Versgebilden von rein gedanklicher Prägung reflektiert, scheint das Fluidum des eigentlich Dichterischen eher zu scheuen als sich ihm anzuvertrauen; denn es stellt die Auseinandersetzung oder besser die geistige Ineinssetzung mit diesem seinem innersten Erlebnisbereich nicht subjektiv als Abenteuer eines Einzelwesens im Kampfe mit den Mächten dar, die es bedrängen, im Gegenteil: es bewegt sich, scheinbar überlegen, in größtmöglicher Entfernung von ihnen. Es spricht sich auch nicht allzu oft in einem Du an, obwohl oder gerade weil es sich in Spiegelbildern eines solchen oft genug in seiner Eigenfremdheit erkannt haben mag: eben in seiner Einsamkeit und Ausgesetztheit auch noch im Schutze einer Umgebung, von der es sich wie auf den Schild gehö-

ben und getragen fühlt. Nichts könnte dies ergreifender enthüllen als die eindrucksvolle Mahnung, die da im Resonanzraum eines einzigen Verses Platz gefunden hat und sich mit Vollmacht zu Gehör bringt: »Allein sei der Liebende lange Zeit«. Dieser Ausspruch, dieser Satz – verdeutlicht noch durch jenen anderen: »Schwer zu finden ist oft der richtige Weg zum Nächsten« – gibt eine erschöpfende Erklärung für das notgedrungen Monologische dieser Art Selbstversenkung ins Wort, auch und gerade noch in ihrer angestregten Hin- und Rückwendung zum jeweils Gegenständlichen ihrer Motive, das heißt aber zu allem, was des Blicks der Liebe bedarf, um in dem Ansprechenden seines Eigenanspruchs genügend erkannt und entsprechend gewürdigt zu werden.

4.

Das wird besonders deutlich an der einen Stelle, wo das Ich des Dichters – eine sinnende Natur – Ausschau hält nach einem Du, in dem es sich erkennen und sinnbildlich begreifen kann, oder besser gesagt: das sich ihm vergleichen darf an Wuchs und Gestalt, denn dieses Ich hat eine hohe Meinung von sich. Es ist bezeichnenderweise nicht der Nächste, nicht der Mensch als solcher, als geist- und wortbegabtes Einzelwesen, den er »gerne« Bruder nennt, sondern es ist die stumme Kreatur, ein »hochragender« Baum, »übergroß und schlank«, den er da im Bild der Schöpfung als seinesgleichen ansieht:

Stolz strebst Du, Baum,
und übermächtig im äußeren Bilde
vor mir in die Höhe.
Warum solltest Du weniger gelten als ich!
Nicht mehr und nicht minder bist Du
im sich vollziehenden Sein.
Ich aber freu mich an Dir.

Schön, das läßt sich zur Kenntnis nehmen. Wer aber, der ein Ohr hat für Mögliches und Unmögliches im Bereiche musischer Verlautbarung, hörte hier nicht das Schweigen des Baums, der nichts darauf zu erwidern hat, als den machtvolleren Daseinsausdruck heraus, gemessen an der großmütigen Herablassung dieser menschlichen Apostrophe, die sowohl als Phantasie- wie auch als Poesieprodukt ein ausgesprochener Versager ist. Denn kann es etwas Dürftigeres, Resonanzausschließenderes im Raum einer dichterisch geformten Mitteilung geben als diese Anrede mit ihren nichts-sagenden Feststellungen und ihrem unverbindlichen, keinen Menschen und auch sonst keine Kreatur auf Gottes weitem Erdboden interessierenden Schlußsatz: »Ich aber freu mich an Dir.«

Hier ist der wunde Punkt berührt und die Übergangsstelle kenntlich gemacht, wo das Hochgemute, das im Spiegel solcher und anderer, meist besserer Verse sich in vorbildlicher Haltung zu präsentieren wähnt, die Züge des Hochmütigen und damit einer zwangsläufigen Verblendung anzunehmen beginnt. Denn das Hochgemute, das Wahrgesicht des Menschen in seiner letzten Erkenntlichkeit hier auf Erden, wurzelt in der Demut, in der Ehrfurcht vor dem Anspruch des Wortes in

seiner wahren, der menschengewordenen göttlichen Gestalt. Die aber entzündet ihr Licht, das vom Zenith der Weissagung den Aufgang wie den Niedergang von Menschen und Völkern in ihrem Sprachwesen beherrscht, am liebsten und am reinsten in den Herzen der Dichter. Der großen sowohl, der Seher, die auf Erden wie in der Verbannung leben, wie auch der »kleinen«, der diesseitig Geborgenen, sofern sie nur vom Geist der Wahrheit Berührte und Behütete sind. Das ist ja auch der Grund, warum die Welt, selbst die gedankenlos nur in Profanvorstellungen lebende, so gerne vom »begnadeten« Dichter spricht.

5.

Dies muß man sich vor Augen halten, um das Seltsame zu verstehen, daß eine Diktion von Versen wie diesen hier, die es auf eine grundsätzliche Klärung menschlicher Verhaltensweisen dem Kosmos wie dem Zeitgeist gegenüber abgesehen haben, sich zwar der Ausdrucksweise eines Hölderlin bedenklich nähern kann, aber dabei von allen tragischen Bezügen und ihrem emphatischen Gehalt für sich glaubt absehen zu dürfen, die Hölderlin zu dem umnachteten Hellseher in seinem Volk, dem Volk der Deutschen, gemacht haben. Damit rückt man aber keineswegs über ihn hinaus und salviert sich – das ist ein Irrtum, dem die junge Dichtergeneration in Deutschland heute weithin unterliegt –, sondern im Gegenteil: man verliert den Boden unter den Füßen, der das eigene Wagnis trägt. Denn das auffallendste Zeichen ist die Leichtigkeit, mit der sich hier ein wesentlich einsam und hinter-

gründig meditierendes Ich den Lockungen einer Vorstellungswelt überläßt, die im Grunde nach ganz anderen Gesichtspunkten orientiert ist, als sie dem Geist des Sehers und seiner Sendung frommen mögen; denn das Einzelgewissen, das ohne heroische Veranlagung gar nicht zu denken ist, neigt von sich aus gewiß nicht dazu, alle individuellen Züge in der Physiognomie seiner Bewährung so weitgehend in den Schatten und den Dienst einer Kollektivvision des Heldischen zu stellen, daß es das eigene Gesicht darin kaum mehr zur Geltung bringen könnte. Möglich, daß in dem vorliegenden Fall ein ursprünglicher Hang zur Einzelbesinnung im Aufklärungs- und Verantwortungsreich der Sprache durch seinen Anschluß an das Parolenaufgebot von Mehrheiten, wie sie heute das Schicksal ganzer Völker und Erdteile in neue Bahnen lenken, Entlastung von zu starkem Eigendruck gesucht und – wer weiß? – vielleicht auch gefunden hat; denn in bewegten Zeiten kommt es wohl häufig vor, häufiger als in ruhigen, daß auch feinfühligere Naturen, die an einem [für die Entwicklung ihres geistigen Lebens übrigens oft recht gesunden] heimlichen Zwiespalt leiden, durch resolute Hingabe an weltliche Machtkonstellationen, die ihrem Bedürfnis nach Ganzheit, Unkompliziertheit, nach Einigkeit mit sich selbst und ihrer Umgebung entgegenkommen, sich einen Wert zugelegt spüren, der ihnen sonst nicht so leicht erreichbar ist: die Opferfreudigkeit im Dienste einer Idee, die ihnen nicht nur Festigung ihrer Persönlichkeit, sondern auch deren Ausweitung ins Vorbildliche verspricht. Kein Wunder also, daß der eigentümliche Gestaltwandel, den da ein sinnendes Ich unter der Ein-

wirkung eines solchen unbeabsichtigten, doch jedenfalls als Erleichterung empfundenen Selbstentfremdungsprozesses erfährt, nun als gehobenes Selbstbewußtsein in Erscheinung tritt und daß dieses – einem geheimnisvollen Zug der Zeit folgend, der freilich an der Oberfläche des Geschehens schon ganz ins Zerrbildliche entstellt ist – plötzlich repräsentativ in der Rüstung eines »Wir« auftritt. Eines Wir aber, das gerade bei geöffnetem Einzelvisier, wie es hier der Fall ist, sein wahres Aussehen eher wieder verschleiert als enthüllt. Wer sind diese Wir? fragt man sich unwillkürlich. Denn dem Dichter kann bei der Unterstellung dieses Sammelbegriffes zur Verdeutlichung seiner Ansichten nicht bloß das Bild eines leichthin in die Mehrzahl übertragenen Ichwesens, also eine zur Vielgestalt erhobene Gleichnisgestalt seiner eigenen Person vorgeschwebt haben. [Wenigstens läßt der Text der Verse, an den wir uns ja zu halten haben, eine solche Deutung nicht zu.] Was er in der Phantasie festhält, fast satzungsmäßig festhält, ist vielmehr die Repräsentanz eines keineswegs imaginären, sondern höchst aktuellen Herrenmenschentums, dem er sich im Geiste zugehörig fühlt. Und so darf es uns nicht wundern, daß er sich selbst als eine jener stolzen und große Anforderungen an sich stellenden Ausnahmenaturen empfindet, die sich zum Herrschen berufen fühlen und von sich sagen können:

Wie sehr wir Herrscher über die Dinge auch sind,
wir haben noch Großes an uns zu züchten,
eh wir in breitere Schicht wirkliche Herren stellen.

Freilich, auf Grund welcher Vollmachten, die auch anderen einleuchten könnten, sie diese hohe Meinung von sich haben, bleibt ungeklärt. Vergegenwärtigen wir uns dazu den tiefen Ausspruch eines deutschen Denkers, daß die Sprache der Dinge an uns, die wir zu meistern wähnen, eine ironische ist, dann ist leicht einzusehen, in welche Gefahr der Verstiegenheit eine prophetische Anwendung geraten muß, die sich den vollendeten Züchtungsprozeß dieser Siegelbewahrer menschlicher Größe und Vollkommenheit so vorstellt:

Sie werden dann ihr Menschsein stolz
als eigenes Bild verwirklichen
und schwindelfrei von allen Höhn des Lebens
hinunterblicken – in das auch mächtige
und unfaßbare Weltsein.

Das mögen verlockende Aussichten für diejenigen sein, die es angeht und die sich darin zurechtfinden. Gewöhnliche Sterbliche, die sich nicht gern einen blauen Dunst vormachen, werden darin nur Einbildungen von einer phantastischen Abstraktheit erblicken. Kein Zuspruch von solcher Höhe, aber auch kein Distanzierungsbedürfnis, das uns von dort entgegenkommt, wird irgendwie den »kleinen Mann« berühren können, der hier als Gegensatz zu solcher Art Auserwähltheit ein paarmal prüfend ins Auge gefaßt wird. Denn so viel Verständnis dieser in der Regel für die Wichtigkeit der Ausgestaltung unserer persönlichen Anlagen zum Vorbildlichen hat, so wenig wird er der Ansicht zustimmen, daß diese ein Privileg sei und nur in den höheren Regionen und den engen Grenzen einer

Erziehung zur Selbstverherrlichung verwirklicht werden könne. Es hat also keinen Sinn, auf diesen kleinen Mann herabzusehen, auch nicht in der Absicht, ihm die Augen für sein eigenes Heil zu öffnen, außer man ist blind oder – der liebe Gott in Person. Das aber *war* einmal und gehört bekanntlich ins Märchen.

6.

Der Klang der großen Worte also, die wir da hören, kann uns zwar den Geist der Hybris kenntlicher machen, der die Vorstellungswelt dieser Ausnahmenaturen beherrscht, nicht aber die Physiognomie des letzten Anspruchs, den sie an sich selbst stellen. Hier bleibt im Grunde alles unaufgetaut und verschlossen. Wohl sind wir Zeugen gewaltiger Mahnrufe und vielversprechender Vertröstungen auf die Zukunft:

Was soll uns ewige Kindheit?
Zur Mannheit muß das Geschlecht auf Erden erwachen.
Oh nehmt die Last auf Euch
und werft jeden neuen Versuch in die Zukunft.

Vielleicht wird dann einer der Kommenden
unser vollgültiges Sein endgültig ergreifen
und wird aus der überquellenden Fülle seines Erlebens
den Späteren das Sichere des Aus-sich-selbst-seins
unlöslich übertragen ins Blut.

Aber abgesehen von den voraussichtlichen Schwierigkeiten einer solchen Blutübertragung: sollte das am Ende die Formel für den künftigen Messias sein, wie

er den Erwartungen solchen Sehertums entspricht? Nun, dann steht zu befürchten, daß er einem Hirn-
spinnst ähnlicher sehen wird als einem Wesen von Fleisch
und Blut.

Da haben die Propheten des Alten Bundes doch eine
bestimmtere Vorstellung von dem kommenden Welt-
überwinder gehabt und dieser selbst auch eine deut-
lichere von seinem Widersacher am Ende der Zeiten.
Doch dies nur nebenbei. Es berührt nicht den Hori-
zont dieser Verse, der frei ist von solchen Velleitäten.

7.

Nun wird aber alles,
was ins Bewußtsein gelangt,
nur durch das innere Wortbild erfaßt
und alle bewußte Klärung
formt sich unter grammatischem Zwang.

Das ist eine ausgezeichnete Erkenntnis, und was hier
gegen diese Verse vorgebracht wurde, läßt nicht außer
acht, was ihnen innerhalb der willkürlichen Sichtbe-
schränkung, die sie sich auferlegen, an bedeutenden
Ansätzen, mit ihrem Blickfeld ins Reine zu kommen,
zu Gebote steht. Es sei nur der schönen beiden Stro-
phen gedacht, aus denen das Eingangsgedicht ›Lob des
Tages‹ besteht, und mancher weittragenden Überle-
gung, die da und dort aus dem didaktischen Gefüge
dieser Verse auftaucht, um in ihrer Wortwerdung sich
selbst durchsichtiger zu werden. So über den Aspekt
der Unzertrennlichkeit von Schein und Sein, über das
Wahngebilde von der Eigenmacht des Todes [aber

noch stehen an der Schwelle zur wahren Erkenntnis des Lebens, auch seiner Kraft durch Freude, mächtig wie immer die Liebe, der Schmerz und der Tod!] und so noch über manches andere. Schließlich versteht sich ja von selbst, daß man Betrachtungen wie diese nur an einem Gegenstand anstellen kann, der in sich Bedeutung genug hat, um einen besonnenen Geist – und den sollte eigentlich jeder denkende Mensch sich bewahren – zur Konfrontation mit ihm anzuregen. Mag dann im Endergebnis Zustimmung oder Widerspruch überwiegen – auch hier formt sich alles unter grammatischem, darüber hinaus auch manchmal unter dramatischem Zwang –: es bleibt als Erfolg die gemeinsame Bemühung um letzte Einsichten, die heute, da so vieles in Trümmer gelegt ist, was ehemals Bestand hatte, ganz neue Aussichten der Verständigung eröffnet. Denn kein Zweifel: wir gehen Zeiten entgegen, die im Gefolge von Heimsuchungen, wie sie die Welt noch nicht erlebt hat, auf weite Sicht auch tröstliche Überraschungen bringen werden. Sie werden den Erwartungen jener entsprechen, die in ihrem Glauben an eine göttliche Weltordnung und ihre Auswirkung auf die Heilsgeschichte der Menschheit nicht wankend geworden sind, aber sie werden neu sein denen, die erst einen Blick dafür bekommen müssen, was der Friede des Herzens – nicht der leichtfertige, versteht sich, sondern der wahrlich oft schwer errungene – wert ist als Ankergrund der Hoffnung in den Stürmen des Lebens. Sehen wir zu, daß wir dann noch andere Werke der Selbstbesinnung und der Nächstenliebe aufzuweisen haben als die stolzen Denkmäler der Selbstherrlichkeit, die wir – zur Erbauung der Mitmenschen und

aere perennius, wie wir leichtsinnig wähten – von uns in die Welt gesetzt haben. Sonst kann es ein göttlicher Ratschluß zulassen, daß diese Monumente der Selbstüberhebung, die wir in vermeintlicher Geistesfreiheit in und um uns errichtet haben, noch vor uns dahinsinken und wir am Ende jenen Standbildern von Ringern und Athleten in den Gipsmuseen gleichen, die noch als taugliche Objekte für den Anschauungsunterricht nur mehr die eine, überlebte Aufgabe zu erfüllen scheinen: nackt und ohne Geheimnis zu sein, einander die kalte Schulter zu zeigen und Staub anzusetzen. Das kann nicht die Bestimmung eines tiefer veranlagten Lebens im Geiste sein, wie wir es uns und unseren Mitmenschen wünschen wollen. Besonders heute nicht. Und so möge einem jeden von uns, der in diesen Tagen einer zunehmenden Weltverdüsterung ernsthaft mit sich zu Rate geht, ein gütiges Geschick die Erleuchtung bringen, daß es auf eine neue Gewissensbelebung unter uns allen ankommt und auf eine neue Bereitschaft, der Wahrheit die Ehre zu geben, die ihr gebührt.

ABSCHIED VON THEODOR HAECKER

1945

In dieser Welt ist der Tod stärker als das Leben, aber, das große, schöne Geheimnis: Auch in dieser Welt ist die Liebe stark wie der Tod.

Th. H.

Freunde! Wenn erst die Nebel von dem Neuland unserer Zuversicht sich heben und aus den Abgründen der Katastrophennacht, in die das Abendland versank, ein Morgen der Besinnung steigt, der die Welt erschüttern wird, dann mag erkannt und einst auch in Erinnerung gerufen werden, was das Geistesleben unserer Tage, und insbesondere dieses wiederbeherzte eines neuen Menschenadels unter Denkern und Dichtern, dem Beispiel Theodor Haeckers an Auferwecktheit und Erleuchtung, an Weit- und Tiefblick der Verantwortung, gehobenem Sprachempfinden, Sprachgewissen, Pathos und Nüchternheit, an Verstumtheit, Ehrfurcht vor dem Wort und dem Mut zur Wahrheit, den es gebiert – kurz, was der Horizont einer erstaunlichen Geistesgegenwart, der uns umgibt, an Aufgeräumtheit, Klarsicht, himmlischer Zuversicht ihm verdankt –: Ein Blick der Erkenntlichkeit auf ihn, der nun von uns gegangen ist, und auf die Leuchtspur seiner Mühsal als Sucher und Finder, als Aufgebotener in Unruhe und Heimkehrer in Frieden, wird jedem, der dafür ein Auge hat, auch heute schon und über alles Sagbare hinweg die alte, immer neu ergreifende Wahrnehmung nahebringen: daß die Gnadengeschenke der Liebe Gottes zu Zeiten, da sie weithin in Frage gestellt scheinen, nur durch die Empfänglichkeit sehr

einsamer, sehr preisgebener Herzen den Menschen und Völkern, die ihrer harren, anvertraut und zur Pflege in Liebe und Geduld, zur Mehrung in Andacht und Treue hinterlassen werden.

Dies also, Freunde, dieses Letzterkenntliche über allem, was Philosophen und Theologen über ihn, den unentwegten Hierarchisten, was Liebhaber der schönen Künste, der Sprachkunst im besonderen, über den klassischen Verdeutscher und Verdeutlicher erlauchter Vorbilder wie Kierkegaard und Kardinal Newman, Francis Thompson und Vergil, oder was einfach dankerfüllte Herzen wie die unseren über ihn, die leidenschaftliche Stimme der Vernunft zwischen zwei Weltkriegen, über ihn, den unerschrockenen Anwalt und demütigen Bezeuger der Wahrheit auch noch in seinen hochfahrenden Momenten, des weiteren zu sagen oder zu beschweigen wüßten, laßt uns wahrhaben in dem Augenblick, da wir Theodor Haecker, den Verewigten, grüßen. Denn es darf aus seinem eigenen Blick heraus uns einleuchten, der um die Ausgesetztheit aller Kreatur, der um den Thränengrund des Daseins in diesem Wandelbild der irdischen Verhängnisse und seine Klärung in den himmlischen Gefilden wußte; es darf aus diesem unvergeßlichen Mannesblick uns einleuchten und in den späten Heimsuchungen des Menschengenheits, die unter dem Firmament des Unvergänglichen über uns hinweggehen, als Zeichen einer schön erhellten Eigenfremdheit, einer tiefbewegten Unbeirrtheit uns Angehörigen eines tiefgefallenen Volkes wie ein Leitstern zur Erhebung und zur Orientierung dienen. Dies um so mehr, je mehr wir selbst zum Aufbruche gerüstet sind, um auf den Wegen jener Wachsamkeit,

die alle wahrhaft Todesmutigen in ihrer Gottesfurcht beseelt, den Wandlungen unserer Menschenfurcht in Glaube, Hoffnung, Liebe zu begegnen. Das heißt aber: je mehr wir es – bis in die Ausgeträumtheit unserer Erdenträume, bis in die Aufgeschlossenheit einer anderen Welt hinein – als unsere Wirklichkeit erfahren, daß die Abgründe einander rufen, die Schatten des Vergänglichen über uns hinwegwachsen, um zu weichen, und unsere Herzen, unsere Augen, unsere Stirnen in der Dunkelheit des Heimgangs sich lichten.

NACHRUF FÜR MAX VON ESTERLE

1947

Max von Esterle! Geliebter Freund aus alter Zeit!

Es ist ein Augenblick unsäglicher Besinnung, der mich an deinem offenen Grabe ein paar Worte sprechen läßt. Der Stille angehörig, die aller Trauer um Dahingeschiedenes entspricht, wollen sie dir, aus heller und doch schmerzlicher Erinnerung geschöpft, noch einmal Dank sagen. Dank für alle Freundeshilfe, die in ihren Anfängen nun schon weit zurückliegt, aber durch Jahrzehnte unvergessen blieb. Und Dank auch für das Beispiel eines Lebens, das bei aller Aufgeschlossenheit für die Nöte des Mitmenschen im Grunde ein fast rigoros verheimlichter Opfergang war. Wohl hat die unerbittliche Selbstdisziplin, mit der du jeder Sentimentalität und Schwäche im Verkehr mit dir und deiner Umwelt aus dem Wege gingst, deiner entgegenkommenden Haltung mitunter Züge einer gewissen Selbstverhärtung, ja einer kategorisch Abstand nehmenden Ausfälligkeit gegen jede Art von Wehleidigkeit verliehen. Aber da die merkwürdige Angriffslust, die dieses spontane Abwehrbedürfnis in dir gezeitigt hatte, hie und da, und ohne es zu wollen, auch echtes, tiefer liegendes Leid berührte, so hat sie ihren Stachel stets auch gegen dich selbst gekehrt. Und das war gut so. Denn so kam es, daß manche, die von deiner unerschrockenen Offenheit als Kritiker wie als Mensch zuweilen überrascht oder persönlich betroffen wurden – und ich selbst gehörte ja zu ihnen –, oft besser als du selbst erkennen mochten, was dein Herz, das vielge-

prüfte, unter der Nötigung, sein Eigentum zu wahren und gegen Überwältigung zu wappnen, an unzerstörbarer Güte barg und lächelnd hergab.

Das ist ja auch der Grund, warum heute so viele, die diesen eigentümlichen Ernst einer peinlichen Gewissenhaftigkeit hinter deiner Neigung zu Ironie und leichtbeschwingtem Sarkasmus spürten und so den Opfersinn deines standhaft ertragenen und allen Fährlichkeiten bis ins hohe Alter preisgegebenen Daseins ahnten, heute hier an deinem Grabe stehen und deiner in Ergriffenheit gedenken. Voran, soweit sie selber noch am Leben und hier zugegen sind, deine alten Kampfgefährten aus dem ersten Weltkrieg – sie, die seinerzeit, nach dem Fall der Festung Przemysl, das bittere Los einer fünfjährigen Gefangenschaft in Sibirien, in Transbaikalien und im fernsten Osten mit dir geteilt. Dieses Häuflein übriggebliebener Reservisten vom ehemaligen Imster Landsturmregiment hat im Rückblick auf die gemeinsam verbrachte schwere Leidenszeit die Erinnerung an deine unverdrossene Kameradschaft, deine Hilfsbereitschaft und Geistesgegenwart in kritischen Situationen ungeschwächt bewahrt, und manchem von ihnen ging es nahe, mitanzusehen zu müssen, wie auch auf Heimatboden die Heimsuchungen für dich nicht aufhörten. Denn kaum war euch die Heimreise, die lang ersehnte, endlich gelungen und du in deinem alten Maleratelier in Wilten erneut an die Arbeit gegangen, um deiner erschöpften Schaffenskraft wieder aufzuhelfen, da hat dieses Vorhaben jener plötzlich ausgebrochene Brand vereitelt, bei dem du nur mit Not das Leben retten konntest, der deine Werkstattwohnung in Flammen aufgehen

ließ und mit der notwendigsten Habe auch deine Bilder, neubegonnene wie alte, mit einem Schlag vernichtete. So stand die Rückkehr in die Heimat für dich alsbald im Zeichen eines notgedrungenen Verzichts, der manchem anderen in solcher Lage das Rückgrat seines Lebensmutes wohl gebrochen hätte. Dir aber, dem zähen Kämpfer wider alle Mißgunst des Schicksals, wurde es zum Ansporn, die eigentlichen Kraftreserven deiner wohl verwundbaren, aber erstaunlich widerstandsfähigen Natur zusammen mit der Summe deiner gereiften Lebenserfahrung in den Dienst einer resoluten Selbstbescheidung zu stellen und sie zum Wohle derer zu verwerten, die ihrer am dringendsten bedurften. Das waren in erster Hinsicht die bildenden Künstler hierzulande, besonders die der jüngeren Generation, die bald in dir den väterlichen Freund erkannten und heute dankbar sich erinnern werden, was du als Anwalt ihrer Interessen und Betreuer ihrer Ausstellungen in einer Zeit geleistet hast, die sehr viel Umsicht, Takt und Selbstverleugnung forderte. Das sind des weiteren die einstigen Besucher deiner Abendkurse an der Universität, die deinen Unterweisungen im Zeichnen folgten und deine hohe Gabe als Lehrer in Theorie und Praxis schätzen lernten. Und das sind schließlich wir alle, die wir fühlen, was wir an dir verloren haben, der du so vielen mit Rat und Tat beistandest und doch so gar kein Aufhebens von dir machtest. So wenig, daß die Flucht in die Unauffälligkeit deines Wirkens – halb Zuflucht und halb Ausflucht – geradezu zum Ausdruck deines Wesens wurde, seiner Hingabefähigkeit sowohl wie seiner Preisgegebenheit. Dieser wachsende Drang, der Welt ab-

handen zu kommen und allem Menschenanspruch in ihr doch mitmenschlich verbunden zu bleiben, diese immer ausgeprägtere Form der Selbstentäußerung im schmiegsamen Gewand deiner Geselligkeit hat deinen Altersjahren scheinbar widersprechende, im Tiefsten aber rührende Züge eines ungemein verlässlichen Charakters verliehen. Das drückte sich auch in deinem letzten Weggang von hier aus, damals als du auf Bitten von Frau und Freunden dein Heim im Stadtzentrum, das stets bedrohte und bald auch halbzerstörte, aufgabst und Schutz vor weiterer Gefährdung durch den Krieg im Nachbarland Vorarlberg fandest. In der Abgeschlossenheit des dortigen Notasyls – letztes und erschöpfendes Sinnbild deines preisgegebenen Daseins auf Erden – verlor sich die Spur deiner persönlichen Nähe für uns, und erst dieser Sarg, der dich uns tot zurückbrachte, hat uns das Denkwürdige deiner Erscheinung und die Tragweite deines schweigenden Verdienstes wieder unvergeßlich nahe gerückt.

So sei denn endgültig von dir Abschied genommen, mein Freund. Abschied für diese Welt, die heute, nach einem Tag voll Flockenfall und Stille, ein früher Winterabend noch mit seinem letzten Licht erhellt. Laß uns dabei, versammelte Leidtragende, noch einmal der schönen Leuchtkraft jenes Auges gedenken, das einst den ganzen Zauber der besonnten Schneelandschaft im Winterkleid der heimatlichen Berge bis in sein tiefstes Schattenblau verfolgte und was es wahrgenommen – vorbildlich für viele, die seinen Spuren folgten –, auf die Leinwand bannte. Dieses Auge mit seiner reinen Entdeckerfreude vor heimlichen und doch offenbaren Wundern der Natur gehörte dir,

Max Esterle, und da es nun im Tode gebrochen ist, so weite sich vor uns der Raum einer Erkenntlichkeit, die es am Ende wahr machen wird, was uns an diesem Grabe schon heute zur Besinnung dienen mag: daß hier wie überall, wo Glaube, Hoffnung, Liebe unsern Weg und unsere Sicht begleiten, Trauer und Verzagtheit schwinden, die Schatten des Vergänglichen über uns hinwegwachsen, um zu weichen, und unsere Herzen, unsere Augen, unsere Stirnen in der Dunkelheit des Heimgangs sich lichten.

EIN BILD VON HANS KESTRANEK

1949/50

Die Aufnahme von ihm ist so lebendig und seinen klaren, erleuchteten Blick wieder auf sich ruhen zu fühlen, ist so tröstlich und eine willkommene Stütze des Erinnerungsbildes, das dieser demütig seiner Gedankenwelt hingegebene Weise uns hinterlassen hat. Die Zeit, die sein Vermächtnis, das vorläufig noch in Verborgenheit bewahrte, zu Ehren bringen wird, wird kommen, sobald das Unheil, das die Welt heute verdüstert, Menschen wie Völker dazu nötigen wird, sich nach neuen Richtlinien zur Ordnung ihres Zusammenlebens im Geiste einer Verständigung nach tiefdurchdachten, unumstößlichen Prinzipien umzusehen. Denn Hans Kestranek, dieser einsame und doch so gesellige, nie von sich eingenommene Denker, war ein Meister in der Klärung von Lebensfragen, die das Heil des Einzelnen wie das Wohlergehen der Menschheit im Rahmen ihrer öffentlichen Institutionen berühren. Revolutionär in seiner konservativen Haltung, ein Anreger ungewöhnlicher Besinnungen und fruchtbringender Impulse im Kreise namhafter Freunde, hat er Gedankengut ausgestreut wie aus einem Erfahrungsschatz, den publik zu machen im Wettbewerb der Geister er sich stets gescheut hat: Wohl immer auf adäquate Formulierung in Aussprache und Notierung seiner Meditationen und Einfälle bedacht, ein Kenner und selbständiger Bedenker philosophischer Überlieferung im Bereiche abendländischer Besinnung, hat er – der einstige Architekt und Liebhaber ungekünstelter Ausdrucksweise in Bild und Schrift –

von seinen schriftstellerischen Fähigkeiten gleichwohl keine hohe Meinung gehabt, und es ist vielleicht nur dem Zuspruch einiger weniger Freunde zu danken, daß er seine Scheu vor sich selbst überwand und das Werk, dessen Konzeption ihn jahrelang beschäftigte: seine ›Politeia‹, der schriftlichen Fixierung und in einer dem komplizierten Gegenstand gerecht werdenden Form der Vollendung zuführen konnte. Wann dieses Werk, das in würdig betontem Abstand nicht unwürdig an das platonische Vorbild gemahnt, erst einmal gedruckt vorliegt, dann wird es in der Gelöstheit seiner Diktion und dem Adel seiner Betrachtungsweise alle Hüter europäischen Geisteslebens ansprechen und ihrem Verantwortungsbewußtsein bei Ordnung ihrer öffentlichen Angelegenheiten von hoher Warte aus einleuchten. So wird erst klar werden, welchen Tribut an Erkenntlichkeit wir diesem verborgen geführten Denkerleben zu entrichten haben, und wer vollends Briefe, die ihm ein Herzensanliegen waren, von Hans Kestranek besitzt, wird wissen, welche Liebe zur Wahrheit und welche Sorgfalt der menschlichen Beziehung in allem und jedem ihm die Feder geführt haben.

ZUR RELIGIÖSEN BEDEUTUNG
DER DICHTERIN ELSE LASKER-SCHÜLER

1950

Heute, da die Erscheinung der Else Lasker-Schüler im Spiegel ihres denkwürdigen Hingangs weniger an Verblichenheit als an Unvergeßlichkeit gewinnt, heute läßt sich das Vermächtnis, das sie uns im Bilde ihrer Lyrik hinterlassen hat, erst in seiner vollen Symbolträchtigkeit ermessen. Sinnt man ihrem letzten Gedichtband nach, der unter dem ergreifend armseligen Titel ›Mein blaues Klavier‹ noch manche der »unvergeßlichen Freunde und Freundinnen in den Städten Deutschlands« erreicht haben dürfte, denen er [nebst den Vertriebenen und in alle Welt Zerstreuten] gewidmet ist; und läßt man unter dem Eindruck dieser Verse, die nun also zum Siegel einer abgeschlossenen Sendung wurden, Leben und Schicksal der Dichterin noch einmal an sich vorbeiziehen, dann wahrlich fragt man sich beklommen, wo eigentlich auf dieser geistverstörten Erde sie ihre Heimat und wo – oder wo nicht? – sie ihr Exil hatte: im Deutschland von gestern, das ihr Geburtsland und der Herzraum ihrer Preisgegebenheit war, oder im Morgenland des Alten Bundes mit Gott, der ihr als Urerinnerung im Blute lebte und ihrer Geistesgegenwart, der immer leicht in Zeitferne entrückten, den eigentümlichen biblischen Glanz verlieh. Denn auch dort in Jerusalem, das zur Endstation, wenn auch nicht zum Ruheziel ihrer Heimsuchungen auf Erden wurde, und also dicht am Rand der Wüste ihrer Daseinsnöte geht der Sinn ihres Lebens noch einmal ganz in blühend entfaltete

Reminiszenz auf, in eine unverlierbare Präsenz von allem, was ihr einstmals, vornehmlich in Deutschland, an Menschen und Gegenständen teuer gewesen und nun in ihrem Herzen gleichsam schon den traumbewegten Schlaf einer ewigen Erkenntlichkeit schief. Vollends aber erschüttert es zu sehen, wie sie unter diesem Himmelsstrich einer unabsehbaren Trauer und Gelassenheit alle Fassungs- und Gedächtniskraft des Geistes zusammenrafft, um der Quelle ihrer Einbildungskraft, der scheinbar überallhin zerstreuten und doch wunderbar jeweils verdichteten, in Wort und Blick den Zustrom einer klaren Besinnung zwischen Phantasie und Wirklichkeit zu erhalten.

So steht sie denn, eine Scherin im transparenten Umkreis ihrer Sprachschöpfung, zugleich im Banne einer Wortempfängnis, die, ganz in Hörigkeit versunken, dem Klangkörper der deutschen Lyrik eine wahre Wunderweise fremd anmutender und doch eigen ansprechender Melodik anvertraute. Immer nämlich ergeht sich das Melodische, das heißt, die jeweils aufgelöste oder gebundene Strophenform des Liedhaften bei ihr in arabeskenhafter Abwandlung der Grundmotive, die dem Sicht- und Erlebnisraum der Dichterin wie aus verlorenen Paradiesen entgegenkamen und ihrem leidenschaftlich bewegten Wahrnehmungsdrang über die wechselnden Ansprüche des Augenblicks hinaus das Rückgrat und die Signatur einer erleuchteten Meditierkunst verliehen. In Gedanken stets in höheren Regionen einer Verständigung zwischen erlebter und erträumter Wirklichkeit unterwegs, doch wach auch für das Ausweglose jeder wirklichen Bedrängnis, soweit sie sich in Illusionen flüchtet, hat die Lasker-Schüler

in mächtigem Hinwegsinnen über die Verfallserscheinungen der Zeit ihr Herz zu einem wahren Zufluchtsort der Pietät gemacht; der Pietät, der Liebe insbesondere und der Treue zu aller verkannten Gotteskreatur in Menschen, Tier und Dingen, die das Los der Ausgesetztheit, der Aufgeopfertheit im Bilde einer ringsum Ängste, Tod und Verwesung atmenden Welt mit ihr teilten; zu einem Hort jedoch auch des Vertrauens und des unerschrockenen Aufblicks zu allen Himmelserscheinungen, die noch am Rande der Verblendung ein brechendes Auge wie das ihre mit Trost und fernem Paradiesesglanz erfüllen konnten. Darin, in diesem Relief einer erhabenen Erschütterung im Aufblick zu dem alten Firmament der Gottesoffenbarung, von dem die Väter und Propheten der Tochter Zion einst die Zeichen und die Tragweite ihrer Messiaserwartung ablesen, liegt die Bedeutung, die religiös zu wertende, dieser – ähnlich einsam wie einst Trakls Dichtung – in die abendländische Umnachtung ausstrahlenden Poesie. Wenn man bedenkt, daß diese beiden – Else Lasker-Schüler und Georg Trakl – in einer Welt des Abfalls von jeder religiösen Bindung [eines eklatant gespiegelten Abfalls gerade in jenem Zeit- und Literaturmilieu, dem beide einverleibt schienen] Exponenten, tragische, einer substantziellen Rückbesinnung auf die religiösen Beweggründe ihrer Sendung als Seher und Dichter waren, dann bekommt ihr Existenzeinsatz im Verfallsbild ihrer Erscheinung, das einer Selbstaufopferung im Rahmen ihrer fraglosen und doch fragwürdigen Begabung gleichkommt, das Aussehen eines Lückenbüßertums von erhabener Repräsentanz; spüren wir

doch, es ist dasselbe Firmament des unerforschlichen Gottesratschlusses, für das sie beide fielen und das sie noch als Aufgeopferte im Auge behielten, um es im Gleichnis ihrer Dichtung für uns andere, scheinbar Geborgenere, deutlicher zu bewahren. Ja, der gläubige Betrachter, sei er Jude oder Christ, wird in der aufschlußreichen Sinnbildfigur gerade dieser Dichterin im Sprachbereich der deutschen Moderne etwas vorgebildet finden, das uns eine Erklärung dafür abgeben könnte, warum der großen jüdischen Schicksalstragödie auf abendländischem Boden, die sich vor unseren entsetzten oder ungerührten Augen abgespielt hat, die deutsche Katastrophe im Herzen Europas auf dem Fuße folgen mußte.

Sehen wir also zu, daß wir über den offenbaren Sprachwundern dieser armselig und doch stolz ihren Reichtum an Geist und Phantasie verschenkenden Apostrophen, wie sie die Lasker-Schüler, immer wach und versonnen zugleich, geliebten Menschen einer bald nah-, bald fernegerückten Umwelt zu widmen pflegte, den spirituellen Tiefgang ihrer Dichtkunst nicht unterschätzen. Verschließen wir unser Ohr nicht dem unüberhörbaren Weiheklang dieses »blauen Klaviers«, das auch zerstört und verstummt den Adel eines Instrumentes bewahrt, in welchem die Flügelstimme des Hohen Liedes noch ein Asylrecht hatte und eine späte Zuflucht fand. Dann werden wir erstaunt die lebendige Seele dieses hinübergeretteten Saitenspiels vernehmen, ihr lange nachlauschen und am Ende verstehen, warum sie noch im Abschied von dieser unerlösten Welt dem Schutzengel ihres Heimgangs zu sagen scheint: Siehe, auch ich bin eine Magd des Herrn!

ERINNERUNG AN FERDINAND EBNER

1950

Es ist immer ein Ereignis und ein Anlaß zu tieferer Besinnung, wenn ein Menschenleben, das wie geschaffen schien, im Glanz des Unscheinbaren dahinzugehen, im Gedächtnis der Nachwelt eine Auferstehung feiern darf, die etwas von dem Geist der Liebe ahnen läßt, der über solchem Vorgang waltet und ihm – besonders heute – eine nicht geringe Weihe und Bedeutung gibt.

Das spüren wir, glaube ich, alle, die wir hier versammelt sind, um Ferdinand Ebners zu gedenken. Wohl ist, was uns hierher beschied, zunächst ein äußerer Anlaß: die schöne Ehrung, die heute die Gemeinde Gablitz dem einstigen Lehrer ihrer Kinder und damit sich selbst erwies. Darüber hinaus aber ist es die Erinnerung an die ergreifendste Denkergestalt, die Österreich in seinem erschütterten Bestand zwischen zwei Weltkriegen hervorgebracht hat, und die wachsende Erkenntnis ihrer Bedeutung – ja, wofür? *Für eine neue Gewissensbildung im Denken unserer Zeit!* Das nämlich war und ist die beträchtliche Mission, die heute klar überschaubar dem Leben und Werk Ferdinand Ebners seine eigentümliche Richtung gab. War es doch ein abseitiger, ein verlassener und völlig neu zu entdeckender Weg, den dieser Denker und Bedenker des Wortes auf seiner Suche nach den verschütteten Quellen der Wahrheit einschlagen mußte, und merkwürdig die Konsequenz ursprünglicher Preisgebenheit und zunehmender Geborgenheit, in der sich sein Spürsinn als Sprachphilosoph im Raum einer ge-

ahnten Wirklichkeit bewegte, die manchem zunächst als Gehschule einer fixen Idee erscheinen mochte. Von einer einzigen sprachperspektivischen Überlegung ausgehend, doch überwältigt von der Sichtweite der Erkenntnis, die sie ihm erschloß – der Erkenntnis nämlich, daß es kein absolutes, sondern nur ein relativ zum Du existierendes Ich gebe –, mußte Ferdinand Ebner im Bereich seiner Berufenheit wohl oder übel jenem neu sich aufdrängenden Metanoeite, jenem zeitwie sinnfälligen »Lernt endlich umdenken, ehe es zu spät ist!« begegnen und es als Mahnziel seines eigenen Nachsinnens beherzt ins Auge fassen. Und so hat er es als seine zwar begrenzte, doch offenbar nur ihm und seinem prüfenden Ermessen zgedachte Aufgabe angesehen, den eigentlichen Existenzsinn des Menschen – auch des philosophierenden, versteht sich – in einer aus den Fugen geratenen Welt vom Wort und seiner Beziehung zum Urwort her, also zu jener Macht, die den Menschen ins Leben rief und ihm die Gabe der Sprache, die Fähigkeit zu Frage und Antwort wie zu beredtem Schweigen verlieh, neu zu ergründen und so die Tiefe und Weite des Sprachproblems in seiner Ausstrahlung auf unsere jeweilige Geistesverfassung denkenden Mitmenschen wieder zu Bewußtsein zu bringen.

Das ist dem einsamen Denker von Gablitz auch gelungen. Das wurde, in Abwehr wie in Zustimmung, sofort begriffen – damals schon, vor dreißig Jahren, als ich, von Theodor Haecker darauf hingewiesen, Ebners Werk »Das Wort und die geistigen Realitäten« im Brenner-Verlag herausgebracht hatte. Kein Zweifel, dieses Buch war ein Ereignis. Es war eine Herausfor-

derung. Es sprach, ohne vorlaut zu sein, in unerhörter und doch anspruchsloser Weise für sich selbst und für den Gegenstand seiner Betrachtung. Denn hier war die Frage, die seit Kierkegaards Einbruch in das sorgfältig abgedichtete Idealistenweltbild der spekulativen abendländischen Philosophie nicht mehr zur Ruhe kam, hier war die Schicksalsfrage »Was ist der Mensch?« von einem *homo ignotus* in Form einer reflektierten Selbstbesinnung aufgegriffen und einer Beantwortung zugeführt worden, die durch ihre Kühnheit wie durch ihre Wohldurchdachtheit Aufsehen erregen mußte. Kein Wunder, daß sie zunächst einem reservierten Schweigen der Betretenheit begegnete. Bald aber, und vollends nach Ebners Tod, fanden und mehrten sich die Stimmen von Berufenen, die sich zu seiner ungewöhnlichen Leistung offen bekannten, und bezeichnenderweise waren es Theologen, Leute mit offenem Blick für die Zeichen der Zeit, die seinem geglückten Wurf die Anerkennung, ja Bewunderung nicht versagten. Ein epochemachendes Werk, verkündete damals Emil Brunner, der bekannte evangelische Theologe an der Züricher Universität. Aber, so fügte er gleich hinzu, es wird noch eine Weile dauern, bis die kopernikanische Revolution des Denkens, die mit Ebner beginnt, verstanden sein wird.¹ Und Theodor Steinbüchel, der katholische Priester und Reorganisator der Universität in Tübingen, der voriges Jahr dort starb, hat diesem Umbruch des Denkens sogar ein Buch gewidmet, in welchem er die Frage nach der christlichen Existenz, die heute brennender denn je ist, eingehend an Ferdinand Ebners Menschdeutung erläuterte.²

Dies alles konnte freilich nicht verhindern, daß die starke Wirkung, die von Ebners pneumatologischen Fragmenten ausging und verständlicherweise mehr in die Tiefe als an die Oberfläche drang – sich also gleichsam unterirdisch durchsetzte –, von der Gewalt der furchtbaren Ereignisse, die inzwischen über uns hereingebrochen sind, gründlich verschüttet zu werden drohte. So mußte eine Neuauflage der längst vergriffenen Fragmente unterbleiben und auch die in den dreißiger Jahren projektierte Gesamtausgabe von Ebners Schriften, darunter seines Frühwerks ›Ethik und Leben‹, einer Metaphysik der individuellen Existenz, bis auf weiteres zurückgestellt werden. Das hat natürlich zur Folge gehabt, daß sich die jüngere Generation, die aus dem Krieg heimkam und sich nach geistigen Zufluchtsstätten umsah, nur schwer noch die Unterlagen beschaffen konnte, die ihr den Namen Ferdinand Ebner entsprechend vertraut gemacht hätten. Um so verwunderlicher – und doch kein Wunder, denn der Geist weht schließlich, wo er will –, daß ein jüngst aus Westdeutschland zurückgekehrter Freund in Kreisen, die sich im übrigen dankbar namhaften Lehrern philosophischer Erkenntnis wie Heidegger und Jaspers verpflichtet wissen, verschiedentlich die Meinung hören konnte: Die Stunde Ferdinand Ebners ist gekommen. Das ist bezeichnend für zweierlei. Bezeichnend für die ausweglose Situation, in die alles säkularisierte Denken, auch wo ihm der Katastrophenaspekt der Zeit sogar im Spiegel der Wissenschaft und ihrer Fortschrittsgläubigkeit erkennbar wurde, im Gefolge humanistischer und nichts als humanistischer Aufklärungstraditionen geraten mußte; bezeichnend

aber auch für die ungeschwächte Wirkkraft, die sich Ebners bahnbrechendes und vielfach totgeschwiegenes Werk über die Jahre seiner Verschollenheit hinweg bewahren konnte. Damit ist uns aber neustens eine Verpflichtung auferlegt, die im Hinblick auf die seinerzeit noch unsicheren Erfolgsaussichten des Buches ›Das Wort und die geistigen Realitäten‹ ein früher Bewunderer desselben in dem Mahnsatz Ausdruck gab: Es gilt nun, diesem Buch das Schicksal zu ersparen, nach zwanzig Jahren neu entdeckt werden zu müssen.³

Der diese Besorgnis aussprach und also die Notwendigkeit, vor der wir heute stehen, als eine Möglichkeit voraussah, mit der gerechnet werden mußte, war ein anderer Sohn dieser niederösterreichischen Erde: der 1937 im Spital zu St. Pölten gestorbene Dr. Josef Räuscher. Dieser begabte Publizist, der als Anwalt österreichischer Geistesinteressen durch Jahre in Berlin und Paris gewirkt hat, hat uns im Rahmen einer präzisen Würdigung von Ebners Leistung ein treffliches Porträt seiner menschlichen Erscheinung hinterlassen, das er nach Ebners Hinscheiden im ›Hochland‹ veröffentlicht hat.⁴ Man wird es, hoffe ich, in Ordnung finden, wenn ich zum Gedächtnis beider aus jenem Nachruf einiges in Erinnerung bringe, das sich mit meiner eigenen Beobachtung im Verkehr mit Ebner deckt, oder besser gesagt: sie ergänzt.

Denn Räuscher hat Ebner schon gekannt, als dieser noch seinen ersten Dienst als Lehrer in Waldegg versah. »Auf stundenlangen, häufig nächtlichen Spaziergängen erschloß sich da dem Begleiter«, berichtet Räuscher, »der Reichtum eines phrasenlos ernsten Gei-

stes, der an den Übergangsstellen von Kunst zu Philosophie, von Philosophie zu Religion früh heimisch geworden war, künstlerisch in seinem eigentümlich ironischen und doch niemals kalten Humor. Aber im ästhetischen Vergnügen und der Freude am Wort machte er niemals selbstzufrieden Halt. Denn dieser überaus scharfe Intellekt wurde niemals intellektualistisch. Frühzeitig hatte der Denker in ihm den Dichter durch zergliedernde Beobachtung zerstört. Aber der Denker erbt dabei vom Dichter ein erst später voll erkennbares Sehertum. Damals eroberte er mit verbissener Energie in den Pausen eines seinen schwachen Körper allein schon bedrängenden und pünktlichst erfüllten Berufslebens Riesenmengen des anderen bequem und häufig vergeblich gebotenen ›Stoffes‹. Er hatte nie Griechisch gelernt, aber seine Platonkenntnis beschämte zünftige Philologen. Auf allen Wissensgebieten, die ihn angingen, war er auf dem laufenden, als säße er mitten im Wissensbetrieb einer Großstadt. Er kannte mit erstaunlicher Raschheit alle Neuheiten der damaligen Philosophie und besonders der gerade damals revolutionierten Psychologie; und er hatte gegenüber den Moden, in welche diese wissenschaftliche Bewegung sich verlor, immer gleich das Gegengift seines wachen Intellekts. Denn in allen Nachteilen seiner Einsamkeit hatte er den Vorteil, daß er dem Betrieb entrann, der ihn zwar nicht verlockt, aber in anderer Umgebung doch aufgehalten hätte. Bei ihm war alles ›wie am ersten Tag‹. Nicht ein einziges urteilendes Wort sprach er über eine Sache, ehe er sie nicht völlig erobert hatte: er war das Gegenteil eines Dilettanten. Die absolute Gewißheit einer Persönlichkeit wirk-

te auf alle, die ihn kannten, auch auf die große Mehrzahl, der er eigenwillig keinen Anlaß bot, zu ahnen, wer dieser Volksschullehrer sei. Er wirkte auch auf den guten Instinkt der Frauen; das kam von der Musik in ihm, die durch alle Ironie und manches Abstoßenwollen durchwärmte. Er spielte Klavier, dies technisch gewiß als ›Dilettant‹, aber als was für einer! Das Adagio war sein Tempo, aus dessen streng gehaltener Rhythmik er mit wenig geübten Fingern die Melodien und Harmonien der langsamen Sätze hob, als seien sie eben gefunden. Ganz wenige werden es wissen, diese wenigen aber nicht vergessen, wie er Mozart erriet, den zarten, wie den furchtbaren. In den Pausen seiner Einsamkeit blühte eine schöne gesellige Neigung und Fähigkeit; er war kein Asket. Im Austeilen der kleinen Freuden, die sein enges Dasein erlaubte, war er ein Grandseigneur, besonders von Kindern und einfachen Leuten immer gleich durch den Volksschullehrer hindurch gefühlsmäßig erkannt und geachtet.«

Damit freilich sind mehr die äußeren Umriss und Lebensumstände der Persönlichkeit bezeichnet, die mit Ferdinand Ebner dahingegangen ist. Wollen wir uns die inneren Bedrängnisse vergegenwärtigen, das ständig fluktuierende Krisenelement, das diesem rastlos meditierenden Geist eine so ausgeprägte Physiognomie der Insichgekehrtheit bei aller Hellsichtigkeit und Aufgeschlossenheit für die Ansprüche seiner Umgebung verlieh; wollen wir das schwere Kreuz der schwer nur ausgleichbaren Spannungen verstehen, unter dessen Last dieses stets gewissenhaft mit sich zu Rate gehende Denkerleben wiederholt zusammenzu-

brechen drohte, aber auch die Gegenkräfte, die Gnadenmacht geretteter Freude und Zuversicht kennenlernen, mit deren Hilfe es sich immer wieder aufzurichten vermochte: dann empfiehlt es sich, die liebevoll besorgte Auswahl aus Ebners subjektiven Tagebüchern zur Hand zu nehmen, die Hildegard Jone jüngst unter dem Titel ›Das Wort ist der Weg‹ im Verlag der Thomas-Morus-Presse bei Herder in Wien erscheinen ließ.⁵ Denn hier – wie früher schon aus dem Aphorismenband ›Wort und Liebe‹⁶ – wird ersichtlich, wie ein Mensch aus der Not seines Existierens in der Welt eine Tugend der Erkenntnis schöpfen konnte, die im vollen Bewußtsein ihrer Hinfälligkeit vor Gott am Ende doch in Ehren vor dem Ratschluß seiner Vorsehung bestehen kann. Und ist das nicht ein Beispiel, doppelt beherzigenswert für jeden aufmerksamen Betrachter unserer heutigen Lage? Denn immer ist es ja ein Spiegel zu eigener Besinnung und in ihm das Menschenbild, das uns ansieht und ergreift, wenn in der Entwicklung eines Denkers, der allen Fragwürdigkeiten seiner Zeit ins Auge geblickt und ihrem Irrsinn über Abgründen früh schon in sich selbst begegnet ist, der Mut zu einer letzten Gewissensentscheidung – das heißt aber: die Berufenheit zu religiöser Verantwortung seines Umgangs mit dem Wort – durchbricht und seine wahre, seine wesentliche Geistesgegenwart damit in Erscheinung tritt. »Ich will im Zusammenbrechen Gott die Ehre geben«.⁷ Denn: »Geist ist Mut zum Leben, wo man ihn nicht für möglich halten sollte«.⁸ Nichts erschütternder und nichts erhebender als diese scheinbar in Selbstpreisgabe mündende Aussage Ebners über das Endergebnis seines notgedrungenen

Selbsterhellungsprozesses als Denker wie als Mensch. Wer die Tragweite eines solchen Bekenntnisses vor dem immer nah gefühlten Tode erfaßt, dem ist ja wohl der Schlüssel für manche versperrte Einsicht wiedergegeben, um deren Erschließung sich die Existentialphilosophie unserer Tage oft so erstaunlich wie vergebens bemüht.

Lassen Sie mich daher noch einen kurzen Rückblick auf meine letzte Begegnung mit Ferdinand Ebner werfen! Es war einige Monate vor seinem Tode, als ich von seiner treubesorgten Frau und dem Künstlerpaar Humplik, das ihm in seiner letzten Lebenszeit besonders nahe stand, hierher nach Gablitz an sein Krankenzimmer gerufen wurde; denn es schien, als sollte es mit ihm bereits zu Ende gehen. Aber als ich eintrat und vollends, als ich mich zu ihm ans Bett gesetzt, wie staunte ich da über die Regsamkeit des Geistes, die diesem todgeweihten, bis auf Haut und Knochen abgezehrten Leib noch ungeschwächt, ja wahrnehmbar gesteigert innewohnte. Wie rührend war die Freude, mit der er mein Kommen begrüßte, und die Selbstverständlichkeit, mit der er während einer mehr als einstündigen Unterredung meine Hand nicht aus der seinen ließ. Wo nahm er nur die Kraft dazu her, da er, auf dem Rücken liegend, den siechen Leib doch kaum mehr bewegen, das Angesicht nur hin und wieder zu mir wenden konnte? Und doch war alle Frische des Gedächtnisses und die Klarsicht der Erkenntlichkeit für alles, was seinem Leben an Schwerem wie an Tröstlichem beschieden gewesen, in seinem Auge und in seiner Rede wie zu einem letzten Stelldichein versammelt. Was lag näher, als daß wir auch der schönen

Tage und Wochen uns erinnerten, die wir zusammen einst bei mir zu Hause in Tirol verbracht hatten und die ihm – zu meiner Beschämung nur darf ich es sagen – so viel bedeutet hatten. Auch gedachte er noch mancher grundsätzlicher Erwägungen, die uns in einem durch zehn Jahre geführten Briefwechsel immer wieder nahegegangen waren. War er doch der weherzigste, der einsichtsvollste Mitarbeiter des ›Brenner‹, dessen Konzept samt den Gefährdungen, die es barg, dieser wahre Freund wie keiner sonst zu würdigen wußte. Wie seltsam mußte es mich daher berühren, als er jetzt, in dieser Abschiedsstunde, dem ›Brenner‹ noch ein drittes, allerdings dann abschließendes Gesicht voraussagte. Im übrigen stand er zu dem geringen Anspruch auf eigenes Verdienst, wie er ihn in einem letzten Brief an mich schon vorher angedeutet hatte. »Die Fragmente«, meinte er damals, »sind nicht besonders gut geschrieben – daran werde ich nichts mehr ändern. Ihr *Gedanke* ist mir in diesen schönen Maitagen sehr klar und deutlich vor der Seele gestanden. Vielleicht wie noch nie. Befreit von allen Willkürlichkeiten, Konstruiertheiten seiner Gestaltung – übersichtlich in seiner großen Tragweite. Ich glaube, von irgend jemandem mußte er einmal gedacht werden.«⁹ Von irgend jemandem. Und dieser Jemand lag nun also da vor mir, um nicht mehr aufzustehen. Dies schien auch das gefaßte Lächeln auszudrücken, mit dem er mir bei meinem Aufbruch freundlich zunickte, die armselige Handbewegung, mit der er mir noch einmal zuwinkte, und das schöne Aufleuchten des Auges, mit dem er mich hinaus in den schönen Sommerabend entließ.

Anders war dies und doch nicht weniger ergreifend als jener regungslos entrückte, schon ganz ins Dunkel seines Hingangs eingetauchte Abschiedsblick, den ich von Georg Trakl einst empfangen hatte, als ich ihn an der düsteren Abschlußstätte seines kurzen Erdenlebens im Garnisonsspital zu Krakau verließ. Was war, so fragte ich mich oft, diesen Augenblicken mit ihrem unvergänglichen Nachglanz im Herzen des Empfänglichen zu entnehmen, wenn nicht die Ausgesetztheit aller menschlichen Kreatur inmitten eines Daseinsverhängnisses, das notdürftig sich selbst zu erhellen am Ende nur dem gelingen mag, der sein Licht – sein starkes oder schwaches Licht – von oben empfängt. Denn beide, das sah ich klar, der Dichter wie der Denker, im Eigentümlichen ihrer Sehergabe einander wie von ferne nahegerückt, waren Aufgeopferte. Waren Opfer einer Zeitenwende und als solche preisgegebene Verteidiger eines Lückenbüßertums, das uns in Georg Trakl einst sein tragisches, in Ferdinand Ebner hingegen sein tröstliches Wahrgesicht enthüllt hat. Denn die Lampe, die oft spät noch nachts oder schon sehr früh, da alles noch im Schlafe lag, auf dem Schreibtisch des Lehrers von Gablitz brannte, stand auch in übertragenem Sinn für das einsame Licht eines Daseins, das vor dem Morgen wacht. Aber da war im Umkreis dieser Leuchte auch jeweils schon die Nacht gewichen und der Tag heraufgestiegen. Ein neuer Tag; der Alltag eben mit neuen Mühen und Sorgen, aber aufgehoben schließlich und geborgen in jenem Aufblick einer unsäglichen Erkenntlichkeit, mit dem nur der zu Tod Erschöpfte die Wunder der Schöpfung wie auch das Rätselhafte menschlicher Schicksalsbestimmung be-

grüßt und begreift. Und so glaube ich verantworten zu können, was ich im Banne dieser Wahrnehmung einmal in den Satz zusammenfaßte: Wenn wir alle, die wir aus dem Herzen unserer Leiderfahrung heraus Gott lieben, durch Jesus Christus, seinen Sohn, unsern Herrn, in die Wunde seiner Liebe und Barmherzigkeit eingeschlossen sind, dann ist der Denker Ferdinand Ebner, im Geiste dieser Erkenntnis – also kraft seines Glaubens – über alle Anfechtungen und Irritiertheiten seines angestregten Lebens hinweg ein großherziger und gewissenhafter, ein unvergeßlicher Diener der Wahrheit unter uns gewesen.

AM GRABE JOSEF LEITGEB'S

1952

Josef Leitgeb! Vor nun bald siebenundzwanzig Jahren war es, an einem schön durchsonnten Herbsttag, daß wir beide dort drüben vor einem offenen Grabe standen, um Abschied von einem Dichter zu nehmen, der unseren Herzen teuer war: Georg Trakl. Wir hatten den toten Freund von Krakau, wo er als Opfer des ersten Weltkrieges geblieben war, hierher überführen lassen, um ihn, seinem unvergessenen Wunsch entsprechend, auf diesem Friedhof beizusetzen, den er liebte, und seine Gebeine somit der Erde jenes Landes anzuvertrauen, das ihm nach seinem eigenen Bekenntnis mehr als Heimat war. Du, Josef Leitgeb, hattest Trakl nicht mehr persönlich gekannt. Aber als nun damals deine Stimme aufklang, um in Versen von unerhört beschwingter Leuchtkraft das Bild des Dichters, der ein Seher des Untergangs und die Schwermut selbst gewesen war, dem Gedächtnis einer Nachwelt nahezubringen, die seinem Verständnis meist noch ferne stand, da horchten viele auf. Und schließlich, als du deinen Nachruf mit der Strophe schlossest:

Heimat wird in Deiner Stimme wieder
unsre Welt, die wir in Trümmern sehn,
aus der dunklen Tiefe Deiner Lieder,
Deinem Grabe will sie auferstehn –¹

da hatte sich spürbar ein Wunder vollzogen. Ein Wunder seltsamer Berührung und Verbrüderung im Geiste. Da hatte sich der Begriff der Heimat im Aufbruch

einer plötzlichen Erkenntnis, die uns allen ans Herz griff, unversehens zu einem Firmament der Zuversicht geweitet, das den Fremdling, der Trakl hier auf Erden gewesen, aufs innigste dem Brudergeist der Liebe verband, der dann in dir so mächtig werden sollte. Mächtig in deiner Hingegebenheit an Gottes Kreatur, sei es im Notbereich von Mensch zu Mensch, sei es im Wanderbild der Jahreszeiten und im Banne einer Natur, wie wir sie in ihrem Werden und Vergehen gerade heute wieder, am Todestag des Herrn, mit verjüngtem Antlitz um uns aufblühen sehen. Wohl in allem fast ein gegensätzliches Naturell, bist du, Josef Leitgeb, schon früh dem Todeslos des älteren Bruders gerecht geworden, bist seinem Hingeopfertein an jene Mächte der Verwesung, die im Äußeren wie im Inneren unserer Daseinsbestimmung nun einmal die Zeichen unserer Zeitverwirktheit sind, mit einem Spürsinn für seine Bedeutung und mit einer Ehrfurcht begegnet, die überraschen konnten. Denn sie waren nicht bei einem Dichter vorauszusetzen, der so wie du das Leben in allem Natürlichen seiner Erscheinungsformen geliebt und bejaht hat und im Hinblick auf die schönbewegte Ausgeglichenheit von Wort und Bild, wie sie deine Dichtkunst erfüllt, so aus dem Vollen einer lyrischen Naturbegabung schöpfen konnte wie du. Nun aber, da auch diese deine aufgeräumte Stimme nicht mehr unter uns zu hören ist, dein Mund versiegelt und verstummt ist und die Brücken hin zu dem lebendigen Wort, das dir wie spielend und doch in jedem Augenblick einer Begegnung mit kaum überhörbarem Herzklopfen entgegenkam, zwar nicht abgebrochen, aber nur mehr schweigend zu begehen

sind –: Was könnte, was dürfte ich dir, Josef Leitgeb, in dieser Karfreitagsstunde, da wir dich ins Grab legen, anderes sagen als das Eine noch, das für dich und deine Art, die Welt zu erleben, nicht zufällig so bezeichnend war: Daß du die Osterzeit besonders geliebt hast, daß du im Grunde deines Herzens, das sich vor Schmerz und Wonne und vor Ratlosigkeit oft kaum ausgekannt hat, ein Dichter der Auferstehung warst. Einer, der den Blick erwartungsvoll auf das geöffnete Portal der Zuversicht gerichtet hielt: *Vexilla Regis prodeunt.*

FRÜHLICHT ÜBER DEN GRÄBERN

[Zur Geschichte des ›Brenner‹]

1949–1954

I

AM GRABE CARL DALLAGOS

Am 18. Jänner 1949, kurz nach Vollendung seines achtzigsten Lebensjahres, ist in Innsbruck Carl Dallago, einst ein führender Mitarbeiter des ›Brenner‹, einem Schlaganfall erlegen. Sein Begräbnis auf dem Friedhof von Mühlau ermächtigte mich zu einem Nachruf, der – aus sachlichen Erwägungen hier breiter ausgeführt, als die Situation am offenen Grab es zuließ – die Erinnerung an den Dahingegangenen auch an dem Ort wachhalten möge, an dem er einst bevorzugt in Erscheinung getreten ist.

Lang ist es her, alter Freund – fast zwanzig Jahre, seit unsere Wege sich getrennt haben. Nie aber habe ich vergessen – denn immer schien es mir wie eine Fügung, die mich im Gewissen band –: Dir zuliebe habe ich einst, vor nun bald vierzig Jahren, den ›Brenner‹ gegründet. Man muß diese Zeit erlebt haben, die im Gedächtnis unserer alten Herzen bisweilen noch wie ein unausgeträumter Traum der Wirklichkeit sich regte: jene Übergangszeit um die Jahrhundertwende mit ihrem Einbruch stürmischer Bewegungen in die Stagnation des Althergebrachten – abgeflaut dann wieder, doch bald zu neuen Sturmzeichen des Zeitenwandels sich erhebend in Ausbruch und Verlauf des ersten

Weltkriegs –: dann, nur dann wird man die Impulse denkerischer und dichterischer Willkür recht verstehen, die ehemals Erscheinungen wie Nietzsche, Dehmel und Walt Whitman in deinem spät erwachten, von einem leidenschaftlichen Hang nach Aufgehen in ursprünglichere Daseinsformen bewegten Herzen hervorrufen mußten.

Wohl war 1910, als ich deinem Schaffen nähertrat, dieser lyrisch betonte Sturm und Drang deines Aufbruchs in eine dir gemäße Natur- und Selbstbesinnung bereits vorüber. Vorbei auch die Erwartungen, die du wohl daran geknüpft hattest, und was davon an eigentümlicher Figur in dir geblieben und stärker nun hervortrat, war dieser seltsam versonnene, nur seinem eigenen Spürsinn folgende Einzelgänger durch eine Gedankenwelt, in der das Bild der Schöpfung dir noch immer herrlich scheinen wollte wie am ersten Tag – einfriedbar auch heute noch in einen Geist der Anschauung, wie er dich verwandte aus Bildern deines Landsmanns Segantini grüßte: ergreifend also im Ausdruck seiner bloßen Daseinsmacht und rein nur aus Verblendung, wie dir schien, um Glanz und Ansehen gebracht von allem, was dir – auch im Hinblick auf die Kirche – Weltbildung und Sündenfall hieß und als geschichtliche Entwicklung auf dem Boden unserer Alten Welt deinen Widerspruch herausforderte.

So konnte ich in dir bereits der merkwürdigen Ausgesetztheit eines Lebens begegnen, das sich – nach jähem Ausbruch aus Familienwohlstand, überliefertem Kaufmannsberuf und bürgerlichem Ansehen in kleinstädtischen Patrizierverhältnissen – aller Sicherungen zu seinem äußeren Fortkommen erst notgedrungen,

dann freudig und mit zunehmender Gelassenheit begeben hatte und nun wesentlich darauf ausging, in eifrigem Hinwegsinnen über die Verfallserscheinungen der Zeit, gebannt von großempfundenen Natureindrücken, wie sie dir vor allem die Landschaft deiner südtirolischen Heimat zu Gemüte führte, dein aufgeschlossenes Innere dem Anspruch eines vermeintlich immer mächtiger sich mitteilenden Absoluten offen zu halten und es so dem Geist der Zeit, der dich beherbergte und doch ständig abstieß, demonstrativ entgegenzustellen.

Das war unter den gegebenen Verhältnissen – nach einem solchen Sprung ins scheinbar Bodenlose einer gewagten Zuversicht – natürlich ein kühner, ein schlichtweg bedenklicher, doch immerhin auch bedenkenswerter Versuch, mit dir und deinem immerwachen Verantwortungsgefühl gegenüber allem, was Familie und jeweils nächste menschliche Umgebung dir an Rücksicht nahelegen konnten, meditierend ins Reine zu kommen. Lief doch diese Flucht ins Ungewisse – »Das Buch der Unsicherheiten« hieß eines deiner frühen Werke¹ –, dieses unerschütterliche Vertrauen in die Wohlgeratenheit deines allem Ursprünglichen vermeintlich ebenbildlich zugeneigten Naturells, beharrlich festgehalten darauf hinaus, eine Art adamitischer Selbstversenkung in den Zauberbann einer paradiesischen Vorstellungswelt [deinem Hingabebedürfnis übrigens auch noch in Heimsuchungen deiner Altersjahre durchaus gemäß] beherzt nach außen zu kehren und als Beispiel einer scheinbar vorbildlich geglückten Rückversetzung in das Exemplarische frühkreatürlicher Bedürfnislosigkeit, wie es dir fernöstliche Weis-

heit in der Erinnerung an den Reinen Menschen der Vorzeit späterhin wie ein ersehntes Spiegelbild der eigenen Daseinswünsche vor Augen stellte, der Beachtung abendländischer Geisteserfahrung zu empfehlen. Ein solches Wagnis, bewußt in Gegensatz gestellt zur laxen Gewissenshaltung einer Christenheit, die dir in allen Formen landläufigen Kirchenchristentums in Bausch und Bogen verwerflich schien, konnte überhaupt nur unternommen und in seiner kategorischen Fragwürdigkeit ernst genommen werden, weil es in deiner Laiendarlegung [wenn auch zwangsläufig ins Monologische gewendet] ein echtes Andachts- und Frömmigkeitsmoment verriet, ein tiefsitzendes, unangreifbares, fast kindlich durchgehaltenes: ausgebrochen oder – ja, wer will das entscheiden? – herübergerettet aus der streng katholischen Überlieferung deines Vaterhauses. Die Wiederherstellung des Menschen im Geiste seiner ursprünglichen Bestimmung – nicht mehr und nicht weniger, doch ohne Berücksichtigung der Gnadenmittel und Erkenntnisbehelfe, wie sie die Kirche zur Erreichung dieses Zieles den Gläubigen darbietet –: das also war das Wunschbild, dem du mit dem ganzen Aufgebot deines redlich reflektierenden religiösen Eigensinns entgegenstrebtest. Wohin dich das noch führen sollte, wohin schließlich auch mich, dem über alle späteren Verstimmungsgründe hinweg der Ernst und die Genügsamkeit deiner Lebensführung bis zuletzt Respekt einflößten, war damals, in den Anfängen unserer Bekanntschaft, noch nicht abzusehen. Damals jedenfalls hatte es für mich noch etwas Verlockendes gehabt, in deiner Erscheinung der glaubwürdig verkörperten Eigenmächtig-

keit einer primitiven Existenzmitteilung zu begegnen, die aus ihrer Weigerung, die Natur nur aus dem Abstand der gefallenen Kreatur zu sehen, augenscheinlich eine Tugend der persönlichen Haltung zu machen verstand, die zweifellos beides: Mut *und* Verantwortungsgefühl bekundete und in einer ganz in Konvention erstarrten Umwelt natürlich unliebsames Aufsehen erregen mußte. Und so beschloß ich denn, obwohl oder gerade weil ich unter dem Druck eines eigenen, aber mir von Kindheit an mehr auferlegten als erwünschten Hangs zur Einsamkeit stand, dem isolierten Anspruch deiner Stimme im Rahmen einer kleinen kämpferischen Zeitschrift auf gut Glück Gehör zu verschaffen.

So entstand der ›Brenner‹. Und dieser Versuch, an sich gewagt und Opfer verlangend [die sich als solche jedoch erst später zu erkennen gaben], gelang wider Erwarten. Wohl trug er dem Geist wie auch dem Ungeist der Herausforderung, in dem er sich zunächst gefiel, Mißtrauen und Zurückweisung, ja Hohn und Spott, aber auch – und nicht zuletzt durch das entschiedene Bekenntnis zu dem damals noch so gut wie radikal verfernten Karl Kraus – schon bald und schließlich weit über die Grenzen unseres kleinen Landes hinaus die Beachtung aufmerksamer Leser und interessierter Mitarbeiter ein. Das Wagnis, verschiedene Stadien seiner Klarstellung durchlaufend, endete zunächst nach vierjähriger Erprobung mit jenem denkwürdigen ›Brenner-Jahrbuch 1915‹, das Aufsehen erregte und bald vergriffen war. Es enthielt außer Versen von Rilke und den letzten Gedichten Trakls [der ja auch, wie es sein Wunsch gewesen, auf diesem

Friedhof ruht] vor allem deine erstaunliche, aus kritischem Vergleich vorhandener Übertragungen geschöpfte, doch ganz von selbständigem Einfühlungsvermögen durchdrungene Wiedergabe des Taoteking – und schließlich Theodor Haeckers, des bis dahin noch wenig Beachteten, Polemik gegen den Krieg und die Führer des Geistes.

Damit ist nun allerdings der Name genannt, der für Wiederaufleben und Weiterentwicklung des ›Brenner‹ nach dessen mehrjähriger Unterbrechung durch den ersten Weltkrieg von entscheidender Bedeutung werden sollte. Leider brachten es die Umstände mit sich, daß der Träger dieses Namens, unter den Kämpfernaturen der Zeit als eine auffallende Erscheinung auch von dir zunächst begrüßt und geschätzt, im Verlauf der großen Auseinandersetzungen, die im ›Brenner‹ nun sich anbahnten und unter anderen den Namen Ferdinand Ebner zu Ehren brachten, dir und deiner Bevorzugung des freigesetzten religiösen Einzelgewissens gegenüber allem Anspruch ausgeprägter Religionsformen, aber auch erleuchteter Geister wie Kierkegaard und Kardinal Newman [die in Haecker wiederum ihren wirksamsten Interpreten und Betreuer in deutscher Sprache fanden], immer mehr zu einem Dorn im Auge werden mußte. Denn hier, in der Person dieses tiefgläubigen Konvertiten, der als Wahrheitsucher in ebenfalls bedrängtester Lage von nicht geringerem Opfer- und Bekennermut beseelt war wie du, war deinem zwar behutsam vorgehenden, aber nach wie vor doch undifferenzierten Angriffsgeist gegen alles, was sich der Kirche an Weltverschuldung in die Schuhe schieben ließ, unversehens ein Gegner

erstanden, dessen schweigsamer Gelassenheit und Rücksichtnahme auf deine achtbaren menschlichen Beweggründe mit den Mitteln persönlicher Herausforderung nicht beizukommen war. Der geistige Widerstand, der sich in ihm verkörperte, gehörte eben ganz der Gewissenssphäre einer sorgfältig wägenden, die Gründe ihrer Zweifel und Bedenken durchwegs dialektisch auslotenden philosophischen Begabung an, die – von göttlich geoffenbarter Wahrheit in christlichem Verstande tief durchdrungen – auch im Lehrbereich der Kirche sich erst gründlich umgesehen, mit ihren Einsichten in die Heilswahrheiten sich vertraut gemacht hatte und ihrem innersten Lebensaufschluß am Ende sakramental verbunden war. Wohl bildete Staunen, auch hier ein großes Staunen über die Schöpfungswunder, erschlossene wie unerschlossene, sei es im Weltall, sei es im Geistesleben und im Abenteuerraum der Sprachgeheimnisse, den Quellgrund dieser Dank- und Dankbewegung; aber es war doch eine andere Art, eine verlässlicher sondierende und tiefer vordringende, sich über die Grenzen menschlicher Orientierungswillkür im Hinblick auf das göttlich Verhangene wie göttlich Enthüllte im Bilde der erschaffenen Gotteswelt Rechenschaft zu geben, als sie dir beschieden sein konnte auf jenen Zufallswegen vager Vermutungen und Erleuchtungen, auf denen du deinem Selbstverwirklichungsdrang als »Großer Unwissender«² zu genügen suchtest.

So hatte sich im ›Brenner‹ eine Konstellation der Gegensätze herausgebildet, die über kurz oder lang seinen Bestand gefährden mußte. Denn wo – am Rande welcher Unterscheidungssicherheit zwischen Wahn und

Wirklichkeit – ließ sich schließlich ein Ausgleich solcher Divergenzen ins Auge fassen, ohne das Konzept eines so lebendig wahrgenommenen Widerspruchsganzen zu beeinträchtigen, wie es hier – unwillkürlich und etwas absurd zugleich – in Erscheinung trat: nicht zwischen Glauben und Wissen, sondern zwischen Wissen und Unwissen im Dienste religiöser Ergriffenheit?! Das war die Frage, um die es ging und die mir, Gott weiß warum, schwer zu schaffen machte. War es doch eine Frage, die nichts von ihrem Gewicht einbüßte durch die Feststellung, daß sie als solche ja gar nicht existiere für den, der intellektuell wie dogmatisch die Voraussetzungen habe, den überlegenen Geist hier von dem zweifellos sich überhebenden zu unterscheiden; der folglich auch leicht einsehen könne, daß hier zwei Denkrichtungen zu Worte kamen, die unwillkürlich aneinander vorbeireden oder je nachdem vorbeischweigen mußten, solange der Gewissenszwiespalt, in dem ich mich als ihr Gefangener befand, sich nicht zu Gunsten der einen oder anderen beheben ließ. Gewisse Zeichen der Zeit haben es eben an sich, daß sie auch und gerade in der Diskordanz ihrer jeweils hervortretenden Erscheinungsformen und Verständigungsweisen die manchmal beträchtliche Konsonanz einer höheren Fragwürdigkeit gewinnen können. Dies schien mir hier der Fall zu sein. Eine Zeitlang wenigstens. Dann freilich ließ sich nicht verhindern, daß die Spannungen, die das Gefüge des ›Brenner‹ wiederholt zu sprengen drohten, dir und anderen den Entschluß erleichtern mußten, auszuscheiden und das schwer gefährdete Instrument, das deiner Stimme, der autochthon begrenzten, immerhin durch zwei Jahrzehnte

Raum zu breiter Entfaltung gegeben und zu einiger Resonanz über den Wirkraum ihrer eigentlichen Zuständigkeit hinaus verholfen hatte, seinem Schicksal zu überlassen. Und so sah ich mich eines Tages – mit gemischten Gefühlen zwar, doch ohne Überraschung – vor die Entdeckung gestellt, daß du dem ›Brenner‹, der dir nicht mehr zu Gesicht stand, mit anderen Mitarbeitern resolut den Rücken gekehrt hattest, um einer neugegründeten Zeitschrift auf Berliner Boden, die als Ersatz und Korrektur des ursprünglichen, nun endgültig für erledigt angesehenen ›Brenner‹-Konzepts gedacht war, deine Mitarbeit zu widmen.³ Aber diesen Versuch, dich an anderer Stelle zur Geltung zu bringen, zerschlug schon bald, kaum waren einige Hefte der neuen Zeitschrift erschienen, jene aufkommende Gewaltherrschaft im Deutschen Reich, der du dich, auch als sie dann auf Österreich übergriff, – zu deiner Ehre sei es gesagt – nie gebeugt hast. Im Gegenteil. Doch hat diese »Diktatur des Wahns«, obwohl sie dich persönlich unbehelligt ließ, in einem merkwürdigen Prozeß der Rückwirkung auf deinen eigenen Geisteszustand es immerhin zuwege gebracht, Verstand und Gemüt in dir so leidenschaftlich gegen sich und die Verworfenheit ihrer Repräsentanz einzunehmen, daß vor zunehmender Affektgeladenheit deinem immer regen Orientierungsbedürfnis die notwendige Klarsicht der Besinnung und vollends die Fähigkeit zu angemessener Formulierung deiner Ein- und Ausfälle immer mehr abhanden kam. Das war um so bedauerlicher, als deine rührende Fähigkeit zu menschlicher Anteilnahme wie auch dein untrüglicher Sinn für alles Redliche und Unredliche, Echte und Unehliche, soweit

es deinem Verständnis entgegenkam, trotz der Uner-schütterlichkeit deiner Vor- und Nachurteile in nichts gelitten hatte.

So bist du dahingegangen, ohne daß sich dir die Mög-lichkeit geboten hätte, mit deiner Produktion noch so wie früher an die Öffentlichkeit zu gelangen. Das hat wohl insgeheim an dir gezehrt und wie ein Verhäng-nis, von dem es zweifelhaft blieb, ob du ihm noch Lichtseiten abzugewinnen vermochtest, deinen Le-bensabend leicht umwölkt. Aber der Stachel, der dir von dieser Enttäuschung und wohl auch von der Ein-sicht geblieben, daß nicht mehr aufzuheben war, was gleichsam providentiell entschieden hinter uns lag, konnte, so oft ich deiner gedachte oder dich besuchte, nicht ohne schmerzlichen Eindruck auch auf mich blei-ben. Denn inzwischen war ja aus dem Zerfallsprodukt, als das mir der ›Brenner‹ damals [so schien es wenig-stens] in der Hand geblieben war, zu meiner eigenen Verwunderung [doch insgeheim nicht unerwartet] noch eine Blüte aufgebrochen, eine Spätblüte seltsamer Art, die manchem unbefangenen Beobachter – oder täusche ich mich da? – zu einer Richtigstellung vorgefaßter Meinungen verhelfen konnte und zu einer Einsicht, wie ich sie, sofern sie sich als heilsam erwies, auch dir gewünscht hätte, lieber Freund. Denn etwas in deinem Wesen – ein Aufgeschlossenes, dem man vertrauen konnte – verfolgte durch all den Wildwuchs deiner Verstimmungen über den Lauf der Welt hindurch doch unentwegt die Lichtspur einer Zuversicht und Geduld, die himmlischen Ursprungs scheinen konnte und deiner Witterung für das, was ehrfurchtgebietend an Schöpfermacht im kleinen wie im großen hinter und

über allem Wandelbild der Schöpfung, dem Vorübergang der Jahreszeiten wie der Weltzeitalter steht, wie von ungefähr entgegenkam, um auch dir wie jedem von uns, den irgendein Mißverstehen christlicher Offenbarung zuweilen hinter das Licht der göttlichen Wahrheit führen möchte, behutsam heimzuleuchten. Und so hat sie wohl auch manchen blinden Eifer in dir am Ende noch zu Ruh und Einsicht gebracht durch mahnende Erinnerung an jenen Quell der Heilswahrnehmung, der einst – das möge hier beachtet bleiben – noch deinen späten Jünglingsjahren die Signatur einer ungewöhnlichen Bewahrtheit und Bewegtheit im Gebetsleben verliehen haben soll. Was Wunder, daß Rückbesinnungen solcher Art in dem gereiften Leid- und Büßerantlitz deiner Alterserfahrung zuweilen deutlicher wieder und eben als ein Unverwischbares, dem weder Zeit noch Eigenüberblendung etwas anhaben konnten, die Züge eines im Grunde nie verlorenen und nie verleugneten Kindheitsglaubens hervortreten ließen! Welch andere Erfahrung aber konnte das gewesen sein als diejenige, die wir Ratlose, uns über nichts mehr recht Hinaussehende heute alle machen können, gründlicher vielleicht als manchen von uns schon zu Bewußtsein kommen oder auch lieb sein mag: daß nur wachsende Heilandsmacht in unseren Herzen diesen, wo immer sie in Bedrängnis sind, den Frieden, unseren Augen das Heil und unseren Seelen die Befreiung aus dem Dickicht irregeleiteter Wünsche bringen kann. Diesen Eindruck konnte auch die Entscheidung nicht mehr trüben, mit der du mir erst letzthin – bei einem zufälligen Zusammentreffen im Obus während der Mittagsheimfahrt aus der Stadt –

noch einmal zu verstehen gabst, du habest nichts zurückzunehmen von dem, was auszusprechen dir zeit-
lebens ein Bedürfnis war; im übrigen seist du heimge-
sucht und lebenssatt, und dein Wunsch, der Welt ver-
loren zu gehen, sei mächtiger als je. Aber ich brauche
mir nur zu vergegenwärtigen, *wie* du das vorbrachtest
– mehr, als sprächst du zu dir selbst, und immer wie-
der auf- und hinausblickend in das leichte Schneege-
stöber, durch das wir fahren –, und ich sage mir: was
konnten solche Äußerungen, in Resignation und ste-
reotypem Widerspruch sich erschöpfend, anderes be-
deuten als Abwehr- und Reflexbewegungen eines tief-
verwundeten Gemütes, im Bann vielleicht schon, wenn
auch kaum im Vorgefühl des nahen Todes, der ja, wie
sich dann herausstellte, an deinem Fahrtziel schon be-
reit stand, deinen Wunsch zu erfüllen. Denn kaum
warst du nach Verlassen der Endstation in Arzl da-
heim bei Frau und Tochter angelangt, hat dich noch am
Mittagstisch die Lähmung befallen, der du nach einer
Woche nun erlagst.

Und so heißt es endgültig von dir Abschied nehmen,
alter Freund. Aber es fällt mir schwer, und ich kann
es nur, indem ich mir für den eigenen Lebensrest das
Andenken an dein Menschenbeispiel so zu Herzen
nehme, wie es dem Bedürfnis meiner nicht geringen
Dankbarkeit entspricht. Denn ohne dieses Beispiel, in
dessen Schuld ich mich auch dort noch stehen fühle, wo
es *gegen* mich stand, und ohne dieses Dasein, das in
seiner Art doch wahrlich auch ein Opferdasein war, in
Armut, Selbstzucht, Heimgesuchtheit, in materiellen
wie in Geistessorgen zur Sicherung seiner Existenz-
grundlagen verbracht, wäre der ›Brenner‹ und das,

was mir mit ihm am Herzen liegt, nie ins Leben getreten. Aber weil damit ein Leben gemeint ist, das seinen Anreiz, sich frei und doch von Schritt zu Schritt gebundener im Raum des Religiösen zu bewegen, zuerst von dir, dahingegangener Freund, empfing, so glaube ich allen, die hier um dein Grab versammelt sind, sagen zu dürfen: Ist ein Menschenleben, das auf so wunderliche Weise mit dem unseren verknüpft war, das dem Anschein nach ein Sonderlingsleben und doch voll Aufgeschlossenheit und Entgegenkommen war, erst einmal im Tod versiegelt und für den Blick des Nahestehenden, soweit er sich nichts vormachen will, in das vollendete Bild und Gleichnis seiner Eigenfremdheit eingegangen, dann ist es zugleich der Macht und Übermacht eines lebendig wirkenden Geheimnisses in uns anvertraut, vor dem alle Maßstäbe, auch die zuverlässigsten, die uns zu seiner Beurteilung zur Verfügung standen, wie von fremder Hand zerbrochen scheinen. Überlegen wir daher, ob es nicht zu unserem Heile sein kann, wenn der Anblick eines in den Tod entrückten Wahrheitssuchers, der zu seinen Lebzeiten wie ein Hirt ohne Herde, aber voll Liebe zur Erde, die ihn trug, unermüdlich nach dem Absoluten Ausschau hielt, das seinen Widerweltsinn und seinen Hang, sich selber zu genügen, rechtfertigen sollte, uns, die wir selbst noch Irrende auf Erden sind, vor die Erwägung stellt, nicht was *er* der Wahrheit schuldig geblieben, sondern was *wir* ihr schuldig bleiben, wenn wir den Voraussetzungen, aus denen so ein Menschenleben in die ernst zu nehmende Gestalt seiner Fragwürdigkeit erwuchs, nicht gerecht zu werden vermögen. Das ist es, was mir als Mahnung zu eigener Beherzi-

gung noch einmal deutlich vor Augen trat, als unter den Händen des Bildhauers, der neulich deine Totenmaske abnahm, dein markantes Haupt mit deinem hingenommenen Antlitz wieder zum Vorschein kam: reingesalbt und einem gleichsam Unabsehbaren zwischen Hier und Nichtmehr hier ergreifend preisgegeben. Ergreifend wie der halbentblößt daliegende, fast junglinghaft hingestreckte Leib des Achtzigjährigen: im Schein der scheidenden Winternachmittagssonne, die eben über ihn hinglitt, Sinnbild förmlich, vollendetes, einer aufgehobenen Wanderrüstigkeit zwischen Hier und Dort. So schienst du – gehüllt noch gleichsam in den Schutz des klaren Erkenntnissatzes »Gott ist Liebe«, der dir als Wegzehrung bis zuletzt vor Augen stand – eingegangen in den Frieden des Herrn. Und was so – dem Gedächtnis eingeprägt – nicht nur den paar Augenzeugen, sondern uns allen hier, soferne uns nur guter Wille beseelt, als Abglanz einer wahrgenommenen Wirklichkeit zur Stärkung unserer Zuversicht dienen kann, das ist – einleuchtend über alles vorübergehend Sichtbargewordene hinaus – die nicht zu erschütternde Gewißheit: daß alle Blößen, die wir uns im Leben gegeben haben, die scheinbaren wie die unscheinbaren, die kleinen wie die großen, am Ende wie mit einem Lichtmantel bedeckt und aufgehoben sind, wenn ein Strahl der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit im Tode auf uns fällt.

II

RILKE UND DER UNBEKANNTE FREUND

In memoriam Ludwig Wittgenstein

Château de Muzot sur *Sierre* [Valais], Schweiz,
am 12. Februar 1923.

Werther und lieber Herr von Ficker,
diesen Morgen, einige Zeitungen durchsehend, die sich
angesammelt hatten, stieß ich in der ›Neuen Züricher‹
auf eine sehr zustimmende Würdigung von ›der Bren-
ner‹ [Siebente Folge, zweiter Band]. So geht also Ihr
schönes Unternehmen weiter und Sie leiten es nach
wie vor, im eigenen und im Sinne der dazu verständig-
ten Freunde! Darf ich, unmittelbar wie er mir auf-
kommt, den Wunsch vor Sie bringen, wieder mal einen
Band des Jahrbuchs zu besitzen? Nicht allein, daß ich
mir von den aus diesem Bande angeführten Beiträgen
[Kierkegaard, Josef Leitgeb] mich nahe Angehendes
verspreche, ich hätte auch, bei meiner Bewunderung
für Georg Trakl, das Bedürfnis, jenen »Aufruf« zu
kennen, den Sie, in Bezug auf das Grabmal des Dich-
ters, erlassen haben.

Machen Sie mir also diese Freude, die ich, wie früher,
gelegentlich solcher Zuwendung, aufrichtig schätzen
werde.

Mit allen guten Wünschen für Sie und Ihre Freunde,
bin ich in alter Ergebenheit

Ihr

R M Rilke

Château de Muzot sur *Sierre* [Valais] Schweiz,

am 26. Februar 1923

Sehr werther Herr von Ficker,
in kurzem Abstände nach Ihrem Brief, ist gestern auch Ihre Sendung bei mir eingelangt: Sie haben, wie es mir Ihre Zeilen schon andeuten wollten, durch die aufmerksamste Erfüllung meine Bitte übertroffen; ich freue mich nun darauf, bei nächster passender Stunde, das ›Jahrbuch‹ und, nach und nach, die übrigen Beilagen vorzunehmen.

Daß Sie sich so sehr anklagen, einen früheren Brief einmal unerwidert gelassen zu haben, hat mich beinah beschämt: wie oft mußte ich mir, in den letzten Jahren, Ähnliches zu schulden kommen lassen; der Hemmungen, die uns durch das allgemeine Verhängnis bereitet werden, sind immer noch so viele, daß man schon froh sein darf, wenn man ihr Zudringen wenigstens in den mittleren Bezirken der wesentlichen eigenen Leistung ab und zu überwindet.

Nur dieses für heute: meinen Dank, meine Grüße und die gern wiederholte Versicherung meiner alten Gesinnung.

Ihr ergebener

R M Rilke

Diese Letztbekundungen seiner Zugeneigtheit mögen hier als Nachtrag zu den beiden Briefen des Dichters stehen, die mir im Februar 1915 seine staunende Ergriffenheit über Trakls ›Helian‹ und ›Sebastian im Traum‹ zur Kenntnis brachten. Auszugsweise in unserem Trakl-Gedenkbuch 1926 erstmals veröffentlicht,¹

wurden sie später ungekürzt in den Sammelband der Briefe Rainer Maria Rilkes aus den Jahren 1914 bis 1921 aufgenommen, der 1938 im Insel-Verlag erschien. Unauffällig schloß da einer dieser Briefe an mich mit dem Satz: »Die kleine Zeile, in der Sie seiner Erwähnung tun, nehme ich als Zeugnis für das Wohlergehen des unbekanntes Freundes draußen recht herzlich in Anspruch.«

Wer war dieser Freund? Heute, da er tot ist und sein Name in Philosophenkreisen hohes Ansehen genießt, sei auch hier des nie genannt sein Wollenden gedacht, sowie der seltsamen Begebenheit, die mich ihm zugeführt und gleichsam über ihn hinweg in schriftliche Berührung mit Rilke gebracht hat.

Mitte Juli 1914, kurz vor Ausbruch des ersten Weltkriegs, erhielt ich aus Hochreit in Niederösterreich die Mitteilung eines mir bis dahin Unbekannten, er erlaube sich mir demnächst einen Betrag von hunderttausend Kronen zu übermitteln mit der Bitte, ihn an würdige bedürftige Dichter und Künstler Österreichs nach meinem Gutdünken zu verteilen. Unterzeichnet war diese großzügig hingeschriebene Verständigung mit *Ludwig Wittgenstein jun.* – Meiner erstaunten Rückfrage begegnete die Erklärung des Genannten, er habe nach seines Vaters Tod ein großes Vermögen geerbt, und da sei es Sitte, eine Summe für wohltätige Zwecke herzugeben. »Als Anwalt meiner Sache wählte ich Sie, auf die Worte hin, die Kraus in der ›Fackel‹ über Sie und Ihre Zeitschrift geschrieben hat; und auf die Worte hin, die Sie über Kraus geschrieben«, hieß es in diesem Bescheid, der mit der Bemerkung schloß: »Ihr freundlicher Brief hat mein Vertrauen in Sie noch

vermehrt. Vielleicht darf ich Sie einmal treffen und mit Ihnen reden. *Dies wünschte ich sehr.*»

Das wünschte natürlich auch ich, und so war das Nötige rasch vereinbart: Wittgenstein wollte aus der Sommerfrische zu kurzem Aufenthalt nach Wien kommen. Dort sollte ich ihn am Abend des 26. Juli im Stadtdomizil der Familie treffen und zum Wochenende sein Gast sein.

Der Reisetag war heiß gewesen, und es dunkelte bereits, als das Taxi vor dem geöffneten Gartentor eines Herrschaftssitzes im Neuwaldegger Parkgelände hielt. Das Gebäude selbst, nur noch undeutlich auszunehmen, lag tiefer garteneinwärts, aber die Aufgangsterrasse war hell beleuchtet, und da stand auch schon, mich erwartend, die schlichte Gestalt des jungen Mäzens: ein Bild ergreifender Einsamkeit auf den ersten Blick [an Aljoscha etwa oder Fürst Myschkin bei Dostojewskij erinnernd]. Kaum hatte er mich bemerkt, als er die paar Stufen herabstieg, auf dem breiten Kiesweg mir entgegenkam und nach herzlicher Begrüßung mich ins Haus geleitete. Auch beim Nachtmahl, das ein Diener auftrug, schien er aufgeräumt und trotz seiner etwas gehemmten Sprechweise von einem sehr zu Herzen gehenden Mitteilungsdrang bewegt. Bald war mir klar, daß nicht allein ein Freund der schönen Künste mir gegenüber saß, sondern ein Denker, dessen Bemühung, Fragen der Logik im Forschungsbereiche positivistisch orientierter Wissenschaft auf ihren Sinngehalt zu prüfen, offenbar bereits in England wie vorher schon unter Philosophen des sogenannten Wiener Kreises Aufmerksamkeit erregt hatte. Als ein Schüler Bertrand Russells in Cambridge und

Gottlob Freges in Jena hatte er sich schon früh mit den logischen Grundlagen der Mathematik vertraut gemacht und, offenbar eigener Neigung wie innerster Berufung folgend, darauf weitergebaut. Und nun lebe er, wie er lächelnd bemerkte, von Bauersleuten gepflegt, für gewöhnlich in einem Blockhaus über dem Sognefjord in Norwegen, das sein Eigentum sei. Dort hoffe er, in völliger Zurückgezogenheit die vorläufigen Ergebnisse seiner Gedankengänge entsprechend sichten und ihre Formulierung ins Reine bringen zu können. Denn gedruckt lag von dem damals Fünfundzwanzigjährigen noch nichts vor.²

Den Anlaß unserer Begegnung schien er in jener späten Abendstunde ganz vergessen zu haben, und erst am nächsten Morgen, einem schönen Sonntag-Vormittag, konnte ich ihm während eines Rundgangs durch den Park meine Vorschläge zur Verteilung seiner Spende nahebringen. Die Zuwendung von je zwanzigtausend Kronen an Rilke und Trakl, die mir zuvorst am ehesten angebracht schien, fand sofort seine Billigung. Zwar schrieb er mir später über Trakls Gedichte: »Ich verstehe sie nicht; aber ihr *Ton* beglückt mich. Es ist der Ton der wahrhaft genialen Menschen.« Die Berücksichtigung Rilkes hingegen war ihm gleich einleuchtend und ein Gegenstand freudiger Zustimmung. Nachdem er mir noch von sich aus, auf seine besorgte Anfrage hin, eine Abzweigung von zehntausend Kronen als Zuschuß für den ›Brenner‹ nahegelegt, erklärte er ohne weiteres sein Einverständnis mit meinen restlichen Vorschlägen, über die er sich kein eigenes Urteil zusprach. Nachmittags machte ich ihn noch mit dem Architekten Adolf Loos bekannt. Wir trafen uns im

Café Imperial, wo es zwischen ihm und dem schwerhörigen Erbauer des damals noch heftig umstrittenen Hauses am Michaeler Platz zu einer wohl etwas mühselig, doch sachlich ungemein anregend geführten Aussprache über Fragen der modernen Baukunst kam, für die sich Wittgenstein zu interessieren schien. Abends reiste ich wieder heim, und am Morgen bei meiner Ankunft war die Kriegserklärung Österreichs an Serbien erfolgt – Grund genug, die Überweisung der Geldbeträge an die damit zu Beteilenden beschleunigt vorzunehmen.

Kaum zwei Wochen später erreichte mich eine Nachricht Wittgensteins, er sei auf Kriegsdauer freiwillig eingerückt und bis auf weiteres dem Ausbildungsbereich des Militärkommandos Krakau zur Dienstleistung zugeteilt. Leider war er, als ich Ende Oktober Trakl im dortigen Garnisonsspital besuchte, in der Stadt nicht anwesend. Er befand sich mit dem Weichselschiff ›Goplana‹, auf dem er Dienst tat, seit Wochen unterwegs, doch sollte diese Erkundungsfahrt schon demnächst ihren Abschluß finden. Die Auskunft erhielt ich von einem Offizier der Dienststelle, der nicht zu erwähnen vergaß, welche schöne Sommernacht er einmal, bald nach Kriegsbeginn, auf Deck des Schiffes in anregendem philosophischem Gespräch mit Wittgenstein verbracht habe, während dieser mit Kartoffelschälen für die Schiffsküche beschäftigt war.

Ich hinterließ dem Abwesenden ein paar Zeilen, er möge sich nach seiner Ankunft doch unverzüglich Trakls annehmen, dessen Lage prekär sei. Aber als Wittgenstein, zurückgekehrt, im Spital vorsprach, war Trakl schon tot und begraben. »Ich bin erschüttert, obwohl

ich ihn nicht kannte«, war des zu spät Gekommenen erste Mitteilung an mich. Auf Ersuchen um Bekanntgabe näherer Einzelheiten erhielt ich folgenden Bescheid:

16. 11. 1914

Lieber Herr von Ficker!

Ich danke Ihnen für Ihre Karte vom 9ten. Alles was ich über das Ende des armen Trakl erfahren habe ist dies: Er ist drei Tage vor meiner Ankunft an Herzlähmung gestorben.

Es widerstrebte mir, mich auf diese Nachricht hin noch weiter nach Umständen zu erkundigen, wo doch das einzig Wichtige schon gesagt war.

Am 30ten October hatte ich von Trakl eine Karte erhalten mit der Bitte ihn zu besuchen. Ich antwortete umgehend: ich hoffte in den nächsten Tagen in Krakau einzutreffen und würde dann sofort zu ihm kommen.

Möchte Sie der gute Geist nicht verlassen. Und auch nicht

Ihren ergebenen

Ludwig Wittgenstein

[Daß Trakl, obwohl er Wittgenstein durch mich verständigt wußte, an diesen selbst noch eine Bitte um Besuch gerichtet hat, scheint mir beachtenswert. Es spricht dafür, daß er als Patient einer Zwangspsychiatrie, die seine Schwermut, aber auch die Ungewißheit über sein Los bei den gegebenen Ausnahmeständen ins Unermeßliche steigern mußte, einer zweiten Versuchung zum Selbstmord – die erste hatte

ihn auf dem Rückzug von Grodek befallen – nicht zu erliegen wünschte. Wohl war, als ich in Krakau von ihm schied, seine Niedergeschlagenheit groß; deutlich aber auch und ergreifend die Ergebenheit in ein Schicksal, das ihn zwang, den eigentümlichen Wahrsinn seines Lebens samt allem Bedenklichen, das er einschloß, dem potenzierten Wahnsinn einer Welt im aufkommenden Weltkriegszustand zur Begutachtung anvertraut zu sehen. Und nichts konnte die Rücksicht, die er in so auswegloser Situation einem letzten Ausgleich seines Selbstabtötungs- wie seines Selbstbewahrungsdranges schuldig zu sein glaubte, rührender bezeugen als dieses großherzig entgegenkommende Vertrauen in die Wirksamkeit vereinter Freundeshilfe in einem Augenblick, da ihm der Tod schon näher stehen mußte als noch irgend eine Möglichkeit zu leben.)

Abgesehen also von dieser einen Ausnahme konnte in allen übrigen Fällen dem Wunsch Wittgensteins nach Geheimhaltung seines Namens entsprochen werden. Auch Rilke gegenüber. Dieser erwies sich für die Aufmerksamkeit, die ihm zuteil geworden, dadurch erkenntlich, daß er mir nebst Versen für den ›Brenner‹ eine eigenhändige Abschrift ebenfalls noch unveröffentlichter Gedichte zur Weitergabe an den ihm unbekanntem Gönner zugehen ließ. Den Begleitbrief Rilkes übermittelte ich Wittgenstein als Geschenk, und in einem Feldpostbrief aus der K. u. K. Artillerie-Werkstätte der Festung Krakau, datiert vom 13. 2. 1915, nahm dieser darauf Bezug:

»...Rilkes Schreiben an Sie hat mich gerührt und tief erfreut. Die Zuneigung jedes edlen Menschen ist ein

Halt in dem labilen Gleichgewicht meines Lebens. Ganz unwürdig bin ich des herrlichen Geschenkes, das ich als Zeichen und Andenken dieser Zuneigung am Herzen trage. Könnten Sie Rilke meinen tiefsten Dank und meine treue Ergebenheit übermitteln?

Trakls Grab hat die Exhibit Nr. 3570 und die Bezeichnung Gruppe XXIII Reihe 13, Grab No. 45.

Möchte Ihnen Ihre militärische Tätigkeit Freude bereiten! Wie schön wäre es, wenn sie uns zusammenbrächte!«

Es sollte nicht sein. Schon »klopfte« ich selbst Gewehrgriffe bei den Kaiserjägern, und nach Erscheinen des ›Brenner-Jahrbuchs 1915‹, das ich gerade noch vor Zuteilung zu einem Marschbataillon herausbringen konnte, ging auf Kriegsdauer der Kontakt mit Rilke wie mit Wittgenstein verloren. Dieser war zuletzt in italienische Gefangenschaft geraten. Im August 1919 kam er frei, und noch im Herbst desselben Jahres tauchte eines schönen Nachmittags an der Gartentür vor meiner Wohnung in Mühlau, vom Hund des Hausherrn heftig verbellt, ein scheinbar Fremder auf. Es war Wittgenstein, kaum mehr zu kennen, barhaupt, in abgetragener Feldmontur [als hätte er noch nicht aus ihr herausgefunden] und sichtlich aufgebracht über die unfreundliche Begrüßung durch den Wächter des Hauses. Erstaunt über die Verwandlung, die mit ihm vorgegangen war, und leicht beunruhigt von dem Überfallscharakter dieses Wiedersehens nach fünf Jahren, bat ich ihn ins Haus. Er blieb zu Abend, zog aber einem Nachtquartier bei mir eine bescheidene Unterkunft in der Nachbarschaft vor. In dem kleinen Anwesen unserer Milchbäuerin ließ er sich eine mehr als

dürftige Kammer aufsperrten, die er herrlich fand. Von dort verabschiedete er sich frühmorgens mit Dank für die gute Aufnahme und mit Grüßen an mich. Mir aber wollte nachher scheinen, als habe mich da nicht ein Heimkehrer zu anderen besucht und verlassen, sondern eher ein Friedensucher in der Auseinandersetzung mit sich selbst und seiner schwierigen Veranlagung. Denn Wittgensteins ungewöhnlicher Lebensernst, hingabefähig und doch gründlich in sich gekehrt, hatte inzwischen Züge eines Verantwortungsbewußtseins angenommen, das leicht überspannt scheinen konnte und seinem früh schon entschiedenen Absonderungsbedürfnis gegenüber allem, was vor den Augen der Welt zu glänzen oder sich sonst ein Ansehen zu geben wünschte, das Siegel einer fast schmerzhaften Deutlichkeit aufdrückte. So hatte er gleich nach Kriegsende auf sein Millionenerbe zu Gunsten seiner Geschwister verzichtet [ein noch lebender Bruder, berühmter Pianist, hatte, wie ich später hörte, im Krieg den rechten Arm verloren, ein anderer sich erschossen, als der ungarische Truppenteil, den er befehligte, noch vor Abschluß des Waffenstillstands 1918 den ihm zugewiesenen Frontabschnitt am Piave verließ]. Fast noch wunderlicher schien, daß der heil Zurückgekehrte, auf den im Krieg Tolstois Volkserzählungen großen Eindruck gemacht hatten, als ein Mensch von überhöhter Bildung, der freilich auch die Kindesseele gut verstand, 1920 Dorfschullehrer in einer entlegenen Gebirgsgegend des Semmeringgebietes wurde. Vorerst aber hatte er eine Begegnung mit Russell auf einer Reise gehabt, die ihn nach Holland und, als ihm in Deutschland das Geld ausgegangen war, auch durch

die Nachtsyle des Hamburger Hafenviertels geführt hatte. Den Rückweg über Innsbruck hatte er gewählt, um mir einen Durchschlag jener Arbeit anzuvertrauen, die ihn so lange in Anspruch genommen und ihren Abschluß gegen Kriegsende in einer ihm nun offenbar entsprechenden Form der philosophischen Aussage gefunden hatte.

Es ergab sich aber, daß das nicht allzu umfangreiche Werk, das sich zur Verdeutlichung seiner Gedankengänge auch Formeln der höheren Mathematik bediente und einen Exkurs über die Grundlagen der Arithmetik enthielt, einen Laienverstand wie den meinen vor kaum behebbare Schwierigkeiten stellte. Was es an eigentümlichen Ausblicken und Einsichten einem Forschungsgebiet erschloß, das den konsequenten Logiker von vornherein in eine Zwangsjacke stecken mußte, das hatte der Verfasser zudem einer Art perspektivisch verkürzter Darstellung anvertraut, die – in zahlreichen nummerierten Absätzen das jeweils Greifbare ihres behutsam vorführenden Thesenaufwands demonstrierend – seinem Versuch wohl die Physiognomie einer ungewöhnlichen intellektuellen Leistung zu sichern schien, dem Uneingeweihten aber auch den Eindruck einer angestrengt verlorenen Liebesmühe hinterlassen konnte. Immerhin: die klaren Satzgefüge, die den Stufenbau dieser kühnen, bis zur Andeutung ihrer notwendigen Selbstaufhebung sich versteigenden Erkenntnispyramide trugen, gaben hinreichend zu verstehen, welch ein Konzentrat gewissenhaft durchdachter Überlegungen hier seine Ausprägung in adäquat durchlichteter lapidarer Sprachgestalt gefunden hatte. Als solches stellte es an das Fassungsvermögen des Lesers

allerdings Anforderungen, denen ein zur Würdigung von logisch exakten Spitzenleistungen auf dem Versuchsfeld philosophischer Tiefenbohrung nicht eigentlich Berufener kaum oder nur notdürftig gerecht werden konnte. Doch war zu begreifen, daß ein so eigenhinsinniger Geist, wollte er nicht von vornherein alle Sicherheit in Verfolgung des ihm vorschwebenden, doch nur schrittweise zu erschließenden Erkenntniszieles verlieren, sich streng an die Orientierungsbehelfe einer Forschungsmethode halten mußte, deren diszipliniertem Vorgehen in der Unterscheidung von logisch Sagbarem und Unsagbarem von früh auf seine Aufmerksamkeit wie die Zuneigung seiner eigenen Begabung gehört hatte. Gleichwohl ließ sich nicht verkennen, daß Wittgensteins ›Logisch-philosophische Abhandlung‹³ bei aller Konsequenz ihres Aufgehens in eine rein wissenschaftliche Bemühung im Grunde doch auf eine höhere Bewegungsfreiheit des Geistes im Spielraum letztverbindlicher Wahrheitsaufschlüsse abzielte, als die Eigensinnbezirke neopositivistischen Forschungsdranges in ihren Grenzen zulassen konnten. Ja, bei aller Deutlichkeit einer fast zwangsläufig sich vollziehenden Gegenbewegung im Sicht- und Wirkraum seiner intellektuellen Gebundenheit schien Wittgensteins personaler Einsatz als Denker wie als sehender Mensch doch eher auf Wiederwahrnehmung als auf Verleugnung der Heilsbedeutung jener Armut im Geiste bedacht zu sein, zu der sich einst in der Fülle der Zeit – ein offenbar Überforderter in seinem Streben nach Vollkommenheit – der reiche Jüngling der Bibel zu seinem eigenen Leidwesen nicht hatte aufrufen können. Kurz, ich konnte den beklemmenden

Eindruck, den das Werk in seiner rigoros ausreflektierten, förmlich in sich selbst hineinverstummenden Gestalt auf mich machte, nicht loslösen von dem tief fundierten Eindruck des Menschenbeispiels, das mir – ein seltsames Ruf- und Fragezeichen – in Ludwig Wittgenstein lebendig vor Augen stand. Einst schon, als ich ihn kennenlernte. Nun erst recht. Und später, da ich ihn nie mehr zu Gesicht bekommen sollte, im Bilde einer unverblichenen Erinnerung fast noch mehr.

»Nur einen Gruß, damit Sie mich nicht vergessen!« hatte er mir einst auf einer Feldpostkarte aus Galizien geschrieben [als ob dies möglich gewesen wäre!]. Um so mehr traf es mich jetzt, daß der »gute Geist«, dessen Fortbestand er uns beiden seinerzeit gewünscht hatte, in mir nun nicht imstande war, die Bedeutung von Wittgensteins gewichtigem Elaborat mir so zu Bewußtsein zu bringen, wie dieser es sich, Gott weiß warum, erhofft haben mochte. Mitschuld an diesem meinem peinlichen Versagen trug wohl auch der Umstand, daß ich unter den fortwährenden Krisenerscheinungen nach der ersten Weltkriegskatastrophe alle Mühe hatte, der eigenen Existenzerschütterung Herr zu werden. Es gelang mir nur zeitweilig, nur notdürftig, und so konnte ich mich auch leider nicht als geeigneten Verleger für Wittgensteins subtiles Werk in Vorschlag bringen. Das ging mir nahe. Vielleicht auch ihm. Jedenfalls drängte es mich, einen Ersatz für diesen meinen Ausfall zu finden. Im Vertrauen auf voraussichtlich bewahrte Sympathien wandte ich mich mit meinem Anliegen an Rilke – und unverzüglich schrieb mir der Dichter zurück:

Bellevue-Palace, Berne, am 12. November 1919

Mein lieber Herr von Ficker,

das freundlichste Zusammentreffen: lassen Sie sich erzählen. Gestern bin ich hier in eine Buchhandlung eingetreten, in deren Schaufenster ich einige Stunden vorher ein ›Brenner‹-Heft bemerkt hatte [es war nicht mehr da, leider] –, am selben Abend kam Ihr guter Brief.

Mit meiner Antwort eine Verbindung wieder aufzunehmen, die durch die unnatürlichsten Verhältnisse in ihren Anfängen unterbrochen worden war, gehört für mich nun – glauben Sie es mir – zu jenen Wiederherstellungen, die man stark und zuversichtlich empfindet, weil mit jeder von ihnen, über das Thatsächliche hinaus, ein Bewußtsein arglosen und vollzähligen Daseins Recht bekommt.

Sie schreiben nichts über sich selbst, aber ich sehe Sie thätig im ursprünglichen Bestreben, und so mag ich gerne annehmen, daß Ihr persönliches Schicksal, nach allen Mißbräuchen der letzten Jahre, Sie wieder am vertrauten Ufer der eigenen Aufgaben abgesetzt hat: mögen Sie dort nun recht fest sich ansiedeln dürfen.

Diesem zunächst wäre eine besorgteste Frage aufgetreten, die Sie, mir vorfühlend, schon beantwortet haben. Die Handlungsweise des [aus der Kriegsgefangenschaft zurückgekehrten] unbekanntem Helfers und Freundes ist mir um so ergreifender, als sie, über soviel Wirrnis und Unterbrechung hinüber, als die stille, reine Vollendung dessen erscheint, was mit jenen großmüthigen Entschlüssen des Jahres Vierzehn begonnen war. Wieviele Menschen haben wir aus leichteren Bah-

nen geworfen gesehen, wie viele erschüttert in ihren innersten Absichten –; dieser ist von allem Anfang an in seinen schweren Weg eingesetzt worden –, man kann es nicht ohne Ehrfürchtigkeit einsehen.

Lassen Sie es, bitte, still zwischen uns bleiben, daß ich von jenem Manuskript weiß; welche Freude wäre es für mich, ganz im Verborgenen an seiner Veröffentlichung mitzuwirken, obwohl mir ja da nur der bescheidenste und zufälligste Antheil eingeräumt wäre. Sie kennen die Arbeit Ihres Freundes, Sie schätzen sie; schiene Ihnen ihre Einreichung beim Insel-Verlag angemessen zu sein? Philosophische Schriften sind dort nicht recht einheimisch, wenn man nicht etwa die Bücher Kassners anführen will. Bei der Insel würde ich selbstverständlich mit einigem Gewicht mich einsetzen können, bei Verlagen wissenschaftlicher Art bliebe ich ohne Einfluß. Eine gewisse Beziehung hat sich während des vergangenen Sommers ergeben zu einem Verleger Otto Reichl in Darmstadt, dadurch, daß er die Schriften des Grafen Hermann Keyserling übernahm; es fällt mir eben ein, daß die ›Logisch-philosophische Abhandlung‹ vielleicht an dieser Stelle einen passenden Verlagsboden fände. Wenn Sie die Bücher Keyserlings bedenken [zuletzt das bedeutende große ›Reisetagebuch eines Philosophen‹] ⁴ werden Sie diese Frage mit mir erwägen können. Nennen Sie mir überhaupt, nach Ihrem Ermessen, andere deutsche Verlage, – ich will Ihnen dann schreiben, wie weit ich bei dem oder jenem meine, mich geltend machen zu dürfen.

Am Geiste des ›Brenner‹ wünsche ich nach wie vor theiligt zu bleiben, auch ehe ich das neue Heft durchgesehen habe; leider aber muß ichs zunächst offen las-

sen, wie bald ich diese sympathische Zugehörigkeit beiträgend zu beweisen vermöchte. Noch hab ich die eindringliche Erstarrung der Kriegsjahre in mir nicht überwunden, – ein paar Sommermonate im Bündner'schen waren ein Anfang dazu. Von den äußeren Umständen, die mich nächstens in einer tessiner Gastfreundschaft erwarten, wird es zu einem Theile abhängen, ob ich den Weg der Besinnung und Einkehr so still verfolgen darf, wie ich mir's erhoffe.

Im herzlichsten Einverständnis Ihr

R M Rilke

P. S. Briefe über den »Lesezirkel Hottingen«, Gemeindestraße, Zürich, oder auch über das Hotel Bellevue, Bern.

Es erübrigte sich jedoch, diese Fährte weiter zu verfolgen. Schon hatte Bertrand Russell die Veröffentlichung von Wittgensteins Schrift in die Wege geleitet. Er gab ihr eine Einführung mit und ließ sie so 1921 im Abschlußheft von Ostwalds »Annalen der Naturphilosophie« und bald darauf unter dem Titel »*Tractatus Logico-Philosophicus*« 1922 als deutsch-englische Buchausgabe in London erscheinen.⁵ Die ungewöhnliche Beachtung, die sie im Kreis der Wiener Positivisten wie unter Fachgelehrten vornehmlich der englischen und amerikanischen Universitäten fand, konnte den Verfasser indes auch jetzt nicht bewegen, aus seiner Zurückhaltung herauszutreten. Die Ansicht aller immanenten Logistiker, der Klarstellung wahrer philosophischer Einsicht sei nur durch Absehen von aller Transzendenz und durch Abdichtung gegen jede Art

von Metaphysik gediect, begegnete vermutlich in Wittgensteins Person und geistiger Veranlagung einer latenten Gegenströmung von Zweifeln und Vorbehalten, die ihren Ursprung für ihn in einer unkontrollierbaren Wirklichkeit jenseits alles Ersinnbaren, Berechenbaren, Diskutierbaren haben mochte und somit bereits der Zone eines absolut zu Beschweigenden angehörte. Stimmt das, dann befand er sich von der Logistik und ihrem zuständigen Fragenkomplex her – also nach entgegengesetzter Richtung vordringend – dem Absoluten gegenüber wohl in einer ähnlichen Situation wie heute Martin Heidegger, dieser deutlich anders Geprüfte in seinem beharrlich revidierenden Existenzdenken von all dem tieferhin vor ihm und seiner eigenen Ausgesetztheit bis hin zur Seinsgrundfrage phänomenal in Frage Stehenden her: Antipoden beide, aber angezogen und angenähert noch in ihrer äußersten Divergenz von jenem Machtmagneten heimlich zentrierender Offenbarung im Wort, von dem keine Gegenanstrengung im konstanten Fluchtlinienraum der Welt und deren einsehbaren Ordnungen mehr loskommen wird. Entgeht doch keinem von uns, in welchem beängstigendem und doch zugleich erhebendem Schwebzustand des Abkommens von geläufigen Anschauungen und Denkweisen wir uns heute befinden: eine Erfahrung, von der getragen das ehrwürdig Festglaubte, ja das unverrückt Anbetungswürdige in den Varianten unseres Heimgesuchtseins *einem bereits höchst fragwürdig Daseienden* zu weichen, aber in *einemhin* – und noch im Zwielflicht dieses anbrechenden Tages aller Zwiespältigkeit sich entwindend – wie noch nie zu gleichen beginnt. In so anschaulich aufge-

hobene Ungereimtheiten, in so beherzte Analogiekurzschlüsse geht nun einmal die Logik der Welt samt aller Dialektik und Monologik des Lebens auf, soweit sie dem Geist der Sprache, der ja, wo er einleuchten soll, ein Geist der Wortwerdung durch Selbstbesinnung in uns ist, in Wahrheit verbunden bleiben will. Für die Tragweite dieser Erkenntnis dürften Dichter, in denen das Seherische noch mächtig ist, und in Berührung damit Denker, die im Morgengrauen ihrer innerweltlichen Orientierungsbedürfnisse – von abendländischer Eingeschlafenheit wie heilloser Aufgewecktheit gleich weit entfernt – sich unverdrossen um Erhellungen, um Vorfeldlichtungen ihres prüfend in den Augenblick versenkten Wagemuts bemühen, keine geringe Witterung besitzen. Eine, die, richtig eingesetzt und eingeschätzt, am Ende noch uns allen frommen mag. Besteht doch immer wieder Aussicht, daß dieser oder jener ehrfürchtig seinem Spürsinn Folgende dabei unversehens in den Ausstrahlungsbereich einer Transzendenz gerät, die noch den Traumwandler im Geiste das offene Geheimnis im Rätselblick einer Wirklichkeit ahnen läßt, die ihren verborgenen Seinsgrund wie ihren unerforschlichen Ratschluß ungescheut dem Quellgrund ihrer vielfältig zu Tage tretenden und gleichwohl zu gewaltiger Einfalt sich zusammenfindenden Erscheinungsformen anvertraut hat. Der Sprache des Glaubens zurückgegeben aber heißt das: anvertraut der unversieglichen Schöpfermacht des Wortes, das im Anfang und bei Gott war, in leidender Heilandsgestalt sich einmal auf uns zubewegt und als Geistleib noch des Auferstandenen zwischen Vorhölle und Himmelfahrt sich dem Gedächtnis jäh entbrannter Herzen ein-

geprägt und feurigen Zungen mitgeteilt hat. Auch läßt ja die Zeit in ihren offenkundigen Wandelaspekten wie im Undurchschaubaren ihrer Wesenheit uns nicht übersehen, daß in dem unabsehbaren Ineinander von Stillstand und Vorübergang, als das sie sich unserem beschränkten Verstand zu erkennen gibt, Verwirklichtes und Vergangenes in den Augenblick unserer jeweiligen Gegenwartsbesinnung nicht minder bedeutungsvoll aufzusteigen wie das, was wir Zukunft nennen, unheimlich einzudringen scheint. Durchzogen aber ist dies alles von einem Lethestrom der Todesvergessenheit, der zur Genüge erhellt, daß in dem sogenannten Schicksalsablauf der Welt, mag vorläufig auch alles einem säkularen Irrlauf verfallen scheinen, sich nichts verleugnen und auch nichts ausklammern läßt, was in der Sehweite des Worts als Abglanz göttlicher Wahrheit zu Recht besteht und für den, der Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, als Zeugnis erleuchteten Weistums von Tag zu Tag an Glaubwürdigkeit gewinnt. »Wenn das gute oder böse Wollen die Welt ändert«, heißt es einmal, entsprechend modifiziert, bei Wittgenstein, »so kann es nur die Grenzen der Welt ändern, nicht die Tatsachen; nicht das, was durch die Sprache ausgedrückt werden kann.«⁶ Berücksichtigt man, was hier – abschweifend scheinbar und doch unerlässlich – angedeutet ist, dann läßt sich leichter verstehen, daß und warum wohl Wittgenstein, als er nach sechs Jahren Lehrerdasein auf dem Lande 1926 diesen Beruf aufgab und nach Wien zurückkehrte, mit einer einzigen Ausnahme (im Lehr- und Lernbereich Professor Schlicks) keine Neigung verspürte, sich näherhin zu seinem Traktat zu äußern.

Und auch, daß die allzu unbesorgte Freidenkerhaltung seines Freundes Russell seinem an sich kritisch veranlagten Geist und Gemüt mehr und mehr mißfiel. Das hinderte nicht, daß die Engländer, deren Sprache er beherrschte wie seine Muttersprache, seinem unbehaglichen Talent, verborgen zu leben und nichts aus sich zu machen, ein Ende zu bereiten wünschten und ihn, den schließlich Willfährigen, 1929 in ihr Land zurückholten, das er als Zwanzigjähriger einst betreten hatte, um in Manchester Maschinenbau zu studieren. Vom Trinity-College honoris causa zum Fellow ernannt, begann er in Cambridge zu unterrichten, wurde 1938 britischer Untertan und 1939 nach dem Tode des von ihm geschätzten G. E. Moore auf dessen Lehrstuhl für Philosophie berufen. Wie er sich mit dieser Lehrverpflichtung abfand, seine Schüler siebend und je nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten zu selbständigen Nachprüfern seiner Dikrate und Unterweisungen heranbildend, das ist uns von den Wenigen, die seinen Ansprüchen genügen und seinem Wesen Verständnis entgegenbringen konnten, überliefert. Auch soll er nach wie vor in größter Bedürfnislosigkeit gelebt haben – ein Strohlager und ein Stuhl bildeten angeblich die ganze Einrichtung seiner dürftigen Unterkunft –, und diesem seinem Hang zu exemplarischer Selbstzucht und Genügsamkeit entsprach die selbstverständliche Bereitschaft, mit der er im zweiten Weltkrieg drüben seinen Verpflichtungen zunächst als Krankenträger in Spitalsdiensten und späterhin als Helfer in medizinischen Laboratorien nachkam. Und doch dürfte eine tief verankerte Gewissensunruhe mit der Grund gewesen sein, daß er 1948 seine nach Kriegsende wieder

aufgenommene Lehrtätigkeit zu Gunsten einer problematischen Freizügigkeit aufgab, die er als Reservat einer so ungewöhnlichen Lebensführung allein noch sein nennen wollte, doch bald schon nicht mehr konnte angesichts des nahen Todes, den er dank der erbetteten Offenheit seines Arztes auf ein Jahr genau vorauswußte.

All das ist inzwischen auch bei uns über die Kenntnis fachwissenschaftlich interessierter Kreise hinausgedrungen. Es hat seinen Niederschlag in vorerst noch spärlichen, aber aufschlußreichen publizistischen Würdigungen seiner Bedeutung als Denker wie als Mensch gefunden. So von *Ludwig Hänsel*⁷ [dem Mitbetreuer und Vorbereiter der Ferdinand-Ebner-Gesamtausgabe⁸], der mit Wittgenstein als ein verständnisvoll ihm zugeneigter Freund die Kriegsgefangenschaft geteilt hat; von *Ewald Wasmuth*⁹, dem Pascal-Forscher, der ihn den berühmtesten, zugleich unbekanntesten Philosophen unserer Epoche nennt und in einer wohldurchdachten Analyse seiner Gedankenwelt auch auf das Mystische darin zu sprechen kommt; von dem spanischen Philosophen *José Ferrater Mora*¹⁰ und dem englischen Schriftsteller *Maurice Cranston*¹¹ und von *Ingeborg Bachmann*¹², Wien, in einer einleuchtenden Skizzierung alles Denkwürdigen an ihm. Was aus diesen Reminiszenzen und vorläufigen Überlegungen hervorgeht, mutet heute schon wie die Legende einer paradox vollendeten Selbstkasteiung vor den Ansprüchen einer Wirklichkeit an, die unseren Annäherungsversuchen unzugänglich [»Gott offenbart sich nicht *in* der Welt«]¹³ nach Ansicht dieses unerbittlichen Verwerfers alles leichtfertigen Meditierens in dem zufälligen Ge-

staltwandel der in ihre Begrenztheit aufgehenden Welt und in der analog begrenzten Denk- und Aussagekapazität unseres an den äußersten Rand dieser [zwar variablen, aber unaufhebbaren] Begrenztheit verwiesenen Ichs keine sinnvolle Mitteilungsmöglichkeit besitzt: eine Theorie von einem Fertigungsgrad, wie man sieht, daß sie über sich und ihren eigentümlichen Endzeitaspekt innerhalb der Philosophiegeschichte unserer Tage, ob sie will oder nicht [aber will sie denn *nicht*?], schon wieder hinausweist. Bemerkenswert jedenfalls ist, daß sie in dem seltsamen Negativbild, das sie von den ausschweifenden Positivismen unserer Wissenschaftsfortschritte entwirft, Züge hervortreten läßt, die wiederum und nun erst richtig »neopositiv« zu wirken berufen sein mögen. Denn schon öffnet sich im Rückblick darauf ein Raum der Besinnung vor uns, der, an der Tiefsicht dieses sich selbst und sein zähes Wurzel- und Wachstumsgeflecht sorgfältig aushebenden Logikerverstandes gemessen, vielleicht nur noch einer letzten Aufhellung und Ausweitung ins Unmißverständliche seiner Beweggründe bedarf, um uns mit einiger Sicherheit beurteilen zu lassen, ob beispielsweise ein Satz wie dieser: »Unser Leben ist ebenso endlos, wie unser Gesichtsfeld grenzenlos ist«,¹⁴ dem Horizont einer Zustimmung anzugleichen ist, wie sie uns in einem im Blick auf das Wort, das selber Mensch geworden ist, um uns sehend und noch als Verstummende mündig zu machen, ohne weiteres zu Gebote steht. Werden Wittgensteins ›Philosophische Untersuchungen‹ – die nachgelassenen Schriften, deren Erscheinen eben angekündigt wird – uns in dieser Hinsicht klarer sehen lassen? Es wäre zu wünschen, so un-

gewiß es vorderhand ist. Denn die Ansichten derer, die Wittgenstein in seiner letzten Lebenszeit nahestanden – er starb, 62 Jahre alt, am 29. April 1951 zu Cambridge – und Einblick in diese seine Aufzeichnungen nehmen konnten, scheinen diesbezüglich noch auseinanderzugehen. Immerhin darf wohl beachtet und nicht bloß belächelt werden, was Hänsel als einen charakteristischen Zug neben anderen, glaubwürdig überlieferten, berichtet: daß Wittgenstein [den Mora wohl zu Unrecht ein Genie der Destruktion nennt] ernstlich besorgt war, seine Philosophie könnte – gegen seinen Willen – zersetzend wirken; und daß er in einer Nacht, während seiner Lehrerzeit in Niederösterreich, das Gefühl hatte, gerufen worden zu sein und sich versagt zu haben.

III

DAS VERMÄCHTNIS GEORG TRAKLS

Dem Herausgeber der Salzburger Gesamtausgabe
von Trakls Dichtungen in einem Rückblick zgedacht

I

Sehr geehrter Herr¹! Es war nicht meine Absicht, Ihnen nahezutreten. Denn die Art und Weise, wie Sie Werk und Nachlaß Georg Trakls betreuen und alles, was über ihn bekannt oder zusätzlich zu erfahren war, zum Gegenstand einer publizistischen Betriebsamkeit machen, die für und wider sich selbst spricht: das ist ein Vorgang, dem ich gerne ferngeblieben wäre. Bin ich doch der Meinung, daß ohne Beschwichtigung alles Vorlauten in uns, ohne Selbstversenkung und Angleichung der Eigenschau an den wachsenden Geist der Stille, Geklärtheit, Abgeschlossenheit, unter dem das Trakl'sche Gedicht zu seiner Reife gedieh, aber auch sein Nachruhm erblühte, eine ersprießliche Annäherung an diesen Dichter, an den Wurzelgrund seiner Begabung wie seiner Wirkung nicht zu erzielen ist. Ich sage nicht, daß Ihnen diese Einsicht nicht auch zur Verfügung stehe, doch meine ich, daß Sie ihr nicht in dem Maße Rechnung trugen, wie es im Interesse Ihres Unternehmens wünschenswert gewesen wäre. Denn aufs Ganze Ihrer Bemühung gesehen, läßt sich wohl kaum verkennen, daß Feingefühle dieser Art für Ihren Entschluß, Trakls Andenken im Einverständnis mit noch lebenden Geschwistern des Dichters in Ihre Obhut zu nehmen, nicht ausschlaggebend waren. Das

ging schon aus den Propaganda-Artikeln hervor, die Sie zur Empfehlung Ihrer dreibändigen Trakl-Ausgabe als Korrespondent von In- und Auslandszeitungen bald da, bald dort veröffentlichen konnten. Schon als der erste dieser Hinweise unter der Schlagzeile ›Wie starb Georg Trakl?‹ in einem Schweizer Blatt erschien, wurden Anfragen an mich gerichtet, wie ich zu diesen Schaumschlägereien stünde. Ich konnte nur antworten, daß ich nichts damit zu tun hätte; daß ich aber, falls Sie Wert darauf gelegt hätten, zur Zerstreuung von Bedenken, die Ihnen an Hand eines wiederentdeckten stabsärztlichen Bescheids, den Tod Georg Trakls betreffend, aufgestiegen waren, immerhin einiges hätte beitragen können.

Andere wieder wollten unter Bezugnahme auf den Band ›Nachlaß und Biographie‹, der Ihre eigentliche Leistung darstellt, wissen, ob denn Ihr gelungener Versuch, bei Auswertung aller erschließbaren Quellen, wie es hieß, und also unter dem Anschein größter Gewissenhaftigkeit Ihre eigene Person neben der des Dichters als dessen berufenen Anwalt gehörig ins Licht zu setzen, die Zustimmung jener Freunde finde, die dem Dichter einst persönlich nahestanden, seine Bedeutung als erste erkannten und ihm im Jahre 1926 mit ihrem Buch ›Erinnerung an Georg Trakl‹² jenes schlichte, aber eindrucksvolle Denkmal der Ergriffenheit setzten, das seither aller ernsthaften Literatur, die über ihn erschienen ist, ein willkommener Behelf zur Kenntnis seines Lebens wie seiner Persönlichkeit war. Im besonderen glaubte man darauf hinweisen zu müssen, welch ein wesentlicher Unterschied doch bestehe zwischen der Originalfassung jener authentischen

Berichte [z. B. über meine letzte Begegnung mit Trakl in Krakau] und dem billigen Reportagefitter, zu dem sie in Ihrer zu mancherlei Übertreibung wie Herablassung neigenden Darstellung herhalten müssen. Nun, das ist wohl wahr, und ich konnte mich als einer der wenigen Weggefährten des Dichters, die das Todesschweigen noch nicht mit ihm teilen, und als der einzige, der ihm an Ort und Stelle seines Sterbens noch einmal nahe sein durfte, dem Vorhalt dieser und ähnlicher Stimmen, die geradezu einem Gewissenspartner in meiner eigenen Brust zu entsprechen schienen, nicht verschließen. Aber ich sagte mir: jenes Gedenkbuch ist längst vergriffen, es konnte im Hinblick darauf, daß es seine Wirkung getan und einem weitverzweigten Schrifttum, das sich unter verschiedenen Gesichtspunkten mit Trakl befaßte, als Quelle gedient hatte, in der alten Form nicht wieder aufgelegt werden. Also war die Idee, dem Werk wie der Bedeutung Trakls unter voller Berücksichtigung dessen, was inzwischen die [längst ergänzungsbedürftige] Bibliographie des Dichters an bemerkenswerten Stellungnahmen zu ihm auswies, eine sorgfältig sichtende, lebendig konzipierte Würdigung zuteil werden zu lassen: diese Idee war gutzuheißen, der Zeitpunkt günstig und die Aufgabe, die hier winkte, einer reiflichen Überlegung wert. Ließ sie sich verwirklichen – sei es durch Übereinkunft Gleichgesinnter oder die Berufenheit eines Einzelnen –, dann war der Geist, in dem das zu geschehen hatte, in dem Geist der Pietät, der unserem Präludium von 1926 zugrunde lag, immerhin schon vorbildlich, wie ich glaube, angedeutet. Und selbstverständlich hätte im Rahmen einer solchen Bemühung das Bild des Dichters auch noch

nach jener Seite hin vervollständigt werden können, die es uns seinerzeit – trotz des geschätzten Beistands von Erhard Buschbeck – noch verwehrt hat, die Linien von Trakls Salzburger Entwicklungsjahren deutlicher hervorzuheben. Ich sage und betone dies, weil ein Geist der üblen Nachrede, der heute in der Luft liegt und auch den Widerstrebenden oft nicht wenig bedrängt, mir und anderen weismachen will, Ihr Einsatz für Georg Trakl sei lediglich dem Ehrgeiz entsprungen, den aus dem einstigen Notasyl des ‚Brenner‘ inzwischen in die stille Weite und die weite Stille seines Nachweltruhms entwichenen Sohn Salzburgs für die Bedürfnisse und den *genius loci* der heutigen Festspielstadt zu reklamieren; dies und nichts anderes habe Sie zu Ihrem Wagnis angespornt, den angeblich hier zurückgebliebenen Adlergeist des Dichters samt allem, was seine Schwingen je beschwert hat, unter Ihre Fittiche zu nehmen, um ihn über dem Weichbild der schönen Stadt, in der er einst das Licht der Welt erblickt und seine Preisgegebenheit erfahren hat, aufs neue auszusetzen. Doch sei dem wie ihm wolle: gewissenhaft bedacht und durchgeführt, könnte auch ein solches Vorhaben nur respektiert werden. Denn Salzburg mit seiner berühmten Barockausstrahlung zwischen Mönchs- und Kapuzinerberg ist nun einmal heute zur Sommerszeit der Ort, wo zwischen dem weltlichen Glanz der Festspielaufführungen und dem abseitigeren Kult der katholischen Hochschulwochen auch der Einsame im Geiste, der in der fragwürdigen Gestalt des Dichters einmal dort zu Hause war, dem Beispiel Jedermanns auf dem Domplatz folgen und als Heimkehrer aus dem Jenseits immer wieder auf

der Bildfläche erscheinen könnte. Und wäre es nur, um mit einem Blick auf Stadt und Land all das Heimliche und Unheimliche, das zwischen Glockenspiel und Umweltzauber darin fortgeistert, noch einmal auszukosten. Denn die Fähigkeit und Bereitschaft zu »gerechtem Anschauen« hat Trakl bis ans Ende seiner kurz bemessenen Erdenfrist nicht verlassen. Sie hat auch hier in Tirol [das ihm, wie er schon in Todesahnung hinschrieb, »mehr als Heimat« war] ihre Spuren zurückgelassen, die deutlichste vielleicht in jener Abschiedsbesinnung, die zusammen mit seinen letzten Gedichten Eingang in das ›Brenner-Jahrbuch 1915‹ fand: »Gefühl in den Augenblicken totenähnlichen Seins: alle Menschen sind der Liebe wert. Erwachend fühlst du die Bitternis der Welt: darin ist alle deine ungelöste Schuld; dein Gedicht eine unvollkommene Sühne.«³ Als Zettelnotiz mir einst schweigend und vor seinem Abgang ins Feld wie zu persönlicher Orientierung eingehändigt [»Aber freilich«, fügte er, als ich fragend aufsah, hinzu: »kein Gedicht kann Sühne sein für eine Schuld«] enthüllt eine Aufzeichnung wie diese erst die wahre Heimatzuständigkeit des Dichters im Sichtraum einer aufgehobenen Welt- und Selbstentfremdung, den auch eine Heimholung seines Andenkens in den örtlich begrenzten Spielraum seiner Kindheit wie seiner frühen Drangsale auf Erden nicht aus dem Auge verlieren darf, soll sie nicht selbst an Horizont einbüßen und Mißtrauen in ihre Berechtigung erwecken. Entweder läßt man bei dem durchaus verständlichen Bemühen, Trakl in zweckmäßig adjustierter Figur der heute in alle Welt ausgeweiteten Kulturinteressensphäre seiner Vaterstadt dienstbar zu ma-

chen, Gesichtspunkte gelten, die auch höheren Ansprüchen genügen, oder Sie riskieren, daß bei jenen, die ein Gefühl für Sauberkeit und Ausgeglichenheit im Atmosphärischen solcher Bestrebungen haben, statt Genugtuung über eine geglückte Prozedur Verstimmung über ein geschickt mißlungenes Manöver Platz greift. Das wurde Ihnen von Kritikern auch schon vereinzelt zu verstehen gegeben. Denn an Trakl unter dem Vorwand, ihn erst vollends sicht- und faßbar machen zu müssen, eigene Spekulierkünste heranzutragen und an Hand von Einheimischen-Informationen [die bestenfalls das Anekdotische um ihn vermehren können] alles, was fremd und unzugänglich an ihm scheinen mochte, einer Revision zu unterziehen, die es mit der Kontrolle aller tieferen Beweggründe seiner Schwermut im Paßbild seiner Heimsuchungen nicht so genau nimmt: dieses Bedürfnis scheint, bewußt oder unbewußt, den Gang Ihrer Paraphrase um Leben und Problematik des Dichters wesentlich bestimmt zu haben. Anders wäre gar nicht zu begreifen, daß unter dem Aushängeschild eines so betont beanspruchten Aufklärerverdienstes so wenig herauschaut, was nicht nur eine oberflächlich interessierte Mitwelt, sondern auch einen Menschen wie mich, der Trakls Existenznöte in ihrer ganzen Abgründigkeit vor sich gehabt und sie im Seherblick des Dichters, diesem bewegten Bildgrund seiner »Weltanschauung«, rätselhaft gespiegelt und entrückt fand, zu Dank verpflichten könnte. Wahrscheinlich haben Sie das selbst gespürt. Nur so nämlich kann ich mir erklären, daß Sie sich nie bemüßigt fühlten, mit mir in Verbindung zu treten, daß Sie nie auch nur eine Zeile oder Anfrage an mich

richteten, geschweige denn, daß Sie mir Gelegenheit gegeben hätten, Sie persönlich kennen zu lernen. Das war, glaube ich, nicht ganz klug von Ihnen, so leicht und bequem Sie es offenbar uns beiden damit machen wollten. Der Sache jedenfalls war damit nicht gedient. Denn abgesehen davon, daß Sie auch bei mir noch Unveröffentlichtes: Gedichtkonzepte, Bilder und Briefmaterial von der Art und zur Ergänzung desjenigen vermuten durften, das Sie – ob gedruckt schon oder neu beigebracht – je nach Tauglichkeit für Ihre Zwecke zu nutzen verstanden, hätte ich Sie vor manchem Mißgriff, fatalen Widersprüchen, Fehlbezügen und Verwechslungen, aber auch vor Zweideutigkeiten bewahren können, die jetzt Ihre Darbietung durchsetzen und entstellen.

Schade. Aber lassen wir das! Es gilt hier, anderes zu erwägen.

2

Wer je mit offenen Augen dem Leidwesen Georg Trakls begegnet ist – und um dieses, ein verschwiegen Ausgetragenes, geht es und wird es immer gehen in Gestalt des Weltschmerzes, der seine Dichtung durchzieht –, der hat auch einen Blick dafür, wie sehr ihm daran gelegen sein mußte, das letztverbindliche Ernstgesicht seines Gedichts vor Auflockerung und Verzettlung durch freischaltende Literatenwillkür zu bewahren. Es genügt wohl, an die schweren seelischen Erschütterungen zu erinnern, die der Unstern seines Lebens um die Wende von 1913 auf 14 über den Menschen Trakl brachte, und Sie werden vielleicht

begreifen, daß außer der normal verständlichen Sorge um sein Dichtwerk auch noch ein jähes Bedürfnis nach Klärung des eigenen Besinnungshorizonts gestillt sein wollte, als er, das aufziehende Weltgewitter und seine Preisgegebenheit in ihm vor Augen, unter Mithilfe namentlich von Karl Röck selbst noch festsetzte, was als verantwortliches Vermächtnis seiner Sehergabe einer endgültig geordneten Gesamtausgabe seiner Dichtungen anvertraut werden sollte und was nicht. Wir, Freunde seiner letzten Lebenszeit, hatten ja die Nachwirkungen jenes schrecklichen Zwielfichterlebnisses von Offenbarung und Untergang noch miterlebt, das seiner letzten Prosadichtung den Namen und dem Widerstreit der gewaltigen Gesichte darin die unversehens in die Ichform durchgebrochene Blitzlichtgestalt eines unheimlichen Fassungsvermögens Aug in Aug mit dem drohenden Wahnsinn gab. So konnten wir damals ohne Verletzung der Respektsdistanz, die uns das Verhängnis der gegebenen Situation im Umgang mit dem Freunde nahelegte, und also ohne ihn mit teilnehmenden Fragen zu behelligen, die besonderen Gründe ahnen, die ihn zu so nachdrücklicher Umgrenzung dessen bewogen, was ihm als Gewissenszeugnis seiner Dichtung allein noch wert schien, ins Gedächtnis der Nachwelt einzugehen. Es spricht für die Entschiedenheit und die Tragweite seines Verantwortungsbewußtseins auch und gerade dort noch, wo er sich damit auf nahe oder weite Sicht in eine hoffnungslose Lage zu begeben schien. Denn früher oder später mußte ja dem nachgegangen werden, was Emil Barth in einer sehr besonnenen Stellungnahme zu gewissen Ungereimtheiten Ihrer Trakl-Auslegung mit dem Satz

angedeutet hat: »Das Gedicht Trakls berührt immer wieder Gegenstände, die der Mitteilung widerstreben, und ruft dabei oft den erschütternd-beklemmenden Eindruck hervor, daß sich hier ein Konflikt abspielt zwischen dem Drang, bestimmte Dinge auszudrücken, und dem anderen Drang, sie gleichzeitig zu verschleiern, wobei denn der ungeheure Druck jenes bestimmten zentralen, vor der Berührung mit der eigentlichen Öffentlichkeit tief zurückscheuenden Erlebnisses nur insoweit Entlastung im Ausdruck findet, als es in verhüllenden Bildern zu erscheinen vermag.«⁴

Wie wahr! Und es ist klar, daß die mysteriöse Schuld-erfahrung in Berührung mit der unheimlichen Versuchermacht, die das Seherische in Trakls Wesen immer wieder wie aus einem unergründlichen Quellbereich der Mächte, die unter dem Kreuzverhör von Gut und Böse unser Dasein erschüttern, in sein Weltbild aufsteigen ließ, keiner Phantasievorstellung entsprang, sondern einem Wirklichkeitserlebnis von so unwiderstehlicher und niederdrückender Gewalt, daß er es, wenn überhaupt, erst in der mühsam erhellten und schließlich auch von oben her durchlichteten Deprofundis-Gestalt seiner Dichtung ins Aufhebbare und zugleich Unantastbare seiner Fragwürdigkeit entrückt sehen mochte. Was immer dem vorausgegangen war und seinem prüfenden und hierin selbst geprüften Blick nicht standhalten konnte, also näherhin besehen: alles, was im Spiegel seiner frühen Lyrik oder in dem Lustmördertheater seiner einstigen Tragödienentwürfe noch allzusehr nach Rhetorik und transfigurierter Bloßstellung eigenster Gewissensnöte aussah, das hat Trakl, soweit er es nicht früher schon vernichtet hatte,

am Ende entschieden und mit vollem Bedacht aus dem Gesichtskreis seines göltigen Werks verbannt. Denn er litt, das gab sich deutlich zu erkennen, unter dem Bewußtsein, daß das Mitleidenschaftliche darin, eben das unentrinnbar Preisgegebene aller mitleidenden Kreatur [unter dem Schleier übrigens eines lüftbaren Geheimnisses förmlich zwangsläufig an sein Herz und herzerreißend wahrgenommen im Opferbild der Schwester, diesem Kreuzigungsschatten seiner selbst im Wanderraum seiner erlösungsbedürftigen Gesichte] noch nicht so transparent und losgelöst vom eigenen Daseinsverhängnis zur Anschauung gebracht war, wie es seinem ergreifenden Läuterungsbedürfnis als Künstler wie als Mensch zutiefst entsprach. Es hat keinen Sinn, sich über das Ehrfurchtgebietende dieses seltsamen Passionsvorganges hinwegzutäuschen, wie ihn unter Anzeichen einer qualvollen Hellsicht Trakl in einer Art luziferischen Selbstverwerfungsdranges über sich ergehen lassen mußte. Und es hat auch keinen Sinn, sich in dem leidlich Nachprüfbareren seiner Gewissensorientierung gerade an jenem Stein des Anstoßes vorbeidrücken zu wollen, den ungescheut ins Auge zu fassen sowie in seinem Gewicht abzuschätzen geradezu die Vorbedingung ist, damit uns für den eigentümlichen Tiefgang von Trakls Schuld- und Sühne-Ergriffenheit und ihren merkwürdigen Abschiedsglanz im Antlitz seiner ganz ins Nächtige seiner Vision hinein geklärten Dichtung die Augen aufgehen. Nur dann wird das Dilemma von Rücksichten vollends deutlich werden, vor die sich ein wirklicher, ein ernst zu nehmender Bedenker von Trakls letzten Lebens- und Gewissensqualen gestellt sieht, will er einerseits dessen

eigene Rücksichtnahme auf seine nächste Umgebung respektieren – auf Menschen also, die wie Schicksalsfiguren eines mythischen Trauerspiels, in dem er selbst die Hauptrolle zu spielen hatte, seinem Herzen [einem geprüften Fremdlingsherzen auch noch in seinem Hingabebedürfnis an die Seinen] nahestanden – und andererseits der Wahrheit, der schmerzlich ablesbaren im Hingang seiner tragischen Erscheinung, die Ehre geben, die ihr gebührt. Denn welchem Tieferblickenden hätte sich diese Wahrheit noch nicht zu enthüllen vermocht als die notgedrungen schweigsame Auseinandersetzung mit jener höheren Wahrheit, der unverrückt und unteilbar erschauten, unter die sich Trakl bei zunehmender Erkenntnis seiner Ohnmacht, der Unheilskonstellation seines Daseins von sich aus wirksam zu begegnen, bis zuletzt gebeugt fand und von der berührt er sein verschwiegenes Elend dem zugehörigen Resonanzraum seines Lebens, der eben die Dichtung war, zur Not [wenn auch über den Notsteg von Betäubungsmitteln hinweg] doch immer wieder anvertrauen konnte, ohne die Fassung zu verlieren. Und mag es auch so scheinen, als sei des Dichters Auge in der tödlichen Begegnung mit dieser ihn zwiefach blendenden Wirklichkeit ein brechendes gewesen und die Welt ihm in Bilder zerfallen, die nur mehr Splitter sein konnten ihrer ursprünglichen Heilsbeschaffenheit wie ihrer Heilserneuerung in der Fülle der Zeit, so gleicht der Abstieg in den ihm zugewiesenen Erkenntnisraum einer gefaßten Verzweiflung doch keiner jener Dunkelkammern des Geistes, in die unser aufgeklärtes Jahrhundert – schwer zu sagen, ob unter Aufgebot oder Verleugnung all seiner hochgezüchteten

Verstandeskräfte – mit Vorliebe einzugehen scheint. Was wir im Blick auf Trakl als ein tieferhin erst noch Aufzuschließendes vor uns sehen, ähnelt vielmehr heute schon einer von Tag zu Tag und nachgerade auch in ihren noch unentdeckten Zufluchtsmöglichkeiten mehr und mehr sich erhellenden *camera caritatis*, in die hinein sich einst der Seherblick des Dichters wie in ein noch undurchdringliches Dunkel seines Heimge-suchtseins verlor. Dadurch gewann ja die scheinbar ganz ins Ausweglose einer zeitenthobenen Bestimmung aufgegangene Geistesgegenwart dieses Dichters und was sie an umflorter Wahrheitserkenntnis seiner schweisamen Natur wie seinem hartgeprüften Wirklichkeitssinn abzurufen vermochte, erst den eigentümlichen Sinnbildbezug zu allem, was uns heute im Geiste bewegt und vor dem offenbaren Unheilskomplex von Abgründen und Mächten, die über unseren Kopf hinweg vernehmlicher als je einander rufen, unsere Bereitschaft zu gerechter Stellungnahme, das heißt aber: zu gerechtem Fußfassen notfalls auch in unserem Widerstand, vor neue Belastungs- und Bewährungsproben stellt. Denn in Trakls ausgeprägter und doch zugleich wie ausgestorbener Sehergestalt, in seinem bewahrten Tiefblick für die Tragweite des eigenen Sündenfalls vor den unwillkürlich auftauchenden und immer wieder absinkenden Erinnerungsbildern eines verlorenen Paradieses, wie sie besonders in seinen Elisagedichten zu so auffallend in sich gestillter Anschauung gebracht sind, kündigt sich bereits das ganze aktuelle Existenznotproblem einer Geistesorientierung nach Gesichtspunkten an, die scheinbar längst überholt, nur um so deutlicher das furchtbare, vorläufig

noch von unabsehbaren Anpassungs- und Verwandlungsvorgängen überspielte Sorgenantlitz der säkularen Verfalls- und Übergangszeit hervortreten lassen, in die wir heute gestellt sind. Und fragen wir in all den Drangsalen unserer Ausgesetztheit zwischen Wagemut und Enttäuschungen: Übergang wohin? wozu? – so weist uns das Schweigen des Grabes, das sich über Georg Trakl geschlossen hat, noch einmal und vielleicht für immer auf die Tiefe der Verstumtheit hin, aus der sich der Gesang des Abgeschiedenen zu den Sternen unserer elenden Geschicke erhob, um zwischen den wahrgenommenen Besinnungspolen »Goldenes Auge des Anbeginns« und »Dunkle Geduld des Endes« dem letzten Angstausblick seiner abendländischen Wachtraumgesichte Raum zu geben, »des Menschen goldenes Bildnis verschlänge die eisige Woge der Ewigkeit.«⁵

3

Damit, ich weiß es, rede ich an Ihnen vorbei. Denn ich rede vom Menschen her, den ich gekannt und nicht vergessen habe. Aber was mir in den vier Jahrzehnten, die seit Trakls Auftauchen im ›Brenner‹ verflossen sind, an unverwelklicher Erinnerung und reiferer Erkenntnis zugewachsen ist, das hat mir die Bedeutung seines Gedichts als Spiegelbild und Wahrzeichen einer sinnvoll für uns aufgeopferten Bruderexistenz vielleicht doch tiefer erschlossen als manchem anderen, der sich von solchen Rücksichten persönlicher Erkenntlichkeit frei weiß. Und so wird man mir auch glauben dürfen, daß es nicht auf Kurzsichtigkeit und nicht auf Überheblichkeit, sondern auf Pietätsgründe

zurückzuführen ist, wenn ich noch zwölf Jahre nach des Dichters Tod, eingedenk seiner Strenge gegen sich selbst, es abgelehnt habe, den Prolog zu Trakls ›Don Juan‹ und sein ›Blaubart-Puppenspiel‹ im ›Brenner‹ zu veröffentlichen. Beides war mir von Direktor Hans Seebach mit einem Schreiben vom 3. April 1926 angeboten worden, worin es zum Schlusse heißt: »...ich habe seinerzeit sehr viel mit Trakl verkehrt, sind uns aber nie so recht nahe gekommen, denn alle, die wir in Salzburg damals waren, haben sein Wesen nicht verstanden und sahen in ihm einen merkwürdigen, querulanten Menschen. Von seiner dichterischen Begabung waren wir überzeugt, nur sahen wir in ihm einen unerquicklichen Sturm und Drang. Daß dieser Sturm und Drang bereits Erfüllung war, erkannten wir leider nicht.« – Nun, es war wohl noch keine Erfüllung, und Trakl hat seine frühen Versuche, eigene Qualbesessenheiten im zerfetzten Tarnkostüm der damaligen florierenden Neuromantik tragödisch darzustellen, am Ende nur belächelt. Womit natürlich nicht gesagt sein soll, daß sie in der Konsequenz seiner Durchbruchversuche in die ihm endgültig gemäße Form nicht ihre Bedeutung haben, oder daß Sie, Herr Doktor, nicht berechtigt wären, von Ihrem leichthin anders orientierten Standpunkt aus diese Fragmente höher zu bewerten als der Dichter selbst, der sie verwarf. Nur hätte nach all der ersten Vorarbeit, die andere für das Verständnis Trakls geleistet haben, das nicht in einer Art geschehen dürfen, die fahrlässiger kaum gedacht werden kann. War es an sich schon gewagt, zur Rechtfertigung und Empfehlung einer Gesamtausgabe, die sich kühn als »erste« bezeichnet, ge-

rade das, was Trakl zur Klarstellung seiner gültigen Hinterlassenschaft sorgfältig ausgeschieden und verworfen hatte, als seinen ›Nachlaß‹ auszugeben, so rechtfertigt Ihr Umgang mit diesem Nachlaß vollends den Vorwurf der »Schludrigkeit«, den ein mir unbekannter Kritiker, Hans-Geert Falkenberg, im ›Hochland‹⁶ begründet gegen Sie erhoben hat. Es geht eben nicht an, daß Sie, mit den verantwortlichen Funktionen eines Herausgebers betraut, sich zwischen den Dichtungen Trakls und seinen leicht überblickbaren paar Lebensdaten wie ein Conférencier bewegen, der es darauf abgesehen hat, vor einem Publikum, dem Trakl offenbar erst interessant gemacht werden soll, sein Licht leuchten zu lassen. Sein eigenes, versteht sich, und notfalls noch das Licht von Zelebritäten, die willfährig genug sind, Ihnen das Verdienst solcher Trakl-Betreuung auch noch zu bescheinigen.

4

Aber kein noch so betontes Entgegenkommen von Trägern klangvoller Namen [gar wenn sie, außer einigen kurios Ausgefallenen, nichts von Belang über Trakl zu sagen wissen] und auch nicht die Aufmerksamkeit, die Sie in so respektabler Umgebung meiner Person entgegenbringen, konnte das Vertrauen zu einem Bändchen in mir heben, das Sie unter dem beherzten Titel ›Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde‹ im Pallas-Verlag zu Salzburg⁷ Ihrer [bei Otto Müller erschienenen] Gesamtausgabe folgen ließen. Als ich es zufällig in einer Buchhandlung entdeckte und innen auf dem Titelblatt auch meinen Namen vor weitaus

zugkräftigeren als Mitarbeiter vermerkt fand, war mein Interesse natürlich geweckt, aber auch mein Erstaunen, als ich zu lesen begann, groß. Denn kein Lob und keine Anerkennung, die Sie meiner Haltung dem Freunde gegenüber spenden, konnte und kann mich für die Enttäuschung entschädigen, daß Sie da, ohne je Fühlung mit mir genommen zu haben und also ganz ins Blaue Ihrer Eigenmächtigkeit hinein, Briefe von mir an Trakl veröffentlichen und *erläutern*, die man Ihnen aus seiner Hinterlassenschaft ohne mein Wissen und Zutun auf gut Glück zur Verfügung gestellt hat. Das ist mehr, als ich bei aller Geneigtheit, verfahrenen Situationen mit Humor zu begegnen, un widersprochen hinnehmen kann.

Gerechtfertigt hingegen ist [und ein Anlaß zu wehmütiger Erinnerung für mich] die Wiedergabe bisher ebenfalls unbekannt gebliebener Briefe, die Karl Borromäus Heinrich⁸ seinerzeit an Trakl geschrieben hat. Was sie diesem an vornehmer Rücksichtnahme bei Beanspruchung meiner Hilfsbereitschaft verraten, unterstreicht in meinem Gedächtnis nur das Unvergeßliche jener Tage, da Georg Trakl dem dazumal in Not und große seelische Bedrängnis geratenen ehemaligen ›Simplizissimus‹-Redakteur und zufluchtsuchenden Verfasser bemerkenswerter Romane wie ›Karl Asenkofer‹ und ›Menschen von Gottesgnaden‹ [gestorben 1938 als Oblate des Klosters Einsiedeln] ein Besinnungsrückhalt war, der förmlich einer Lebensrettung gleichkam. Nichts verständlicher daher, als daß die unruhigen Reflexe einer von geistesbrüderlicher Liebe entflammten Bewunderung für den Dichter, wie sie in diesen Briefen Dr. Heinrichs aufflackern, auch die private Um-

welt einbeziehen und erhellen mußten, die in jenen bewegten Brennerzeiten den beiden Flüchtlingen vor und zu sich selbst ein gern gewährtes offenes Asyl bereit hielt.

Leider taucht da aber im Ambulatorium Ihrer Briefdurchleuchtungen auch ein Brief der Dichterin Else Lasker-Schüler an mich auf – ein Dankbrief, Unbeteiligten kaum verständlich, der mir auf dem Umweg über die Öffentlichkeit hier ebenfalls zum erstenmal, wie mir scheint, zu Gesicht kommt. Oder täusche ich mich da? Wie ist er dann nach Salzburg unter den Nachlaß Georg Trakls geraten, der zur Zeit der Abfassung des Briefes Ihrer eigenen Vermutung nach schon nicht mehr unter den Lebenden weilte? Dies jedenfalls war aufzuklären, ehe Sie sich herausnehmen durften, dieses Schreiben, das ja schließlich für mich bestimmt war und nicht für Sie, als wohlfeile Anspielung auf die Unzurechnungsfähigkeit der Dichterin ungescheut der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Aber verrückt oder nicht verrückt – und beides konnte die Lasker-Schüler in drastischer Geistesgegenwärtigkeit scheinen –: Wir Menschen, in Übermut wie in Niedergeschlagenheit Opfer, oft ganz ratlos gewordene, unserer Ausgelassenheit wie unserer Erschöpfungszustände auf den Tummelplätzen dieser Welt, sind nun einmal schrecklich verspielte Kinder großherzig entbrannter göttlicher Schöpferansprüche, und je mehr wir das begreifen und uns darnach richten, einander zu Geduld und wachsender Erkenntlichkeit gegeben. Wer immer das an sich und Mitmenschen erfahren durfte, den Sinn eines oft armselig bewegten Lebens erstaunt darin begreifend, der wird auch jede Äuße-

rung eines natürlichen Geistesadels, soferne er nur das rechte Maß eines gehobenen Selbstbewußtseins in sich trägt und es anderen unverblendet mitzuteilen weiß, freudig begrüßen und bewundern. Es gibt aber in Einzelnen, hin und wieder denkwürdig Ausgesonderten, auch einen Adel von Geistverstörtheit unter uns, der nahe den Feuern zeitfälliger Erleuchtungen wohnt und in seinem letzther Sichtbaren etwas Schmerzgeheiligt hat. Vergessen wir das nicht! Kein Augurenlächeln und auch kein Detektivblick tiefenpsychologischen Sichauskennens in solchen Dingen wird sich diesem unübersehbaren und doch leicht schematisierbaren Sachverhalt überlegen zeigen können, es sei denn, er erhöhe sich selbst zur Höhe einer Weitherzigkeit, die sich bekloffen in unser aller Zeitpatiententum mitgeschlossen sieht.

Dieser Blick für das unheimlich verwandelte Zeitgesicht der Aufklärung, wie es, vorläufig noch leicht verkennbar, aus dem Dunkel seiner bewegten Hintergründe auf uns zukommt, hat offenbar auch die Wahrnehmung des Schauspielers Ernst Ginsberg geleitet, als er daran ging, zur Erinnerung an Else Lasker-Schüler den stattlichen Auswahlband ihrer Dichtungen nebst Zeugnissen ihres scheinbar ziellos zwischen Zuflucht- und Gedächtnisstätten hin und her verwanderten Lebens zusammenzustellen, den der Kösel-Verlag zu München herausgebracht hat.⁹ Dieser Gedenkband [ein würdiges Gegenstück übrigens zu der von Kurt Horwitz sorgsam betreuten Schweizer Traktat-Ausgabe, 1946 im Verlag der Arche zu Zürich erschienen¹⁰] enthält im Anhang auch einen kleinen Beitrag von mir. Und so darf ich vielleicht einen Satz daraus

zitieren, der immerhin deutlich machen kann, um was es hier geht und was zu beachten ist, wollen wir für Dichterserscheinungen, wie sie um die letzte Jahrhundertwende – fremd zunächst und kaum einander ähnlich, doch beide an Altvergangenes, Althergedachtes erinnernd – mit Trakl und der Lasker-Schüler aus der Durchzugsflut der deutschen Expressionistenlyrik aufgetaucht sind, wenigstens im nachhinein das Verständnis aufbringen, auf das sie bei aller Verschiedenheit ihrer Zugehörigkeit zu den Fluchtbild-Aspekten ihrer Zeit gerade in unseren Tagen, diesen unerbittlichen Testamentsvollstreckern ihrer Vorläufer, ein Anrecht haben. »Wenn man bedenkt«, schrieb ich, »daß diese beiden – Else Lasker-Schüler und Georg Trakl – in einer Welt des Abfalls von jeder religiösen Bindung [eines eklatant gespiegelten Abfalls gerade in jenem Zeit- und Literaturmilieu, dem beide einverleibt schienen] Exponenten, tragische, einer substantiellen Rückbesinnung auf die religiösen Beweggründe ihrer Sendung als Seher und Dichter waren, dann bekommt ihr Existenzeinsatz im Verfallsbild ihrer Erscheinung, das einer Selbstaufopferung im Rahmen ihrer fraglosen und doch fragwürdigen Begabung gleichkommt, das Aussehens eines Lückenbüßertums von erhabener Repräsentanz; spüren wir doch, es ist dasselbe Firmament des unerforschlichen Gottesratschlusses, für das sie beide fielen und das sie noch als Aufgeopferte im Auge behielten, um es im Gleichnis ihrer Dichtung für uns andere, scheinbar Geborgene, deutlicher zu bewahren.«

Und deutlicher kann ich auch Ihnen, verehrter Herr, nicht sagen, was mich an ihrer Art, Else Lasker-Schü-

ler [nur weil sie mitunter »nicht bei Trost« war] auf meine Kosten überlegen zu belächeln, stört. Es scheint ein Unbeträchtliches, kaum der Rede wert. Wer aber aus den Erfahrungen der letzten Zeit nicht blind- oder noch blinder, als er schon vorher gewesen sein mochte- hervorgegangen ist, der kann, was sich im Kleinen wie im Großen, im Guten wie im Bösen auf dem Schicksalsboden abendländischer Entscheidungen begibt und begab, nicht einfach als fatale Zwangsläufigkeiten ansehen und als zwei- oder mehrdeutig bagatellisierbare Verhängnisse schließlich auf sich beruhen lassen. Und so werden sich vielleicht doch da und dort noch einige Erleuchtete zusammenfinden, denen es zu denken gibt, daß diese Dichterin, die immerfort von einem seltsamen Geist der Hellsicht und Voraussicht, einem wahren Quälgeist aufflammender Trostbedürfnisse im alten Unruhherzen ihrer jüdischen Heilserwartung ergriffen war, dem Klangkörper der deutschen Sprache, ihrer Heimatsprache, im Aufquellen und Verströmen ihrer Liebeslyrik noch eine wahre Wunderweise eigenhinsinniger Hoher Lied-Erinnerung anvertrauen durfte, ehe sie, in ihre und in unser aller Urheimat entrückt, am Ölberg ihre letzte Ruhestätte fand.

5

Bei der Wiederbegegnung mit Briefen, die ich selbst vor Jahren an Trakl geschrieben, entdeckte ich übrigens, daß einer von ihnen [der persönlichst gehaltene, datiert vom 28. Juni 1913] den Anschein erwecken muß, als sei es mir nicht immer leicht gefallen, Trakls absonderlichem, aber noch in seinen Anwendungen

von Selbstverhärtung menschlich nahegehendem Wesen ganz gerecht zu werden. Das mag in einem gewissen Sinn auch stimmen. In welchem freilich, läßt weniger jene Replik von mir erkennen als die schwer und damals kaum mehr zu ertragende Selbstanklage des Freundes, gegen die sich mein Widerspruch erhob. Man lese den Brief von ihm, den ich hier [an letzter Stelle] erstmals zur Kenntnis bringe, und man wird verstehen, wie sehr mir daran gelegen sein mußte, dem Freunde das Unzulässige, das nicht mehr zu Verantwortende solcher Selbstverdammnis zu Bewußtsein zu bringen. Der Vollständigkeit halber stelle ich diesem seinem beherrschten Verzweiflungsausbruch einen anderen, ebenfalls noch unveröffentlichten Brief an mich voran, der für seine damalige Gemütsverfassung nicht minder bezeichnend ist; und diesem wiederum jenes frühe, ergreifend offenherzige Schreiben, das an eine von ihm sehr geschätzte ältere Schwester, Frau Minna [Mia] von Rauterberg, gerichtet war und erst neuestens, nach deren Tod, in Ihre Hände gelangte. Ich hoffe Sie damit einverstanden, daß ich zum Ausgleich unserer Differenzen dieses besonders aufschlußreiche Bekenntnis des Einundzwanzigjährigen aus der Zugluft der Tagespresse, der Sie es zunächst aussetzten, herübernehme in den geschützteren Raum des ›Brenner‹, wo alles, was zum Verständnis des Dichters beitragen kann, eine Berücksichtigung erfährt, die vor der Mitwelt wie der Nachwelt zu verantworten ist. Dieser Brief lautet:

[Wien, 5. Oktober 1908]

Liebe Minna!

Mögest Du ein gütiges Verzeihen dafür gewähren, daß ich es versäumt habe, bis heute an Dich zu schreiben. In der Lage der veränderten Verhältnisse, in der ich mich befinde, mag es wohl leicht geschehen, daß man für kurze Zeit die wenigen Dinge und Menschen, die einem besonders angelegen und wert sind, vernachlässigt, um sonach nur lebhafter ihrer zu gedenken, wenn man wieder zu sich gebracht ist.

Was mir in diesen Tagen geschah, das zu beobachten hat mich genugsam interessiert, denn es schien mir nicht gewöhnlich und trotzdem wieder nicht so außergewöhnlich, wenn ich all meine Veranlagungen in Betrachtung nehme. Als ich hier ankam, war es mir, als sähe ich zum erstenmal das Leben so klar wie es ist, ohne alle persönliche Deutung, nackt, voraussetzungslos, als vernähme ich alle jene Stimmen, die die Wirklichkeit spricht, die grausamen, peinlich vernehmbar. Und einen Augenblick spürte ich etwas von dem Druck, der auf den Menschen für gewöhnlich lastet, und das Treibende des Schicksals.

Ich glaube, es müßte furchtbar sein, immer so zu leben, im Vollgefühl all der animalischen Triebe, die das Leben durch die Zeiten wälzen. Ich habe die fürchterlichsten Möglichkeiten in mir gefühlt, gerochen, getastet und im Blute die Dämonen heulen hören, die tausend Teufel mit ihren Stacheln, die das Fleisch wahnsinnig machen. Welch entsetzlicher Alp!

Vorbei! Heute ist diese Vision der Wirklichkeit wieder in nichts versunken, ferne sind mir die Dinge, ferner noch ihre Stimme und ich lausche, ganz beseeltes

Ohr, wieder auf die Melodien, die in mir sind, und mein beschwingtes Auge träumt wieder seine Bilder, die schöner sind als alle Wirklichkeit! Ich bin bei mir, bin meine Welt! meine ganze schöne Welt, voll unendlichen Wohllauts.

Und also bist auch Du mir wieder nahe und kommst zu mir, daß ich Dich recht ernst und aus tiefstem Herzensgrund grüße und Dir sage, daß, Dich glücklich zu sehen, mein bester Wunsch ist.

Ganz Dein

Georg

Und hier die beiden Briefe an mich:

[Salzburg, 23. II. 13]

Lieber Herr von Ficker!

Für Ihren gütigen Brief sage ich Ihnen herzlichsten Dank. Immer tiefer empfinde ich was der ›Brenner‹ für mich bedeutet, Heimat und Zuflucht im Kreis einer edlen Menschlichkeit. Heimgesucht von unsäglichen Erschütterungen, von denen ich nicht weiß ob sie mich zerstören oder vollenden wollen, zweifelnd an allem meinem Beginnen und im Angesicht einer lächerlich ungewissen Zukunft, fühle ich tiefer, als ich es sagen kann, das Glück Ihrer Großmut und Güte, das verzeihende Verständnis Ihrer Freundschaft.

Es erschreckt mich, wie sehr sich in der jüngsten Zeit ein unerklärlicher Haß gegen mich mehrt und in den kleinsten Geschehnissen des täglichen Lebens in fratzenhafte Erscheinung tritt. Der Aufenthalt ist mir hier bis zum Überdruß verleidet, ohne daß ich Kraft zu dem Entschluß aufbringe, fortzugehn.

Beiliegend die neue Fassung eines Dr. Heinrich gewidmeten Gedichts¹¹, das ich Sie bitte, in dem nächsten Heft des ›Brenner‹ erscheinen zu lassen. Die erste Niederschrift enthält manches nur zu Angedeutetes.

Wollen Sie Florian und Puppä meine herzlichsten Grüße sagen und nehmen Sie bitte die Ausdrücke der Freundschaft und Ergebenheit entgegen

Ihres

Georg Trakl

[Salzburg, 26. VI. 13]

Lieber Herr von Ficker!

Besten Dank für Ihr Telegramm. Herrn Loos habe ich leider nicht am Bahnhof angetroffen; ich erwartete ihn in dem Zug um 1^h40 zu treffen, der als einziger einen Speisewagen bis Salzburg führt. Leider war meine Annahme irrig und ich habe es sehr bedauert, Herrn Loos nicht gesprochen zu haben.

Hier ist ein Tag trüber und kälter als der andere und es regnet ununterbrochen. Bisweilen fällt dann ein Strahl der letzten sonnigen Innsbrucker Tage in diese Düsterniß und erfüllt mich mit tiefster Dankbarkeit für Sie und all' die edlen Menschen, deren Güte ich in Wahrheit so gar nicht verdiene. Zu wenig Liebe, zu wenig Gerechtigkeit und Erbarmen, und immer zu wenig Liebe; allzuviel Härte, Hochmut und allerlei Verbrechertum – das bin ich. Ich bin gewiß, daß ich das Böse nur aus Schwäche und Feigheit unterlasse und damit meine Bosheit noch schände. Ich sehne den Tag herbei, an dem die Seele in diesem unseeligen von Schwermut verpesteten Körper nicht mehr wird woh-

nen wollen und können, an dem sie diese Spottgestalt aus Kot und Fäulnis verlassen wird, die ein nur allzugetreues Spiegelbild eines gottlosen, verfluchten Jahrhunderts ist.

Gott, nur einen kleinen Funken reiner Freude – und man wäre gerettet; Liebe – und man wäre erlöst.

Lassen Sie mich verbleiben

Ihr dankbar ergebener Georg T.

Fast scheut man sich, dem Verhängnis eines Lebensschicksals, wie es in diesen Nachträgen zu Trakls Briefen summarisch und doch deutlicher denn je als tragische Existenzvernichtung zutage tritt, noch mit dem Lichtblick einer unzerstörbaren Zuversicht zu begegnen. Denn der Abgrund menschlichen Elends, den sie offenbaren, erfährt hier unwillkürlich durch Trakl selbst eine Erhellung, die noch dem Dunkel seines Untergangs im Irrentrakt eines Militärspitals die Todesaura einer einleuchtenden Bestimmung am Rand seines erschöpften Lebenswillens zu verleihen scheint. Und doch: so oft ich der unabsehbaren Düsternis seines Hinübersterbens und meines Abschieds von dem Freund in jener traurigen Umgebung gedenke, erhebt sich wie eine Lichtwolke der Erinnerung darüber hin jener schöne, rasch zur Neige gehende Frühlingsabend des Mai 1914 vor mir, da Trakl und ich uns im Vorgärtchen einer bescheidenen Gaststätte hoch über Torbole am Gardasee bei Wein und Brot noch spät und in verstummendem Gespräch gegenüber saßen: er mit dem Blick auf die sanft ansteigenden Olivenhänge [seinem sinnenden Geist, wie es schien, eine willkommene Augenweide], ich mit dem Ausblick auf den im Süden

blau verdämmernden See. Eine Situation also, einmalig auch sie, und eine Szenerie wie vorgesehen, daß in der großen Stille der einschlafenden Natur, beim sachten Zudunkeln der immerhin fast biblisch anmutenden Landschaft und im Bann der einsamen Vogelstimme, der zu lauschen er nie müde wurde, den Freund jene merkwürdige Vision überkommen konnte, die ihren Niederschlag hernach und ihre Ausschöpfung in ganzen neun Verszeilen eines mir gewidmeten Gedichts gefunden hat. Diesen »Gesang einer gefangenen Amsel«,¹² diesen Lockruf in Abend und Untergang, noch in Pausen der Verstumtheit als »Odem im grünen Gezweig« dem Dichter nahegehend, muß Trakl damals wie aus sich selbst vernommen haben und über den »trunken aufflatternden Flügel der Nacht« hinweg – also gleichsam noch im Nachklang der verdichteten Stille – den »goldenen Schritt ersterbend unter dem Ölbaum«. Und wenn sich dieses Gesicht einer beängstigenden Tag- und Nachtgleiche im Dasein aller preisgegebenen Kreatur unwillkürlich an das erhöhte Kreuz heftete, um im Ansichtigwerden der »leise blutenden Demut«, des »Taus, der langsam tropft vom blühenden Dorn«, sich aufzulösen und unverzüglich wiederzufinden in dem Schmerz der überraschenden Wahrnehmung: »Strahlender Arme Erbarmen umfängt ein brechendes Herz« –, so ist das ja nicht Hingabe an Einbildungen, die mit Wahrheit in göttlich erschlossenem Verstande nichts zu tun haben, sondern im Gegenteil: Lichteinbruch, überwältigender, einer in den Augenblick versenkten Wirklichkeit, wie er nur dem Trauergeist einer so erstaunlichen Sehergabe wie der Georg Trakls beschieden sein kann-

te, und einer Besinnungsgabe, die eingedenk blieb jener anderen Erfahrung des Dichters im Umgang mit seinen übermächtigen Gesichten: »Unsäglich ist das alles, o Gott, daß man erschüttert ins Knie bricht.«¹³

Ich weiß nun allerdings nicht, verehrter Herr, ob Sie in Rücksicht auf diese und ähnliche Begebenheiten, die mir nahegingen, obwohl ich immer nur an deren Rand gelebt habe, noch gut daran tun, den »Mittelpunkt einer geistigen Sekte« in mir zu sehen. Ich halte das für übertrieben. Es mag wohl eine lose Vergangenheit sein, die hinter mir liegt und hinter dem entrückten Sorgenantlitz von Freunden, die einst im ›Brenner‹ um mich waren. Aber mir genügt ja auch schon, wenn man heute den grünen Zweig sieht, auf dem ich mit allem, was mir das Herz einst leicht und schwer gemacht hat, – ein alter Vogel Zeitvorbei! – schließlich gelandet bin.

6

Was nämlich dieser Rastplatz der Zurückgebliebenheit im Zeitengefälle mir mattgesetztem Luftikus der Himmelsregionen an Ausblick in die höheren Beweggründe der Dankesschuld eröffnet, die mich trägt und andere [sei es hier oder dort im Reich des Übertragbaren] vielleicht schon mitträgt, das ermächtigt mich, Vergangenheit und Zukunft unserer Irrsale auf Erden getrost schon unter den Auspizien ihrer Hinfälligkeit vor Gottes Ratschluß, das will aber besagen: im Mündungsbereich einer großen Zuversicht zu sehen. Und wenn ich all das unzulänglich Ausgetragene und vor-

erst wohl noch weitläufig Zerstreute an unserer Bemühung, lebendigem Wahrheitsanspruch auch auf noch ungebahnten Wegen und im Anstieg einer durch Jahrzehnte durchgehaltenen Unverdrossenheit näherzukommen, am Ende wie in ein Bündel geistesgegenwärtiger Letztbesinnungen vor den Anfechtungen des eigenen Verstandes, der eigenen Verzagtheit zusammenraffe: so ist auch das nur die Reflexbewegung einer Erkenntlichkeit, die uns im Angesicht des Todes wie in jedem Augenblicke der Erleuchtung unseres Lebens als eine Gnade, die erbetet, begriffen und gewürdigt sein will, überkommt. Wie sehr sie auch und gerade im Umkreis einer ehrwürdig vor Augen gestellten Überlieferung ergreifen und bewegen kann, das ließ sich erst jüngst wieder erleben, als es galt, von jenem anderen Dichter Abschied zu nehmen, der einst mit mir am offenen Grabe Georg Trakls stand und dem Genius des Heimgekehrten, den er selbst nicht mehr persönlich gekannt, in Versen von beschwingter Leuchtkraft den Gruß der irdischen Heimat hinüber in die ewige entbot. Schien doch manchem von uns, dem Erinnerung und Aufblick zum Firmament der Himmelszeichen Ruf- und Fragezeichen einer im Ewigen verankerten Geistesgegenwart sind, das Kreuz wieder in seiner wahren Bedeutung aufgerichtet, als wir am Karfreitagmorgen, einem schon ganz österlich erblühten, wundervollen Frühlingsmorgen dieses Jahres 1952 Josef Leitgeb, der zwischen den zwei Weltkriegen mit seiner Lyrik ebenfalls dem ›Brenner‹ angehörte, der Erde desselben Friedhofs in Mühlau übergaben, auf dem schon Trakl und Dallago und – seltsame Fügung, die es so bestimmte – auch Graf Her-

mann Keyserling ruht. In einer schönen Transparenz seiner Hingabefähigkeit an Natur- und Umwelteindrücke, die ihn den leidigen Zusammenhang von Niedergeschlagenheit und ursprünglicher Bewegungsfreiheit im Bilde des gefallen Menschen als aufhebbarer Widerspruch im Geist der Sprache auch noch im Antlitz einer Dichtkunst erkennen ließen, die seine eigene fremd und doch unheimlich ansprechend berühren mußte, hat Leitgeb, schon dem Stachel seiner Todeskrankheit ausgeliefert, noch freudig die Mühe einer lohnenden Entdeckerfahrt auf sich genommen, als er unter dem Titel ›Die Trakl-Welt‹ der Dichtung des vorausentrückten Bruders eine Würdigung zuteil werden ließ, wie sie vom Sprachbestand her, den sie ins Auge faßt, sorgfältiger und ergiebiger kaum gedacht werden kann. Hier, in dieser Huldigung eines dem Tode nahen Dichters für den anderen, den längst die Todesnacht umfing, haben wir ein Denkmal zum Gedächtnis beider vor uns, das als Lebenszeichen von Bestand in der Tradition des ›Brenner‹ seinen Platz hat, und ich bedaure nur, daß ich von dem schönen Vermächtnis dieser Studie¹⁴ zum Abschluß nur hierher setzen kann, was sie selbst im Wortlaut ihrer überlegenen Diktion wie folgt zusammenfaßt:

Trakls Werk gehört zu jener Lyrik, in der nicht das Ich des Dichters das eigentliche Thema ist, sondern die Welt, wie sie sich im Dichter spiegelt. Wir werden hier nicht in das Leben eines Menschen hineingenommen, der uns mit seinen Klagen und Jubelschreien, seinen Träumen und Verheißungen zwingt, an seiner Entwicklung teilzunehmen, mit ihm die Zeit, seine Zeit nämlich, zu durchlaufen, sein Leben mitzuleben, seine

guten, seine schlimmen Tage, seine Nächte, seine Begegnungen und Erkennungen – mit einem Wort: seine Biographie; wir haben vielmehr eine dem persönlichen Leben des Dichters so gut wie enthobene, schmerzlich schöne, melodisch bewegte Eigenwelt vor uns, die uns in Bildern anlüht, sich in Bildern aussagt.

Wir begegnen in ihr einer Landschaft eigenen Gepräges, einer Landschaft außerhalb aller geschichtlichen Zeit. Sie ist nicht die Natur Klopstocks oder des jungen Goethe, dieses ideenhafte, halb göttliche, halb kreatürliche Wesen, wie es dem Lebensgefühl der frühen Klassik entsprach – [das Wort ›Natur‹ kommt bei Trakl nicht ein einzigesmal vor]; sie ist aber auch nicht die Landschaft der Romantik, die von Geschichte be-seelte Landschaft Eichendorffs und Brentanos, deren Schönheit auch dort noch, wo sie sich ins Unheimliche verdüstert, von ihrem Bezug zum Menschen und seinem Kulturgefühl lebt. Trakls Landschaft liegt zwar im ewigen Kreis des Jahres, aber außerhalb der Zeit. Sie gleicht in manchen Zügen jener der Bibel, wenn auch ihr Grundcharakter dem Land um Salzburg entstammt. Sie ist auf die Urelemente zurückgeführt: Wald, Bäume auf dem Hügel, Himmel, Weiher, Vogelflug. Wenn wir durch eines der Gedichte blicken, die wie Fenster aus dem Raum der ›Dichtungen‹ ins Freie gehen, nehmen wir den jungen Menschen wahr, der sie einsam durchstreift, selber außerhalb der geschichtlichen Zeit – vor ihr oder schon nach ihr, wie man will. Er ist völlig gelöst aus dem Geflecht unserer Arbeitswelt, sein Beruf ist: hinzugehen am Abend, »an Bündeln vergilbten Korns vorbei«, als Wanderer, als der »Einsame mit seinen Gestirnen«, als »ein Dunkles in

Abend und Untergang«, »ein Schatten ferne finsternen Dörfern« – und diese Landschaft schauend, leidend, verkündend in das dichterische Bild, ins Wort zu verwandeln. Hier begegnen ihm die Tiere seiner schwermütigen Liebe, die Fledermaus, die Amsel, die Krähe, die Hirschkuh, die Kröte, der Adler; es begegnet ihm der geschichtslose Mensch, dem er sich auf unpersönliche Art verwandt fühlt: der Fischer, der Hirte, der Jäger, die Bauernmagd, der Schmied; er begegnet Kindern und Greisen, Irren und Aussätzigen, Verstorbenen und Auferstandenen, Mönchen und Liebenden. Die Landschaft, in diesen Figuren gespiegelt, nicht von ihnen als Handelnden belebt, erhält durch sie einen geistlichen Zug; einen heroischen jedoch dort, wo – in den späteren Gedichten – die härteren Linien Tirols sie straffen und steilen. Diese Landschaft zu singen – »das Lied des vergilbten Rohrs«, »die ehrwürdige Sage des blauen Quells«, die »dämmernden Frühlingswege«, »die dunklen Flöten des Herbstes« – das ist das Leben dieses Dichters, sein Auftrag, seine Qual und seine Lust. Dieses Singen, müßig nach den Maßstäben der organisierten Arbeitswelt, ist Leistung im höchsten Sinne des menschlichen Tuns, denn es ist schöpferisches Zeugnis für Gottes Schöpfung. Es verkündet die ursprüngliche, die sinnvolle Schönheit alles Erschaffenen, und wenn es sie auch im Ton der Klage verkündet, sie tritt doch in Bildern vor uns hin, die unsere Seele an den Glanz ihrer Herkunft erinnern.

Woher aber stammt dieser Ton der Klage? Der junge Mensch, der da singt, ist nicht nur ein Mund und eine Stimme, er ist – wie jeder von uns – auch der Träger eines Schicksals. Der Dichter Georg Trakl nimmt sich

wahr als Sohn und Enkel eines »verfluchten«, dem Untergang geweihten Geschlechts. In dieser Wahrnehmung, die ihn oft in die äußerste Verzweiflung, an die Grenze des Wahnsinns treibt, spielt das Schicksal seiner Familie hinüber in das seiner Generation. Es gibt Mischungen des Blutes, die zu keiner Klärung gelangen, sondern sich im Widerstreit der Teile gleichsam immer ärger vergiften, bis sie einen Trank bilden, der tötet. Es ist äußerste Oberfläche, wenn man im Falle Trakls die Vereinigung deutschen und slawischen Blutes verantwortlich macht – die Wurzeln seines Schicksals, die zugleich die Wurzeln seines Genies sind, müssen in weitaus Verhüllteres reichen, in Seelenschichten von Generationen, die durch die Bezeichnung slawisch-deutsch nicht aufzuhellen sind. Trakl fühlte sich als Letzten eines Geschlechts, als Sühnopfer für langgehäufte Schuld – ob mit Recht oder Unrecht, ist für sein Lebensgefühl, das man besser ein Todesgefühl nannte, ohne Bedeutung. Von seiner Aufgabe her gesehen ist es so, daß es über sein Werk hinaus keinen Sinn des Lebens mehr gab – und dieses Werk war in drei Jahren getan. Es waren zugleich die letzten drei Jahre vor dem Zusammenbruch der bürgerlichen Friedenswelt. In diesem Sinne spielt sein persönliches Schicksal hinüber in das einer ganzen Generation, ja, in das eines ganzen Zeitalters. Diese Gleichzeitigkeit und Übereinstimmung als Zufall zu bezeichnen, verstieße gegen das Wesen des Geistigen; sie ist vielmehr die Bestätigung seiner Erwähltheit.

Auch das Gefühl des nahen Unterganges, des Geopfertwerdens, der Schuldbegleichung ist in den »Dichtungen« Bild und Wort geworden; es ist das andere

Thema des Werkes. In ihm ist der Grundton zu Hause, der jeder Aussage über die Schönheit der Schöpfung den Klang der Trauer verleiht und auch den Jubel zur Klage macht. Die Größe dieses Werkes liegt nicht zuletzt darin, daß seine beiden Themen – Gottes Schöpfung und das Schicksal des Dichters – fugenlos ineinander verschlungen sind, eines des anderen Gleichnis und Deutung. Am reinsten stimmen sie zusammen, wo Platz und Park, Arkadenhof und Dom der barocken Stadt der landschaftliche Hintergrund des Schicksalsbildes sind. Denn hier findet der Geist des Dichters, der den Untergang voraussinnt, ihn hinter maskenhaftem Gepränge bereits vollzogen. Auch diese Stadtbilder stehen außerhalb der geschichtlichen Zeit, sie haben sie hinter sich. Zu ihnen gehören Hof und Gärtchen des elterlichen Hauses, die »verfallene Stiege im Haus deiner Väter«, »die gestrengen Zimmer und das alte Gerät der Väter«. Dies alles lebt nicht mehr, es ist nur noch da. »Ein Toter besucht dich« – »weh des Abends am Fenster, da aus purpurnen Blumen, ein gräulich Gerippe, der Tod trat« – »Hinter ihm steht sein toter Bruder oder er geht die alte Wendeltreppe herab« – »Im Garten spricht die Schwester freundlich mit Gespenstern« – eine Welt der Abgestorbenheit in den erstarrten Formen einstiger Lebensfülle. Dem jungen Menschen, der viel Dostojewskij las und verwandtes Blut in sich spürte, mußten Barock und spätes Bürgertum gleich weit vergangen erscheinen – Europa ein Friedhof! – alles war nur noch müßes Kostüm, beim ersten Windstoß, wie er dem Gewitter vorangeht, würde es in Staub zerfallen.

Es zerfiel in Staub. Zugleich erlosch das Leben des Dichters. Beides aber ist gerettet im Werk. Da es ein echtes und ursprüngliches Werk ist, hat es nichts gemein mit einem Museum für Gewesenes und nun Totes, sondern ist ein Gebilde des Lebens und erfüllt von Leben. Über den Friedhöfen dieser Welt, in denen die Zeiten ebenso ruhen wie die Toten, sind die Werke des Geistes das lebendig Unvergängliche, der Lorbeer auf den Gräbern.

NACHRUF AM GRAB VON KARL RÖCK

1954

Nun bist also auch du von uns gegangen, lieber Röck. Und mit dir ein Menschenleben, allen unvergeßlich, die je mit ihm in nähere Berührung kamen. Denn wohl war dieses Leben dazu ausersehen, im Unscheinbaren aufzugehen. Aber das Verständnis, das du dafür aufbrachtest, die Art, wie du dich darein fügtest, gab zugleich die Sicht auf einen Vorzug in dir frei, der selten ist und den man die Fähigkeit zu wahrhaft beherzter Armseligkeit im Aufnehmen und Ertragen eines solchen Geschickes nennen könnte. Kein Wunder daher, daß zuweilen ein Glanz merkwürdigen Begnadetseins von dir auszugehen schien, der geistempfänglichen Menschen immer wieder und in mancher Hinsicht zu denken gab.

Denn die Eigenschaften, die dein Wesen ausmachten, ohne daß du sonderlich darauf erpicht warst, sie als Vorzüge zur Geltung zu bringen, besaßen die rätselhafte Macht, in einer nicht ganz leicht zu fassenden Weise anziehend, zu Skurrilitäten neigend und doch voll Anmut und Würde zu sein. Auf den ersten freilich wie auch auf den letzten Blick schienst du eine Sonderlingsnatur in dir zu beherbergen, die – innerlich wenigstens – auf Distanz hielt. Dann aber wieder überraschtest du durch ein erstaunlich originelles Talent zu geselligem Umgang, wobei es in Gesellschaft einläßlicher Gesprächspartner nicht selten zu Augenblicken höchster Aufgeräumtheit im Austausch aggressiver Meinungsverschiedenheiten kommen konnte. In ihrem Gesamtbild aber entsprachen diese deine We-

senszüge vollkommen harmonisch den eigentümlichen Geistes- und Charakteranlagen eines passionierten Daseinsbeobachters, der – gleichsam Studiosus geblieben – zwischen Vertieftheit in sein Sprachforschertum und persönlichem Zerstreuungsbedürfnis ein Liebhaber souveränen Sichgehenlassens war, sei es als Einzelgänger oder als Zufallsgefährte von Mitmenschen, die deinem Bedürfnis, mit dir und der Umwelt ins reine zu kommen, oft überraschend entgegenkamen. Diesen hingst du mit einer auffallenden Gedächtnistreue an, teils gern, teils weniger gern, je nachdem sie dir die Aussicht auf ein eigen Wahrzunehmendes erleichterten oder verstellten. Jedenfalls besaßest du in all dem einen fein entwickelten Spürsinn und das sichere Unterscheidungsvermögen eines philosophisch begabten Kopfes, der, sinnend wie dichtend, im Grunde einer idyllischen Weltanschauung zuneigte, aber in der Begegnung mit Land und Leuten seiner engeren Heimat, eingedenk der eigenen Schwierigkeiten und Gehemmtheiten, den Blick auch für die Melancholien unseres Erdendaseins nicht verlor.

So war denn, lieber Freund, deinen leidlich in ihr Hochgemutes aufgehellten Gesichtszügen doch hin und wieder auch jenes Unverschmerztes anzumerken, das aus Tagen eines kurz vor seinem Abschluß einst fatal durchkreuzten Hochschulstudiums dir noch bisweilen nahegehen mochte. Aber was je an Mißgeschick dir widerfuhr, hat immer nur zur Ausbildung eines Lebenskünstlertums in dir beigetragen, das, dem äußeren Anschein nach ja wohl das Gegenteil eines solchen, die Echtheit wie die Ursprünglichkeit deiner Lern- und Lehrbeflissenheit erst überzeugend und

recht zu Herzen gehend offenbarte. Die Folge war, daß du in dem Maße, als du der Welt und ihren geläufigen Einschätzungsweisen verlorengingst, uns, die wir dich liebten, ein gut-, ja bestgelaunter Anreger zu lebendigem Nachdenken wurdest. Einer, der Pädagogik als Anleitung zur Selbsterziehung förmlich in Person ausstrahlte und überall, wo er zum Zuge kam, die Tiefe und die Unbestechlichkeit seines Urteils in einer Art ausspielte, die an Offenherzigkeit zwar nichts zu wünschen übrig ließ, aber wenn es darauf ankam, sich lieber noch zu übermütiger Selbstironisierung bereit fand, als daß sie jemanden im Ernst verletzen wollte. Denn nicht immer konnte das Wohl-erwogene deiner Konzepte und das Gewicht der Argumente, die du dir zurechtgelegt, es mit der Impulsivität und Leichtigkeit deines Selbstaufschließungsdranges aufnehmen, wenn du in vertrautem Kreise Zuhörern gegenüber saßest, denen du – zumeist zu deinem eigenen Ergötzen – am Gesicht ablesen konntest, wie sehr du unter ihnen als Sauerteig zu wirken berufen seist. Es waren aber gerade dies die rührendsten, die liebenswertesten Momente im Ausstrahlungsbereich deines unversehrbar sonnigen Wesens: diese plötzlichen Übergänge zu einer scheinbar unmotivierten, in Wahrheit aber fühlbar höheren, erleuchteteren Verständigungsweisen zustrebenden Resignation. Wer auch, der dir im Leben nahestand, hätte es vergessen, wer sähe es heute, hier an deinem Grab, nicht noch vor sich: das feine Lächeln wie den gütigen Blick entgegenkommender Selbstbescheidung, mit dem du dich bei aller Irritierbarkeit deines Gemütes aus der hitzigsten Debatte zurückziehen konntest, ohne

das engelhaft Entfaltete deiner Haltung wie das Demütig-Luzide deiner Erscheinung auch nur vorübergehend zu gefährden.

Das war es ja, das seinerzeit auch Georg Trakl so sehr für dich eingenommen hat: diese deine zarte Rücksichtnahme auf Leichtverletzliches in der Auseinandersetzung mit Menschen, die unter den Zeichen der Zeit mehr als andere zu leiden hatten. Sie kam auch deiner Bereitschaft zu völliger Hintansetzung eigener Aspirationen im Wirkraum jener Geistesmächte zugute, wie sie damals, vor Ausbruch des ersten Weltkrieges, auch im Bereich des Musischen fällig wurden und in Trakls Dichtung – dafür hattest du sofort ein Gespür – signifikante, um nicht zu sagen signalisierende Gestalt annahmen. So hat dir der Dichter mit Recht – und immer dankbar deiner geistesbrüderlichen Hilfe eingedenk – die schwierige Ordnung und Zusammenfassung seiner Schöpfungen zum Zwecke der Herausgabe in Buchform anvertraut, und die Gesichtspunkte, die dir dabei maßgebend wurden [später niedergelegt in einem mustergültigen Rechenschaftsbericht]¹, schienen ihm so vorbildlich, daß auch nach seinem Tode niemand anderer zunächst zur Weitergabe seines gültigen Vermächtnisses an die Nachwelt in Betracht kommen konnte als du.

Darüber sind nun vierzig Jahre vergangen. Aber das Denkmal der Pietät, das du dem verewigten Freunde und im Blickfeld uneigennütziger Bestrebungen auch dir selbst gesetzt hast, besteht. Und wird bestehen, lieber Röck, solange das Verständnis für Sinn und Tragweite eines unauffällig vollbrachten Opferlebens, wie es deines war, im Gedächtnis von Menschenherzen

noch nicht ganz erloschen ist. Darum nimm noch einmal unsern Dank für alles, was du einem Kreis von Freunden, der das eindrucksvolle Beispiel deiner Ausgesetztheit immer gerne auf sich wirken ließ und der mehr und mehr nun in die Ewigkeit hinein sich lichtet, in Wahrheit, das heißt aber: im Aufleuchten und noch Herüberleuchten deines Menschlichen gewesen bist.

NACHRUF AM OFFENEN GRABE
DANIEL SAILERS
1958

Lieber Daniel Sailer! Verehrter Freund!

Nur wer dich gekannt hat, wer ahnt und zu fassen vermag, was du uns gewesen bist, kann den Schmerz ermessen und das Gefühl plötzlicher Verwaistheit, mit dem wir an deinem offenen Grabe stehen.

Ist doch mit dir ein Mensch dahingegangen, uns und vielen unvergeßlich als Kreuzträger eines nie erlahmenden Bemühens, dem Gebot der Nächstenliebe in einer Weise nachzukommen, die, einmalig freilich und nicht wiederholbar, gleichwohl vorbildlich in unserem Gedächtnis fortzuleben bestimmt ist. Denn wahrlich: nicht umsonst hat sich die Vorsehung deines schöpferischen Ingeniums bedient, um dich als Jugenderzieher wie als Menschenfreund auf einen Heilsweg der Besinnung zu schicken, der, anstrengend und teuer genug erkaufte, dir immerhin die notwendigen Voraussetzungen zur Erschließung und Entfaltung einer Begabung schuf, die, spürbar begnadet, im Bereiche ihrer Zielsetzungen und überblickbaren Erfolge geradezu ans Wunderbare grenzte.

Davon wußten zunächst – und wissen jetzt noch – Mütter zu erzählen, Mütter, die voll Sorge einst ihr sprachbehindertes oder sonstwie arg geschädigtes Kind gerne deiner Obhut anvertrauten; meistens – und nicht selten auch in zweifelhaften Fällen – mit dem ausgesprochenen Erfolg, daß sie es aus deinen liebevoll bemühten Händen geheilt und von den ursächli-

chen Verstörtheiten seines Gemütslebens befreit zurückerhielten.

Dieses dein ungewöhnliches Einfühlungsvermögen in die Vorgänge der verschreckten Kindesseele – besonders der sensibel veranlagten, doppelt gefährdeten – und in Verbindung damit ein tief fundiertes, durch Intuition erworbenes Wissen, wie ihr über die Richtlinien einer stets sorgfältig berücksichtigten Fachliteratur hinaus im Einzelfall zu helfen sei: das hat dir weithin einen stillen Ruf verschafft und dich in eine Mission hineinwachsen lassen, der schließlich die ganze mühselig bevorzugte Arbeit wie die Liebe, die entsagungsvolle, deines Lebens gehörte. Und dieses Leben der Selbstaufopferung für andere, noch vom Hörensagen her ein Anlaß zur Bewunderung für uns, hast du wie selbstverständlich geführt. So, als lohne es sich nicht, von der außerordentlichen Hilfsbereitschaft und der Gebefreudigkeit, von der wir dich erfüllt wußten, anders als unter dem Siegel der Verschwiegenheit Notiz zu nehmen. Ja, wo immer es dir zugänglich schien, hast du dich überdies noch gerne eines Decknamens bedient, um notfalls an Bedürftige, die dir nahestanden, wegschenken zu können, was du von deinen geringen Einkünften und Ersparnissen als Lehrperson gerade noch erübrigen konntest. Ein Wagnis also und ein Wirken um Gotteslohn? Mag sein. Vermutlich aber nicht einmal um diesen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß man dir in Zeiten, da vieles zusammenstürzte, was Bestand zu haben schien, und guter Rat teuer zu werden begann, nicht ungern die Initiative zum Aufbau und zur Leitung dringend notwendig gewordener

Wohlfahrtseinrichtungen überließ. Wie jener einst zu Hall, die unter Zugrundelegung neuer Gesichtspunkte und Methoden einer um sich greifenden Jugendverwahrlosung im Lande wirksam begegnen sollte. Aber um welche Gesichtspunkte konnte es sich da handeln? Ferdinand Ebner, der andere bedeutende Denker Österreichs nach dem ersten Weltkrieg, hat es 1922 seinen Tagebüchern anvertraut. »Der Lehrer Sailer in Innsbruck«, schrieb er, »hat das beste Wort über die Schulreform gesagt: die einzige wirkliche Schulreform, das ist die Liebe zu den Kindern«.¹ Von ihr warst du auch bei Übernahme dieser schwierigen Aufgabe geleitet, doch hat ihre Meisterung einen Aufwand an Klugheit, Opfermut, Geduld und Uner-schrockenheit und außerdem den Dauereinsatz einer Wachsamkeit zugunsten deiner Schützlinge bei Tag und Nacht erfordert, der deine Kräfte bisweilen zu erschöpfen drohte.

Aber was du damals und in anderweitigen Verwendungen, die deinen Fähigkeiten entsprachen, geleistet hast – als Gründer etwa der Hilfsschule in Innsbruck oder als unermüdlicher Betreuer der von dir ins Leben gerufenen Abteilung für hörstumme Kinder im Verband der Landespflegeanstalt zu Hall –, das zu beurteilen und zu würdigen muß Fachleuten vorbehalten bleiben.

Was uns anderen, die wir deiner eigentlichen Berufsausübung ferner standen, deine Persönlichkeit so anziehend machte, war etwas anderes. Es war die Genialität deiner Erkenntlichkeit für alles, was dich auf dem Sucherweg zu deiner Selbstfindung in Werken von Dichtern und Denkern jemals groß und lebendig

angesprochen hatte. Und was das Seltsame war: Wille und Neigung zu einer Art Selbstverdemütigung vor allem Großen und Bedeutenden haben dich unwillkürlich selbst zum Dichter gemacht. Zu einem heimlichen, ja geradezu verheimlichten. Aber doch, und immerhin, zu einem echtbewegten Dichter dessen, was dir als Hörbild wahrzunehmender Gesichte zuweilen eindringlich und unabweisbar vor Augen stand. Es sei nur an den weitausgespannten Geisteshorizont jener Terzinen erinnert, die einst, zwischen den beiden Weltkriegen, auf langen Wanderungen durch die Normandie entstanden waren und Eindrücke festhielten, wie sie dein offener Blick für die Schönheiten des Landes auch bei wiederholtem Verweilen auf den Turmumgängen und über den Chimären von Notre-Dame zu Paris gewonnen hatte. Die Niederschrift dieses Reigen bedeutender Gedichte scheint leider schon zu deinen Lebzeiten verlorengegangen zu sein. Eine Zeitlang konntest du Bruchstücke daraus noch aus dem Gedächtnis zitieren, lächelnd und mit gelassen abwehrender Handbewegung über die Schwerfälligkeit deines Entinnens hinwegkommend. Bis auch das aufhörte, ohne daß es dir – wie heute uns – ein Anlaß zur Klage wurde.

Diese scheinbar unbekümmerte Seite deines Wesens – aber war sie nicht die recht und richtig bekümmerte? – gab uns oft zu denken. Besonders dann, wenn du, ein eigentümlich Unbehauster zwischen allen Zufluchts-, allen Ausfluchtsstätten menschlichen Hochhinauswollens, nach längerem Fernsein wieder einmal bei uns zukehrtest, um vor Freunden, die für die Freizügigkeit deiner Bindungen Verständnis hatten, eines

deiner versonnenen Gespräche zu beginnen. Dann blieb von deiner flüchtigen Anwesenheit, die immer auch ein Abwesendes einzubegreifen schien, und von den Nachwirkungen deines vorwiegend monologisch geführten Wortes jedesmal ein Glanz des Menschlichen, des Mitmenschlichen zurück, der uns naheging. Der uns einleuchtete und um so mehr zu Herzen ging, je deutlicher nach deinem Weggehen uns jeweils zu Bewußtsein kam, welch ergreifende Brudergestalt im Zwielficht ihrer Daseinsbestimmung uns da eben verlassen hatte.

Wie hätte es auch anders sein können! Eine Ausnahmenatur, ein »sonderbarer Heiliger« dem Anschein nach, beinahe franziskanisch geprägt, und in Wort und Tat mit einer Hartnäckigkeit ohnegleichen, aber auch mit überlegenem Humor Wesentliches vom Unwesentlichen scheidend, hast du doch mit Vorliebe die Tarnkappe der Ironie auch über die Pathetik dieser deiner innersten Beweggründe zur Selbstbescheidung gezogen. Aber da glichst du ja, weiß Gott, und förmlich zum Verwechseln, deinem Kunz von der Rosen, wie du ihn, den scheinbar närrischen Weisen am Hofe Kaiser Maximilians, gezeichnet hast in jenem wundersamen Spiel von Indikativ und Konjunktiv, das ich dir einst – so groß war deine Scheu vor der Öffentlichkeit – fast mit Gewalt entreißen mußte, um es im »Brenner«² bringen zu können. Das hat dich eine Zeitlang recht verdrossen. Aber es erfüllt mich, verzeih, noch heute mit Genugtuung. Denn wie oft, und erst neulich wieder, haben mich Besucher, die von auswärts kamen, gefragt: Was ist eigentlich aus Daniel Sailer geworden, der uns seinerzeit – 1925 – diese un-

vergeßlich köstliche Travestie eines elegisch dramatisierten Selbstporträts im ›Brenner‹ beschert hat?

Nun, er hüllte sich in Schweigen, um Werke der Barmherzigkeit zu vollbringen, die nun das letzte Siegel von der Fragwürdigkeit seines verstummten Lebens gelöst haben dürften. Auch wenn wir uns klarmachen wollen und uns darein fügen müssen, daß dieses Leben, geisterfüllt wie selten eines, mit seinen unerfüllten Ansprüchen vor den Augen der Welt nun wie ein Kinderluftballon, der sich losgerissen hat, ins Unansehnliche eines Nimmerwiederkehrenden aufzusteigen scheint. Aber wie leicht ist diese Welt, wie leicht! ruft dein Kunz von der Rosen, dieses trüchtige Sinnbild deiner selbst, in den geklärt anbrechenden Osterabend hinein, überwältigt von dem Anblick des Regenbogens, der zum Schluß, nach Abzug aller turbulenten Wetter vom Schauplatz der vergangenen Komödie, am Himmel erscheint. Und so möge eine solche Trostbrücke der Zuversicht, als Abschiedsaugenblick einer erlösten Welt und Wirklichkeit denkwürdig erschaut und aufbewahrt in jenem Hörspiel deiner Phantasie, nun auch dich, den unentwegten Einzelgänger zwischen hier und dort, heim- und hinübergeleiten in die aufgeschlossenen himmlischen Wohnungen, wie sie denen bereitet sind, die diese Erde und alles, was sie an Staunenswertem uns vor Augen stellt und zu Gemüte führt, um Gottes, ja um Gottes willen, auch noch in ihrer ärmsten, ihrer armseligsten Kreatur geliebt haben.

DANKSAGUNG

1960

Verehrte Anwesende!

Unlängst, bei einem Blick in unsern »Reimmichl-Kalender«, konnte ich zu meiner Überraschung feststellen, daß mein achtzigster Geburtstag auf einen Tag der Karwoche fällt, der im Volksmund – ich weiß nicht warum – »der krumme Mittwoch« heißt. Das klingt nicht gerade ermutigend. Aber es soll mir recht sein, vorläufig wenigstens, und ich bin momentan auch nicht weiter neugierig, falls jemand unter Ihnen geneigt sein sollte, mir diesbezüglich sofort mit der richtigen Auskunft zu dienen.

Aus dieser Andeutung können Sie schon ersehen, wie locker im Grunde – oder wie gespannt, je nachdem – meine Beziehungen zur Wissenschaft sind. Nicht zu jeder, versteht sich. Vorwiegend nur zu Disziplinen, die im Bunde mit dem unheimlich geheimnisvollen Aufschlußbereich der Mathematik [sie hat mich schon bei der Matura durchfliegen lassen] jene unabsehbaren Fortschritte technischer Errungenschaften hervorgezaubert haben, deren himmelstürmende Auswüchse und welterschütternde Rückwirkungen – auch auf unseren Geisteswandel – wir heute mit gemischten Gefühlen erleben.

Eine Ahnung davon muß übrigens schon, wie angedeutet, meiner ratlosen, in lauter Prüfungsängsten vor jenen ominösen Lehrfächern verbrachten Gymnasialstanzzeit nahegegangen sein. Eigentlich – *heu me miserum!* – wollte ich ja Schauspieler werden, doch er-

schrecken Sie nicht! Ich möchte jetzt nicht – oder doch? – eine Art Osterbeichte vor Ihnen ablegen, um allenfalls noch vor dem Heimgehen Generalabsolution für ein Bekenntnis zu erlangen, das der einschlägigen Wissenschaft, der so geschickt, wie ich höre, mit Geständniswilligkeiten wie Geständnisschwierigkeiten operierenden Psychiatrie, ohnehin geläufig ist: daß nämlich Schwermut eine Zeitlang, wenn auch kaum ein ganzes Leben hindurch, das fatale, das verzweifelt irreführende Gesicht von Leichtsinn annehmen kann.

Nur so kann ich mir ja zur Not selbst erklären, daß und warum ich einst väterliche Erwartungen im Hinblick auf meine Tauglichkeit zu normaler Wohlgeratenheit – das hieß aber: zu anstandsloser Bewältigung eines nach Gutdünken erwählten Hochschulstudiums – nach fruchtlosen Bemühungen, mit meinen Unzulänglichkeiten fertig zu werden, ein anscheinend endgültig verlorener Sohn, zu meinem eigenen Leidwesen enttäuschen mußte. Ich weiß nicht, verehrte Zuhörer, ob Sie sich vorstellen können, wie das ist und wie einem das nachgehen kann, wenn man dem Sterbebett eines tiefbekümmerten, ehrfürchtig bewunderten Vaters auch noch in der Abschiedsstunde kaum mehr oder nur noch wie von ferne nahen darf. Mir jedenfalls ist das widerfahren, und ich habe es nicht vergessen.

Warum ich das sage? Warum ich aus dieser schmerzlichsten Erfahrung meiner entscheidenden Jünglingsjahre vor Ihnen, einem so feinhörigen, wie ich spüre, und wohlgesinnten Auditorium, kein Hehl mache? Noch dazu an einem Prachttag wie heute, der doch, auch wenn Gründonnerstag und Karfreitag schon vor

der Tür stehen, ein Freudentag für mich sein soll angesichts der besonderen Aufmerksamkeit, die mir gerade von seiten der Wissenschaft in diesem festlichen Augenblick entgegengebracht wird?

Ja, warum? Warum, so frage ich mich selbst, hast du dieses Geständnis nicht lieber für dich behalten? Nun: einfach deshalb, glaube ich, weil es das Grunderlebnis berührt, das heilsame, das mich scheinbaren Leichtfuß schließlich doch nötigte, vor Gott und meinem Gewissen ernstlich mit mir zu Rate zu gehen, wollte ich dem Grabscheit meiner Selbstvorwürfe nicht am Ende hilflos zum Opfer fallen. Bei nächstbester Gelegenheit, das war mir klar, mußte ich einen Rehabilitierungsversuch unternehmen, koste es was es wolle; auf eigene Verantwortung, versteht sich, und auf gut Glück. Daß der ›Brenner‹, die Zeitschrift, die ich späterhin als meine eigentliche Lebensaufgabe begreifen sollte, diese beste Gelegenheit, meinen Pietätsbedürfnissen zum Durchbruch zu verhelfen, zunächst nicht war, das weiß jeder, der ihren polemischen Entwicklungsgang von seinen kümmerlichen Anfängen bis in jene Regionen verfolgt hat, wo die leidenschaftlichen Auseinandersetzungen, die auf ihrem Boden stattgefunden hatten, in dem religiös bewegten Element ihrer Ausgangsfolgen zum Stillstand kamen und meine Aufgabe erfüllt schien. Wenn Sie mit mir einen Blick zurückwerfen auf dieses Halbjahrhundert eines angestrengten Existenzeinsatzes – zum eigenen hoffentlich wie zum Heile anderer –, dann werden Sie begreifen, wie groß der Dank ist, den ich heute dem Walten der Vorsehung, dem Andenken meines Vaters, das ja auch an dieser Hochschule noch nicht erloschen ist, wie dem

Beistand von Dichtern und Denkern schulde, die trotz der beträchtlichen Konflikte, die vorübergehend zwischen ihnen ausgebrochen waren, meinem gewagten Experiment am Ende doch den Stempel eines in geistigem Betracht nicht ganz mißlungenen Versöhnungswerks aufdrückten.

Als solches ist es denn auch, Gott sei Dank, weithin in das Gedächtnis von Mitmenschen eingegangen, deren Erkenntlichkeit mir oft und manchmal in ergreifender Weise naheging. Sei es, daß sie in Kreisen der Emigration einer für immer verloren geglaubten Heimat nachtrauerten, oder aus den Verwüstungen der Kriege zurückkehrend nach neuen Wegen der Verständigung suchten. Kein Wort jedoch, kein überflüssiges mehr darüber, was mich die Erreichung dieses immerhin mit Leidenschaft ersehnten Ziels an Opfern gekostet hat, an Mühsal und Geduld! Das wissen ohnehin schon viel zu viele. Aber wenn Sie mich fragen, woher ich denn die Kräfte nahm, um diesen Prüfungen, die mir ja erst jetzt in Wahrheit und in vollem Ernste auferlegt waren, nicht zu erliegen, so kann ich Ihnen das einfache Rezept verraten, an das ich mich gehalten habe. Ich habe in allen, selbst den prekärsten Situationen, die mich unterkriegen sollten und es offenbar nicht konnten, den Wagnissen meiner Zuversicht, mochten sie bisweilen auch donquichotteske Züge annehmen, die Treue gehalten. Treue vor allem den Freunden, den selber glaubwürdig treu um mich besorgten, auch wo sie mich im Stich zu lassen schienen. Treue auch meinen alten Freunden an der Setzmaschine, denen ich – dem Anschein nach ein rechtschaffener entgleister Intellektueller – von meiner vieljährigen Not-

berufsausübung als Korrektor her in wahrer Hochschätzung verbunden blieb. Während ich – fast schäme ich mich, es zu gestehen – eine gewisse heilige Scheu vor privilegierten Lehrstühlen, so notwendig sie selbstverständlich sind, nie ganz losgeworden bin. Mag sein, daß meiner Schwerhörigkeit allzulang ein Nachklang der Kierkegaardschen Unterscheidung im Ohre lag: »Das eine ist: zu leiden, ein anderes: Professor darin zu sein, daß ein anderer litt«. Heute jedenfalls erhebe ich meinen Blick zu manch einer hoch- und ehrwürdigen Gestalt, von der wir lernen, ja immer wieder, als ginge es um eine Entscheidung, lernen können, was Selbstentäußerung ist; denn mitunter wird doch sichtbar, erfreulich sichtbar, daß beide Passionen in ein und derselben Person, die unsere Aufmerksamkeit erregt, bedeutungsvoll zusammenfallen können.

Was nun die Freie Universität Berlin bewogen hat, mir dennoch, trotz dieser problematischen Umstände und über meine eigenen Bedenken hinweg die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie zu verleihen, das haben Sie ja aus dem Munde ihres berufenen Sendboten eben vorhin, bei Überreichung des Ernennungsdiploms, vernommen. Herr Professor Killy und sein vortrefflicher Adlatus, Herr Szklenar, mögen übrigens überzeugt sein, daß ich die außerordentliche Sorgfalt, mit der sie die historisch-kritische Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen und Briefen vorbereiten, nach Gebühr zu schätzen weiß.¹ Konnte ich doch genügend nachprüfen, mit welcher Gewissenhaftigkeit sie da am Werk sind, um in diesem besonders schwierigen Fall ihrer mühevollen Aufgabe gerecht zu werden.

Auch möchte ich nicht verhehlen, welch freudige Überraschung es für mich ist, daß Professor Martin Heidegger eigens aus Freiburg hierher gekommen ist, um heute an dieser Feier teilzunehmen – er, dem mich ein freundliches Geschick in diesen meinen Spätjahren auch noch persönlich nahegebracht hat. Vergegenwärtige ich mir ferner, und gerade im Hinblick auf ihn, wie eindrucksvoll und einleuchtend Aufschlüsse einer wesentlichen Denkbemühung sein können, deren Besinnliches in allem darauf ausgeht, sich und uns den Weg zur Sprache zu erhellen, dann freilich dürfte es allmählich an der Zeit sein, sich zu fragen: Was geht hier eigentlich vor? Wohin will das hinaus? Ja, worum geht es da im letzten?

Soweit diese Frage als Gewissensfrage mich selbst berührt, glaube ich sie bereits mit der Abschiedsfolge des ›Brenner‹² [1954] beantwortet zu haben. In jenen Nachrufen verpflichtender Art, die ich, um die Geschichte der Zeitschrift noch einmal markant hervortreten zu lassen, ihren verstorbenen Helfern gewidmet habe: Carl Dallago, Ferdinand Ebner, Josef Leitgeb, Georg Trakl, der ja – wie Theodor Haecker oder Ludwig Wittgenstein, der denk- und fragwürdige Positivist – mit seinem Namen schon weit hinaus in die Welt gedrungen ist. Während die Bedeutung von Zeugnissen noch lebender Autoren – etwa der Klärungsprozeß im Antlitz der Seherin Paula Schlier oder [weiter zurückliegend] der tiefere Grund zur bewegten Meditierweise Anton Santers – erst künftighin faßbarer in Erscheinung treten wird.

Da es aber heute Ostern zugeht und mit ihm Pfingsten in Sichtweite rückt, lassen Sie mich noch eines Men-

schenbeispiels gedenken, das ich in diesem Zusammenhang nicht vergessen kann.

Vor Jahren, 1925, habe ich im ›Brenner‹ einen Beitrag gebracht, der mich schon im Manuskript so angesehen hatte, daß ich ihn unbedingt veröffentlichen wollte. Aber sein Verfasser äußerte Bedenken. Er wollte diese Sache nur zur Selbstentlastung, zur Selbstaufheiterung geschrieben haben. In der Tat, was mir da in einem vollgeschriebenen Schulheft unter dem Titel ›Indikativ und Konjunktiv‹ vorlag, glich keiner Abhandlung, die sich in sprachtheoretischen Erörterungen erging, sondern einem gelungenen Possenspiel mit elegischem Einschlag, das aber gerade die Tauglichkeit solcher Lehrgänge zur Bewahrung vor Illusionen, wie sie unausgelüftete Seelenhaushalte und beschränkte Wirklichkeitsvorstellungen großzuziehen pflegen, überwältigend *ad oculos* demonstrierte. Was da im Ablauf einer turbulenten Szenenfolge zugleich an gutgelaunter Zeit- und Weltlaufkritik zum Vorschein kam, vertrug sich jedenfalls prächtig mit dem Anschauungsunterricht dieses grotesken Phantasiegebildes, das die Originalität seiner Einfälle geschickt im Rahmen einer historisch überlieferten Situation zu spiegeln verstand. Als solches hat es im ›Brenner‹ seinerzeit auch Aufsehen erregt. Aber heute? Wer möchte schon ohne weiteres zur Kenntnis nehmen, was eine Travestie dieser beherzten Art über dem Tiefgang ihrer melancholischen Beweggründe und unter dem Deckmantel scheinbaren Übermuts auch heute noch an eigentümlicher Poesie ausstrahlen vermag?!

Diese denkwürdige Sache also hatte ein merkwürdiger

Mensch geschrieben. Ein gebürtiger Meraner, der Lehrer Daniel Sailer³. Äußerst kritisch veranlagt, allem literarischen Ehrgeiz, besonders bei sich selbst, mißtrauend, hielt er gleichwohl eine unerschütterliche Bewunderung für alle Offenbarungen des Echten und Bedeutenden aufrecht, die ihm im Bereich der Dichtkunst wie des philosophischen Denkens jemals begegnet waren und seinem tiefeingewurzelten Bedürfnis nach Erkenntlichkeit entsprochen hatten. Seine Erfahrungen hierin, seine Literaturkenntnisse – Früchte einer früh schon gehegten Vorliebe für alles, was den Geist gleichsam von seinem Ursprung her und den Wirklichkeitssinn aus erster Quelle speisen, anregen, antreiben und womöglich über sich hinauswachsen lassen konnte – waren erstaunlich. Sie reichten vom Altertum bis herauf in die jüngste Zeit. So war er, um nur einige Beispiele aus vertrautem Umkreis zu nennen, ein glühender Verehrer Trakls, ein Bewunderer Santerscher Nokturnen, und von Bedenkern des Wortes dem Spürsinn Ferdinand Ebners besonders aufgeschlossen. Er kannte Jaspers, Heidegger [gründlicher eingelesen wohl in sein Werk als ich dazumal und manch einer, dem Distanzhalten in diesem Fall zunächst das Klügere schien]. Dem äußeren Ansehen nach ungefähr das, was die Welt, ahnungslos wie sie gemeinhin ist, einen sonderbaren Heiligen zu nennen liebt, immerfort auch – in übertragenem Sinne wie in Wirklichkeit – auf Wanderschaft zwischen Hier und Dort, schien Sailer heimgesucht von seinem rastlosen Geist, wo immer er auftauchte [um bald wieder zu verschwinden], und denkwürdig gezeichnet von den Mühseligkeiten eines Lehrberufs, der zeitlebens ein

Lernberuf für ihn blieb und also einer Berufung gleichkam. Dieser folgend, hat er denn auch späterhin, nachdem er bei Professor Froeschels in Wien und als Helfer in den Bodelschwingschen Anstalten zu Bethel sich die nötigen Erfahrungen geholt hatte, die ganzen Restkräfte seiner ungewöhnlichen Begabung, sich selbst nur den dürftigsten Lebensunterhalt zumessend, der Erziehung sprachbehinderter, gemütsverstörter Kinder gewidmet, Hilfsschulen dieser Art im Lande gegründet –: ein Heilpädagoge von hohem und verbreitetem Ansehen, als er vor zwei Jahren, siebenzigjährig, in unserer Nachbarstadt Hall nach kurzer Krankheit verschied und in aller Stille, wie er es gewünscht, hier in Innsbruck begraben wurde. Mütter und Elternpaare standen an seinem Grab. Trotz frühester Morgenstunde. Lehrer, Schüler, die er herangebildet. Freunde und Menschen, die ihn geliebt. Es war in Ordnung und nicht zu verwundern. Der Ruf eines Pestalozzi von Tirol, den er selbst nur belächelt und als Mißverständnis zurückgewiesen hatte, ist ihm geblieben.

Dies also war Daniel Sailer, der Mensch. Oder besser gesagt, weil entsprechend wahrgenommen: das konnte, das durfte er sein. Denn die Eigenfremdheit menschlichen Wesens, unser aller Erbteil, war im Eigentümlichen seiner Erscheinung so gut wie in des Wortes zwie-, ja dreifacher Bedeutung »aufgehoben«.

Besehen wir uns aber das *Opusculum* näher, das Kuriosum, das er seinerzeit meinen Händen anvertraut hatte als einzig einsehbares Dokument einer Versuchung zu literarischem Ehrgeiz, dann läßt sich erst er-

kennen, aus welcher tiefgreifenden Vor- und Rückbesinnungen, scheinbar widerstreitenden im Wahrnehmungsbereich der stürmisch auf ihn eindringenden Zeitumstände, die seltsame Existenz dieses Menschen ihre Gelassenheit wie ihren Blick für das, was not tut, bezog. Zunächst sollte es ja freilich unser Ohr ansprechen, dieses weise hinter das Licht seiner wahren Absichten führende Schelmenstück ›Indikativ und Konjunktiv‹, das sich – vermutlich einer von selbst sich aufdrängenden Sinnenharmonik zuliebe – zugleich den klingenderen Untertitel ›Kunz von der Rosen‹ zugelegt hatte. Denn nicht zu übersehen, sondern deutlich von ihren Hintergründen her bis in die Vordergründe zu verfolgen sind die phantastisch vergegenwärtigten Vorgänge, die sich hier auf geschichtlich verbürgtem Boden, bei wechselnder Beleuchtung zwar, doch immer wie unter einem gleichbleibend düster verhängten Soffithimmel als ein Wandelpanorama unwahrscheinlich fiebrig erschauter Wirklichkeitsgesichte abspielen. Bis schließlich der ganze Spuk in einen klaren Morgen des Wachgewordenseins mündet, der Ausgeschlafenheit und – der Auferstehung.

Denn es liegt Karsamstagszauber, Ostererwartung – wie heute unter uns – über diesem Hörspiel um Kunz von der Rosen, den Hofnarren und »lustigen Rat« Kaiser Maximilians, transparent dargestellt, gleichsam als ein Luft- und Versuchsballon leicht vertauschbarer Wirklichkeiten, auf dem imaginären Schauplatz jener historischen Episode, als Max, der letzte Ritter und König von Flandern, preisgegeben einer aufrührerischen Stadtbevölkerung und dem Wankelmut seines windigen Gefolges, in Brügge gefangen saß. Nichts ergötz-

licher als diese tiefsinnig aus dem Schoß einer ironischen Weltbetrachtung gehobenen Dispute, die Kunz von der Rosen – um vorerst unerkant zu bleiben, hat er eine Franziskanerkutte über sein Narrenhabit geworfen – mit dem Teufel von Brügge führt. Dieser Teufel aber, von den Behörden der belagerten Stadt ausgeschiedt, seinen gefürchteten Widerpart im Weichbild der Stadt aufzuspüren, um ihn vor Übergabe milder zu stimmen, ist in Wahrheit ein armer Teufel, ein Hungerleider mit zahlreicher Familie, der seinen pompös-diabolischen Rufnamen nur als überkommenes Ahnenerbe von früheren Stadtspielen her führt. Eigentlich heißt er, doch man lache nicht, Leonhard Pfanzelter... Denn das ist ein netter, anheimelnder Name, offenbar tirolischen Ursprungs und ein Beweis dafür, wie leicht und gern sich einheimische Reminiscenzen dem schweifenden Geist des humorvollen Dialogführers verbanden, der Daniel Sailer, trotz gelegentlicher Hinneigung zu monologischen Exkursen, auch im Leben war. So können die beiden Gesprächspartner hier gemächlich und gemütlich durcheinander- und zusammenwirken, um beileibe nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, als seien es lediglich Hirngespinnste, angestammte, an die sie sich, soll nicht von vornherein alles schiefehen, in ihrem Frage- und Antwortspiel zu halten haben. Dieses also dreht sich beherzt um die Feststellung, was Möglichkeit sei und was Wirklichkeit, und kolossal interessiert hört der Pseudoteufel [während die Wahrheit, eine Jungmädchengestalt, unbeachtet an ihm vorbeigeht] den Belehrungen zu, die der Pseudo-Franziskaner am Brunnenrand ihm über den Unterschied von Indikativ und

Konjunktiv zukommen läßt: »Ein Mensch, seht ihr, das ist so etwas zwischen Indikativ und Konjunktiv. Etwas, das ganz Indikativ werden möchte und doch nie ganz vom Konjunktiv loskommen kann.« – »Und ganz Indikativ, hat's das nie gegeben?« – Kunz: »Wenn das geschieht, macht die Sonne drei Freudensprünge!« – Darauf der Teufel verwundert: »Das soll ja morgen sein, am Ostersonntag!« – Stimmt.

Sie sehen: ein Hörspiel, das unsere Aufmerksamkeit verdient. Auch heute noch. Ja, heute vielleicht noch mehr als ehemals. Denn beachten Sie bitte, daß es eine Signallaterne ist, die dieser Kunz von der Rosen bei verfinstertem Abendhimmel und in eine seltsame Art von Wahnsinn, Wahrsinn versponnen – in der Karwoche soll ja beim Schweigen der Glocken im Freien kein Licht brennen – und je nach Bedarf wie ein Zauberer schwingt; wie einer, der höherer Weisung folgt, um damit die Befreiung seines Souveräns aus den Fängen einer unwürdigen Umwelt zu beschleunigen –: wenn Sie sich also das klarmachen, dann werden Sie verstehen, wie sehr mir dieses Spiel, ein unausschöpfbares Sinnspiel, nach allem, was ich selbst erleben mußte und durfte, ans Herz gewachsen ist. Denn es ist vom Fleisch und Blute derer, die von dem unheimlichen Sinn des Lebens bis an die Grenze des Verrücktwerdens verfolgt wurden – sowohl was das machtvoll Erhebende als auch das Niederschmetternde seiner offenkundigen, seiner täglich aufgeschlosseneren Geheimnisfülle betrifft. Was aber könnte uns diese eindringlicher zu Gemüte führen als der vielberufene Anblick des gestirnten Nachthimmels im Bilde der Schöpfung, dem nächtlich erhellen, wenn sich darunter in einem Herzen voll

Bangigkeit noch immer die Frage nach Herkunft, Gestaltwandel und Zielbestimmung von Sprache und Wort im Dasein des Menschen regt?! Oder wollen wir, Gottes Geschöpfe im vermeintlich Guten wie im Kernschatten des Bösen, uneingedenk der Offenbarung in der Fülle der Zeit, den Boden unter den Füßen am Ende gar mit Wonne verlieren, der uns vorläufig noch trägt? Außer acht lassend bis zur Vermessenheit die Gefahren, die einst den Alptraum des Dichters Georg Trakl gebildet haben: »Des Menschen goldnes Bildnis verschlänge die eisige Woge der Ewigkeit.«⁴

Lassen Sie mich daher noch einmal sagen, was ich im Rückblick auf den verewigten Seher schon wiederholt zu Gehör gebracht habe, aber heute eindringlicher als je zu bedenken geben möchte:

Wir Menschen, in Übermut wie in Niedergeschlagenheit Opfer, oft ganz ratlos gewordene unserer Ausgelassenheit wie unserer Erschöpfungszustände auf den Tummelplätzen dieser Welt, sind nun einmal schrecklich verspielte Kinder großherzig entbrannter göttlicher Schöpferansprüche, und je mehr wir das begreifen und uns danach richten, einander zu Geduld und wachsender Erkenntlichkeit gegeben. Wer immer das an sich und Mitmenschen erfahren durfte, den Sinn eines oft armselig bewegten Lebens erstaunt darin begreifend, der wird auch jede Äußerung eines natürlichen Geistesadels, soferne er nur das rechte Maß eines gehobenen Selbstbewußtseins in sich trägt und es anderen unverblendet mitzuteilen weiß, freudig begrüßen und bewundern. Es gibt aber in einzelnen, hin

und wieder denkwürdig Ausgesonderten, auch einen Adel von Geistverstörtheit unter uns, der nahe den Feuern zeitfälliger Erleuchtungen wohnt und in seinem letzter Sichtbaren etwas Schmerzgeheiltes hat. Vergessen wir das nicht! Kein Augurenlächeln und auch kein Detektivblick tiefenpsychologischen Sichauskennens in solchen Dingen wird sich diesem unübersehbaren und doch leicht schematisierbaren Sachverhalt überlegen zeigen können, es sei denn, er erhöhe sich selbst zur Höhe einer Weitherzigkeit, die sich beklommen in unser aller Zeitpatiententum miteingeschlossen sieht. Dann aber wird ihm die Wahrheit eines Satzes einleuchten, den Leopold Liegler,⁵ ein Wiener Schriftsteller von Rang, der vor zehn Jahren gestorben ist, als eine Art Vermächtnis niedergeschrieben hat:

»Was die Liebe tut und das Opfer, die Hingabe an das Große und Ewige, aus dem wir Kraft schöpfen und Mut, das reicht aus, das letzte Geheimnis des Lebens eben noch zu erblicken und ihm zu dienen, bis ans Ende, ja bis darüber hinaus; denn niemand weiß, wo zwischen äußerster Fragwürdigkeit und allerletzter Selbstverständlichkeit die Grenze verläuft.«

Mit dieser Feststellung also, gestützt auf Erinnerungen, die mir teuer sind, wollte ich meinen Dank ausgesprochen haben. Geziemenden Dank vor allem der Freien Universität Berlin für die besondere Auszeichnung, die sie mir heute zuteil werden ließ; der Universität Innsbruck, deren Ehrenmitglied ich schon seit Jahren bin, für die Bereitstellung des schön geschmückten Saales, in dem diese Feier vor sich gehen darf;

Seiner Magnifizenz wie auch den Leitern der germanistischen Unterrichtsfächer, die sich eingefunden haben, um mich zu beglückwünschen, und Ihnen allen, die Sie mir in dieser Stunde gegenseitiger Erkenntlichkeit eine Aufmerksamkeit geschenkt haben, die mir für den Rest meiner Tage – und hoffentlich auch Ihnen, denen ich noch ein Leben voll guter Besinnungen wünsche – in angenehmster Erinnerung bleiben wird.

AN DEN HERAUSGEBER
DES SALZBURG-JAHRBUCHS

1963

Verehrter Max Kaindl-Hönig!

Gerne würde ich Ihren Wunsch erfüllen. Aber alt und erschöpft [wenn auch für Freundesdienste, die einem aufhelfen wollen, noch immer empfänglich] fühle ich mich Ansprüchen, die an mich und mein bereits zerflatterndes Gedächtnis gestellt werden, heute kaum mehr gewachsen. Trotzdem wird mir eine Beantwortung der Frage, was sich etwa in meiner Stellungnahme zu Georg Trakl gewandelt habe, seit er vor fünfzig Jahren in einem Kriegsspital zu Krakau meinen Blicken entschwand, hoffentlich nicht schwerfallen. Ist doch längst gesagt, was ich über Trakl zu sagen hatte – es war, scheint mir, nur das Nötigste –, und daran hat sich im Grunde nichts geändert. [Von den Lichteinbrüchen in alles Leidwesen natürlich abgesehen, wie sie jeder ergriffene Seher in geklärten Aufblicken seiner Erkenntlichkeit zwischen Hier und Dort erfährt.] Lassen Sie mich daher getrost dieses wenige und dazu noch ein übriges erinnern, das nicht nur Ihr schönes Vorhaben in seiner Aktualität, sondern auch das Wahrzeichen, das halbvergessene, meiner einstigen Zeitschrift berücksichtigen möchte. Es war dies [ungeschickt von mir selbst entworfen] ein Signet, das in seinem Kreisrund unter sonstigem Zubehör den mir wichtigen Mahnspruch aufwies: *Hora et tempus est*. Abgelesen einst, noch vor Ende des ersten Weltkriegs, in einem Schloßpark des Südens von einer mächtigen

Türmuhr, die nicht mehr ging, darf er hier, nicht wahr, aufs neue Beachtung finden und so unser beider Absichten zugute kommen.

Im Mai 1912 habe ich erstmals ein Gedicht von Trakl im ›Brenner‹ gebracht: ›Vorstadt im Föhn‹. Ein Motiv, abstoßend und doch anziehend zugleich in seiner Vielfalt makaber erschauter Einzelheiten gespiegelt, war da, wunderlich genug, dem eintönigen Gefälle einer durchaus normal beherrschten Strophenform anvertraut, die wohl zunächst befremden mochte, aber ihren Eindruck auf mich nicht verfehlte. Diese scheinbar leicht hingereimten Verse, zusammen mit anderen [auch rhythmisch andersbewegten], die ich durch einen Mittelsmann¹ erhielt [der Verfasser hielt sich vorerst zurück], bildeten so die Einleitung zu einem Erlebnis, einem Abenteuer im Geiste, das mich in mehrfacher Hinsicht mitgenommen hat und auch heute, in seinem abgeschlossenen Verlauf, mich noch bewegt, als sei es gestern gewesen. Denn was mir dieser Dichter bedeutet, wofür er mir die Augen geöffnet hat: seine Erscheinung, die Begegnung mit ihm, sein Hingang in Wort und Schweigen – das alles gehört einer Vergangenheit an, die noch lebendig ist in mir und hoffentlich auch noch die Kraft hat, aus meiner Abgeschiedenheit heraus in eine Zukunft zu weisen, die für solche Fingerzeige vielleicht noch einmal dankbar sein wird. Doch, wenn auch nicht: wer wollte, wer könnte ihr daraus einen Vorwurf machen! Heute schon? Ich nicht. Das Unheil, oder was immer uns als solches erscheinen mag in seinen jeweils kontrollierbaren Auswüchsen, seinem von Fall zu Fall ersichtlichen Lauf und Verlauf, ist doch unabsehbar. Unabsehbar wie der

Widerstand des gekreuzigten Heils, dem es ein Dorn im Aug' ist [und umgekehrt, versteht sich].

Das hindert nicht, ja es ermächtigt mich wohl erst, mit allem Vorbedacht [samt Vorbehalt] die Tragweite der Tatsache ins Auge zu fassen, daß Trakls »Gedicht« nach wie vor Ausdeutungen erfährt, die den Namen seines Urhebers längst dem Gedächtnis einer Nachwelt eingeprägt haben, die vorläufig eben – und wer weiß, wie lange noch?! – diese unsere weithin erschütterte Mitwelt ist. Denn deutlicher geworden, ja kenntlich geworden bis zur Nacktheit, ist inzwischen das schlechtverhüllte Allerwelts Gesicht von Gut und Böse, das Trakl so im Innersten verstörte und ihn zum Träger wie zum Opfer einer gründlicher erschreckten, einer ursprünglich bewegten Wahrnehmung gemacht hat.

Diese, mir eben noch zustehende, Sicht auf den Dichter, auf die tragischen Züge seiner Selbstbehauptung im überwältigenden Antlitz einer offenbar rapid ins Bodenlose aller Himmelsrichtungen absinkenden Fortschrittswelt, habe ich wiederholt auch Zuhörern nahezubringen versucht. Solange nämlich, als ich mir noch zutrauen durfte, Einladungen da- und dorthin anzunehmen, um aus meinen Aufzeichnungen über Trakl vorzulesen. Es hat für mich und meine Auditorien in jedem Fall den Vorteil gehabt, daß ich, besonders wenn in Überzahl studierende Jugend da war, mit meiner altgewordenen Person und in einer mich selbst bereits entrückt anmutenden Sprache noch eine schwache Vorstellung jener Vergangenheit geben konnte, da einst Erhard Buschbeck² in Salzburg [oder Wien] und ich in Innsbruck uns berufen fühlten, das seltsame

Zustandekommen Traklscher Dichtung mit ihren bestürzend in die Tiefe weisenden Horizontaufschlüssen noch ungescheut vom lebenden Menschen her zu erfassen und diesem selbst zunächst in seiner vielfältigen Daseinsnot, so gut es gehen wollte, beizustehen.

Was wir bei dieser impulsiven Fühlungnahme mit dem Dichter einzusetzen hatten, konnte sich daher noch nicht in jenen Formen einer distanzierteren Anteilnahme bewegen, wie sie kritische Befassung mit überraschenden Aspekten einer Kunstschöpfung im nachhinein erfordert. Wohl aber war in uns sofort ein vages Verständnis für die Suggestivkraft des rätselhaft bewegten Weltbilds vorhanden, das uns in Trakls Erscheinung als aufzuhellender Wirklichkeitsabgrund, und somit als fragwürdig in höchstem Sinn, vor Augen getreten war. Und so hielten wir zu ihm, unverdrossen, als gälte es, damit erst vor uns selbst unsere Entschlossenheit zu wahrer, unverlogener Fremd- und Selbstbesinnung zu verteidigen.

Buschbeck war mir da übrigens um ein gutes Stück voraus. Rührig, ein Beispiel für sich, hat er sich des Jugendgefährten in einer Weise angenommen, der ich heute und in diesem Zusammenhang um so lieber nachsinne, als nun auch er, Buschbeck, dahin ist. Weggestorben vor drei Jahren den Wenigen und Vielen, die wußten, was sie an ihm hatten; die ihn alle, wann und wo immer er aus seiner Zurückgezogenheit hervortrat, um, womöglich bei einem bekömmlichen Glas Wein, seiner Geselligkeit wieder einmal habhaft zu werden, durch die Bank gern leiden mochten. Denn was sie an ihm schätzten, war zunächst wohl nicht so sehr der passionierte Virginia-Raucher [Kennzeichen

des unverwüstlichen Altösterreichers in ihm] als vielmehr (in gleichsam resignierender Relation hiezu) der aufmerksame Zuhörer, der kluge Ratgeber im Vollbesitz seiner geistesgegenwärtigen Geduld. War Buschbeck doch schon früh ein Klarseher in vielen Dingen, auf die es im Bereiche künstlerischer Darbietungen und menschlicher Rücksichtnahmen nun einmal, gottseidank, ankommt. Durch Jahrzehnte Dramaturg und verlässliche Stütze des Burgtheaters [auch und erst recht nach dessen Zerstörung im Krieg] hat er, bewandert nicht nur im Umgang mit Dichtern und Schauspielern, bei allen, die ihn kannten, ein Andenken hinterlassen, das nirgends schöner und ansprechender in Erscheinung treten könnte als in dem Buch ›Mimus Austriacus‹, das Lotte von Tobisch aus seinem Nachlaß herausgegeben hat.³ Man lese, und lasse auf sich einwirken, was da Buschbeck im Tiefgang einer gewissenhaften Selbstprüfung über Fluch und Segen der Wortwerdung geschrieben hat, und man wird zweierlei verstehen. Erstens, daß es ihn immer wieder auch zu dichterischer Ausformung seiner Reminiszenzen drängen mußte [und wie gelungen in ihren Humor- und Pietätsanwandlungen sind diese Versuche ausgefallen!]. Und: daß es wohl kein Zufall, sondern ein tiefer einleuchtender Beweggrund [eben ihr verwandtes Gehör für eigen vernehmbare Sprachschöpfungsvorgänge] war, der Trakl und Buschbeck, zwei im Grunde ziemlich divergent veranlagte Naturen, auf dem Schicksalsboden ihrer gemeinsamen Geburts- und Heimatstadt eine Zeitlang ausschlaggebend füreinander dasein ließ.

Wollen wir es nun nicht einfach als eine Belanglosig-

keit ansehen, daß beide, wenn auch aus verschiedenen Gründen, nicht im Umkreis der schönen Stadt begraben liegen, die sie hervorgebracht hat: dann darf ich mir zu guter Letzt vielleicht herausnehmen, Lob und Dank auch der Stadt Innsbruck zu spenden für ihre Bemühung, dem Andenken an Georg Trakl auch ihrerseits in würdiger Form gerecht zu werden. So hat sie seit Jahren sein Grab auf dem benachbarten Mühlauer Friedhof [hier hatte der Dichter einst zu ruhen gewünscht] in Schutz und Pflege übernommen. Man kann von dort auch gut hinaufsehen zur Klamm, die Trakl bei Nacht, längs des tosenden Wildbachs, förmlich getrieben schon von den drohenden Weltbränden, die er im Geist voraussah, zuletzt so häufig herabstieg, um im Banne gewaltig auf ihn eindringender Naturgesichte noch des Wortlauts jener vorletzten Gedichte mächtig zu werden, die mit ihren bestimmten Artikeln [›Das Herz‹, ›Der Schlaf‹, ›Das Gewitter‹, ›Die Schwermut‹, ›Die Heimkehr‹, ›Der Abend‹, ›Die Nacht‹] dem ›Gesang des Abgeschiedenen‹⁴ folgen und an deren erhelltem Ausgang er den »einsamen« Friedhof⁵ winken sah – eben diesen, der heute viel, und von überallher, besucht wird.

Aber begeben wir uns nun, von der schöngelegenen Gedenkstätte hier oben, hinab zum Nordausgang der Mühlauer Brücke! Hier hat die Stadt den respektablen Einfall gehabt, nach Plänen ihrer bewährten Gartenarchitekten einen Trakl-Park zu stiften. Zwar klein und vorläufig [wegen einer noch ausstehenden Grundstückablösung] erst in Teilstücken verwirklicht, kann er sich doch schon sehen lassen. Angelegt zwischen Fluß und aufgetürmtem Gebirge, entlang einem Ge-

ländestreifen voll gut ausgedachter Details, bietet er dem Straßenlärm des modernen Verkehrs, der draußen vorbeizieht und auch nachts kaum aufhört, sozusagen mit Gelassenheit die Stirne. Und nichts vielleicht ergreift in diesem Gehege merkwürdig korrespondierender Gegensätze mehr als der, nahe bei dem Flut- und Fluchtgewässer des Inns, liegend, in den Rasen eingelassene Marmorblock mit der Inschrift aus Trakls ›De profundis‹: »Gottes Schweigen trank ich aus dem Brunnen des Hains«. ⁶ Besonders an schönen Nachmittagen, vom Frühling bis tief in den Herbst hinein, läßt sich hier gut verweilen. Alte Leute genießen da auf Bänken noch die scheidende Sonne, Kinder schaufeln in ihren Sandgruben, und junge Mütter eilen herbei, wenn etwas passiert ist –: kurz, wenn wir selbst da Platz genommen haben, werden wir bald gewahr, wie das alles, *mutatis mutandis*, noch an Salzburger Frühmotive in Trakls Dichtung erinnert. Ja, Erinnerung sogar an etwas wie den Garten Eden will dahinter aufsteigen, unverloren noch und unverblühen in diesem Ausgeding aller Dinge. Bis wir, entzückte und entrückte Zuschauer, nach einem Weilchen gern die Augen schließen, um womöglich, vor dem Heimgang, der eigenen Situation zwischen Absterben und Aufleben noch einmal, vorübergehend, innezuwerden. Und sieh, schon weht mich wie von ungefähr [fernher, und doch nah schon, nah] ein Gesicht aus Trakls vielgesichtigem Psalm an: »Man begräbt den Fremden. Dann hebt ein Flimmerregen an...« ⁷ Aber um Himmelswillen, oder zum Teufel auch! –: bin ich denn am Ende gar in eine komplette Traumfabrik der Wirklichkeit versetzt worden?

**Und schwebt der Pleitegeier vielleicht schon über uns?
Ich hoffe es nicht.
Ich weiß es nicht.
Es grüßt Sie, lieber Kaindl-Hönig, in Hochschätzung
Ihr Ludwig Ficker**

LOBREDE AUF EINE DICHTERIN:
CHRISTINE LAVANT

1964

Herr Bundesminister!
Herr Landeshauptmann!
Meine Damen und Herren!

Lassen Sie mich zur Kennzeichnung der gegebenen Situation und insbesondere zur Wahrnehmung meiner Erkenntlichkeit vor Ihnen – denn wie sollte mir diese Feier für Salzburgs verewigten Dichter, dem ich einst Freund sein durfte, und in Verbindung damit die Auszeichnung einer noch lebenden Dichterin, die ich hochschätze, nicht nahegehen! –: lassen Sie mich also gleich sagen, was mich in diesem Augenblick bewegt.

Zunächst: Es geht um einen Rückblick. Es geht um die Erkenntnis, daß im Leben eines jeden von uns, soweit er überhaupt geneigt oder genötigt ist, sich darüber Rechenschaft zu geben, eine Art Todeserfahrung dominiert, die den Geheimnissen sowohl wie den Auswirkungen seines Da- und Soseins, ob ihm das nun bewußt wird oder nicht, ob er sich dagegen sträubt oder nicht, wesentlich entspricht.

Ziemlich klar, wenn auch durch qualvolle Wandlungen seines Fassungsvermögens hindurch, dürfte das Georg Trakl gewesen sein, als er, siebenundzwanzigjährig, vor fünfzig Jahren in einem Kriegsspital zu Krakau unter Umständen starb, die bekannt und im letzten gleichwohl dunkel geblieben sind.

Aber auch das, dieses kaum mehr ganz Aufzuhellen-

de, ins Ungewisse sich Verlierende, betrifft ja nur ein äußerlich Aufgreifbares seines Scheidens aus dieser Welt. Wichtiger und beträchtlicher ist, daß die Welt, die er verließ, für ihn als Kriegsteilnehmer wie als Seher, der er war, unter so grauenvollen Zeitaspekten stand, daß die Klage um die ungeborenen Enkel, die mit ›Grodek‹ seine Dichtung beschließt, uns heute, ja gerade heute, noch in einer Weise angehen mag, die auszuhalten und nicht zu verleugnen, schon einer gewissen Anstrengung bedarf. Denn trotz mancher Aufhellungen im Allerwelts Gesicht von Gut und Böse, das Trakl so im Innersten verstörte und ihn zum Träger wie zum Opfer einer gründlicher erschreckten, einer ursprünglich bewegten Wahrnehmung gemacht hat, sind wir noch immer darauf angewiesen, uns in Trakls ausgeprägter und doch wie ausgestorbener Sehergestalt eine Geistesorientierung zu vergegenwärtigen, die, scheinbar längst überholt, nur um so deutlicher das furchtbare, vorläufig noch von unabsehbaren Anpassungs- und Verwandlungsvorgängen überspielte Sorgenantlitz der säkularen Verfalls- und Übergangszeit hervortreten läßt, in die wir heute gestellt sind.

Und fragen wir in all den Drangsalen unserer Ausgesetztheit zwischen Wagemut und Enttäuschungen: Übergang wohin? wozu? – so weist uns das Schweigen des Grabes, das sich über Georg Trakl geschlossen hat, noch einmal, und vielleicht für immer, auf die Tiefe der Verstummtheit hin, aus der sich der Gesang des Abgeschiedenen zu den Sternen unserer elenden Geschicke erhob, um zwischen den wahrgenommenen Besinnungspolen »Goldenes Auge des Anbeginns« und

»Dunkle Geduld des Endes«¹ dem letzten Angstausblick seiner abendländischen Wachtraumgesichte Raum zu geben, »des Menschen goldnes Bildnis verschlänge die eisige Woge der Ewigkeit«.²

Was ich da vorbringe und weiterhin zu bedenken gebe – nicht zufällig wohne ich ja Trakls Grab ganz benachbart in Tirol –, das habe ich schon vor Jahren niedergeschrieben und veröffentlicht. Nicht zuletzt, um die wahre, die ganze Fragwürdigkeit von Trakls Person und Erscheinung, samt allem Mißverständlichen, das sie umgab, möglichst greifbar herauszustellen und in ein Licht zu rücken, das einleuchtet. Darum darf es auch, glaube ich, heute noch Geltung beanspruchen. Und was so, als Abglanz einer wahrgenommenen Wirklichkeit dem Gedächtnis eingeprägt, uns nicht nur zu besserer Orientierung, sondern auch zum Aufkommen einer gewissen Zuversicht dienen mag, das ist, selbst über manche Anwandlungen von Ratlosigkeit hinweg, die nicht zu erschütternde Gewißheit: daß alle Blößen, die wir uns im Leben gegeben haben, die scheinbaren wie die unscheinbaren, die kleinen wie die großen, am Ende wie mit einem Lichtmantel bedeckt und aufgehoben sind, wenn ein Strahl der göttlichen Liebe und Barmherzigkeit im Tode auf uns fällt.

Dies also, meine geneigten Zuhörer, sind Gesichtspunkte der Ergriffenheit, wie sie meiner Erinnerung an Georg Trakl zugrunde liegen. Auch als deren Leitgedanken, versteht sich. Werden sie hinreichen, uns auch eine Erscheinung wie die der Christine Lavant näher zu bringen? Sie, die nicht minder eigentümlich, ja absonderlich, im Sprachraum ihrer Dichtung haust, wie Trakl einst in dem seinen, mögen auch die Ver-

lautbarungsweisen dessen, was ihrem Aufschließungsbedürfnis im Wort den Charakter einer unumgänglichen Notwendigkeit verleiht, bei beiden völlig verschieden sein.

Hier klar zu sehen, berührt ja auch die Frage, ob ich berechtigt war, unter den wenigen, die da allenfalls noch in Betracht kommen konnten, sie, gerade sie, diese Christine Lavant, und zwar sie allein, für die Zuerkennung des Trakl-Preises in diesem besonderen Gedenkjahr vorzuschlagen. Doch kann ich mich, scheint mir, was das betrifft, auf mich und meinen guten Willen, das Richtige zu treffen, verlassen.

Denn wohl mag es zunächst befremden, daß dieser Preis als Auszeichnung heuer einer Dichterin zufallen soll, die von Trakl vermutlich die längste Zeit keine Ahnung gehabt hat, geschweige denn, daß er je ein Vorbild für sie gewesen wäre. Aber was verschlägt das schon?! Feststellungen wie diese sind nichtssagend und hinfällig in dem Augenblick, da es gilt, Ursprünglichkeiten von so zweierlei ausgesprochener Art ruhig für sich bestehen zu lassen und sie vor dem Rundhorizont ihrer fragwürdigen Herkunft gleichwohl ins Gesichtsfeld des Vergleichbaren zu rücken. Mag sein, daß sie bei dieser Prozedur noch weiter auseinander zu treten scheinen, aber gerade das kann unter Umständen den Bann verstärken, den sie rückwirkend auf uns und unsere Fassungskraft ausüben. Diese Andeutung muß genügen. Darüber hinaus läßt sich ja nichts ausmachen, was im vorliegenden Fall nicht einem müßigen Beginnen gliche. Denn was die Christine Lavant für sich darstellt, für sich und, durch das Sprachrohr ihrer Dichtung, auch für uns, die wir ihr Auftauchen

staunend verfolgten, das reicht in Abgründe einer Leid-
erfahrung hinab, die niemand mit ihr teilen kann.
Was uns aber angehen darf und muß, das ist die for-
male Bewältigung dieses Überwältigtseins von Drang-
salen aller Art im Resonanzbild einer scheinbar sehr
diffusen, im Grunde aber ungeheuerlich verdichteten
Fähigkeit zu lyrischer Vergegenwärtigung. Denn ge-
heuer, wahrlich, ist das nicht, was da an Spürsinn und
an Scharfsinn aufgeboten ist, um in zahlreich abge-
wandelten Nacht- und Taggesichten das überraschende
Vexierbild eines Selbsterlösungsdranges vor uns auf-
zurollen, in welchem Wund- und Nahtstellen kaum
noch überstandener, an Leib und Seele ausgestandener
Schmerzen beständig bloßgelegt und wieder auf-
gerissen werden. Was da vor sich geht, unerschrocken
und erschreckend getreu auch den Spiegelbildern die-
ser Lyrik anvertraut, gleicht so wohl eher einem
Selbsterfleischungsprozeß, vor dem wir, bei allem
Mitgefühl, soweit wir Selbstgeprüfte sind, zunächst
doch etwas sprachlos stehen; vollends ein Mensch wie
ich darf sich vielleicht da fragen: wie kann, wie soll
denn nur, was hier sonor und scheinbar unerhört zum
Himmel schreit, wieder zum Abklingen gebracht wer-
den, solange selbst der Sprachleib dieser Dichtung [ein
unwillkürlich und geradezu unheimlich auf Eindrücke,
besonders erdnahe, der Außenwelt reagierendes In-
strument] wie mit Nesseln geschlagen ist. Denn was
sich da in einem Zustand gleichsam permanenter
Schlaflosigkeit abspielt, um mit einem jeden Wort
entschlossener Hingabe an ein auszukostendes Ver-
hängnis immer wieder nur und sozusagen unaufhör-
lich bittere Urständ in einem kaum zu unterdrücken-

den Fluch, in einer ganz und gar bedachten, Schutzgeister und Himmelsboten jeglicher Art kühn herausfordernden Anklage zu feiern, das ist in dieser Zuspitzung, dieser Aufgewühltheit ohne Beispiel heute. Das gehört einem Erlebnisbereich an – nun, da kennt sich unsere Lavant eben aus. Da kann man ihr nichts vormachen, auch wenn manches von dem, was ihr da ungescheut vom Herzen kommt und wahrlich nicht wie Honig von den Lippen fließt, wahren Lästergebeten gleicht und, notgedrungen so, den Anschein von Verrücktheit erweckt. Von Verrücktheit, ja. Oder wie anders möchten wir dieses ja nur scheinbar außer Rand und Band geratene Lyrikgefüge benennen, das da – von der ›Bettlerschale‹ angefangen, über die ›Spindel im Mond‹ und manches seltsam Erzählte hinweg, bis hin zum ›Pfauschrei‹,³ diesem sonderbaren Kreaturlaut vor dem Sinken der Sonne – uns so gefangen nimmt, daß es einem zunächst fast Hören und Sehen verschlägt. Bis wir, wachgerüttelt und wieder bei Besinnung, plötzlich zu kapieren beginnen: Sollte uns da am Ende [wie merkwürdig!] gar ein neues Licht aufgehen? Ein Morgenlicht, wenn wir wollen! Eine wiedergewonnene Tageszuversicht, soferne wir uns nur genügend klarzumachen verstehen, daß unter dem rings und weithin brennenden Abdankungshimmel der modernen Lyrik, noch dazu in nächster Nähe von uns, ein so tiefes Brunnenerlies des Trostes existiert, in dem wir unsere Hoffnung versenken können, wie dieses unausgeschöpfte, in sich beruhende und doch ständig bewegte Wort der Christine Lavant. Und so mag denn auch auf sie und das aufgeschlossene Gesicht ihrer Dichtung [insofern seine Leidenszüge,

deutlich oder undeutlich, uns noch von Grund auf berühren] zutreffen, was ich – in Rücksicht auf Trakl und andere Schicksale in Menschengestalt, die mir nahegingen, mich ansprachen und, jeweils entschunden, mich zu erhöhtem Nachsinnen über ihr Fortlebendes, ihre Dagewesenheit *in persona* bewogen – mir einst notdürftig so zu erklären versuchte:

Wir Menschen, in Übermut wie in Niedergeschlagenheit Opfer, oft ganz ratlos gewordene, unserer Ausgelassenheit wie unserer Erschöpfungszustände auf den Tummelplätzen dieser Welt, sind nun einmal schrecklich verspielte Kinder großherzig entbrannter göttlicher Schöpferansprüche, und je mehr wir das begreifen und uns danach richten, einander zu Geduld und wachsender Erkenntlichkeit geben. Wer immer das an sich und Mitmenschen erfahren durfte, den Sinn eines oft armselig bewegten Lebens erstaunt darin begreifend, der wird auch jede Äußerung eines natürlichen Geistesadels, sofern er nur das rechte Maß eines gehobenen Selbstbewußtseins in sich trägt und es unverblendet mitzuteilen weiß, freudig begrüßen und bewundern. Es gibt aber in einzelnen, hin und wieder denkwürdig Ausgesonderten, auch einen Adel von Geistverstörtheit unter uns, der nahe den Feuern zeitfälliger Erleuchtungen wohnt und in seinem letzter Sichtbaren etwas Schmerzgeheiligt hat. Vergessen wir das nicht! Kein Augurenlächeln, auch nicht ein Detektivblick tiefenpsychologischen Sichauskennens in solchen Dingen wird sich diesem unübersehbaren und doch leicht schematisierbaren Sachverhalt überlegen zeigen können, es sei denn, er erhöbe sich selbst zur Höhe einer Weitherzigkeit, die sich beklommen in un-

ser aller Zeitpatiententum miteingeschlossen sieht. Dann aber wird ihm die Wahrheit eines Satzes einleuchten, den einst Leopold Liegler⁴, ein unvergessener Aufspürer und Berater lyrischer Talente bei uns in Österreich, als eine Art Vermächtnis hinterlassen hat:

»Was die Liebe tut und das Opfer, die Hingabe an das Große und Ewige, aus dem wir Kraft schöpfen und Mut, das reicht aus, das letzte Geheimnis des Lebens eben noch zu erblicken und ihm zu dienen, bis ans Ende, ja bis darüber hinaus; denn niemand weiß, wo zwischen äußerster Fragwürdigkeit und allerletzter Selbstverständlichkeit die Grenze verläuft.«

Und damit möchte auch ich mich von Ihnen verabschieden, meine geduldigen Zuhörer, hoffend, daß die Distanz, die ich bereits zu allem nehmen mußte, Sie nicht gehindert hat, zu verstehen, daß und warum ich Georg Trakl und Christine Lavant, so verschieden sie auf den ersten Blick auch scheinen mögen, im Grunde doch so nah beieinander sehen mußte. Jedenfalls wäre ich froh, könnten Sie mir da [ein wenig nur] entgegenkommen und meine Ansicht teilen, daß es eine *vis maior*, eine Kraft der Erleuchtung – ich hoffe, von oben! – war, der ich in beiden Fällen erlegen bin.

BEILÄUFIGES ZU EBNERS BRIEFEN

1965

Verehrte Anwesende!
Meine Damen und Herren!

Kaum wage ich es, nach Gabriel Marcel das Wort zu ergreifen, um nach all dem Bedeutsamen, das wir zur Charakterisierung von Ebners Entwicklungsgang soeben vernommen haben, das wenige zu sagen, das zu sagen mir vielleicht noch zustehen mag. Es kann sich geziemenderweise nur auf das beziehen, was mir die Erscheinung Ferdinand Ebners einst, sachlich wie persönlich, nahegebracht hat. Das aber war, aufs Ganze gesehen, viel. *Wieviel*, das konnte ich eigentlich erst jetzt ermessen und dürften auch Sie, meine Damen und Herren, wahrscheinlich mit Verwunderung feststellen, wenn Sie sich in den Briefwechsel Ferdinand Ebners vertiefen. Sie finden ihn, vortrefflich ausgewählt, als ein Novum, das zum Nachsinnen anregt, in einem Band vereinigt, den der Kösel-Verlag, wie Sie schon hörten, zum Abschluß seiner dreibändigen Repräsentativausgabe von Ebners ›Schriften‹ vor kurzem herausgebracht hat.¹ Viel läßt sich diesem Band entnehmen, Erstaunliches, das, obwohl sozusagen nur in *camera caritatis* ausgetragen, sich doch in einer Weise mitteilt, die jeden von uns, sofern er sich nur selbst zu prüfen gewillt ist, berühren muß. Auch Gabriel Marcel, soviel ich ihn verstanden habe, hat darüber keinen Zweifel gelassen.

Worin besteht nun also das exemplarisch Eigentümliche dieses Epistolars? Sieht man von den Unterschiedlich-

keiten ab, die der Wechsel der jeweiligen Adressaten, nicht nur inhaltlich, Ebner nahegelegt hat, so sind es vornehmlich zwei Momente: ein behutsam vorführendes, unwillkürlich in seinen Bann ziehendes, und ein geradezu vor den Kopf stoßendes, die als scheinbar disparate Elemente am Aufbau dieser ungewöhnlichen *confessio* in Briefform wesentlich beteiligt sind. Sie erhellen im letzten nur die Schwierigkeiten, mit denen dieser glücklich wiederentdeckte Brückenbauer vom Ich zum Du [und *viceversa*] im Innersten seines Gewissens- und Gedankenhaushalts ständig zu kämpfen hatte, um seinen erstaunlichen Wäge- und Wagemut vor sich selbst und anderen zu rechtfertigen. Dies zu bezeugen und in seiner Tragweite über das Zeit-Zufällige hinaus faßbar zu machen, dazu können und werden die Briefe Ebners als ein Hilfsmittel beitragen, das für sich selbst spricht und doch mehr noch andere ansprechen wird in seiner tief bedenklichen Art. Auch dann natürlich wird noch ein Rest des vielfältig Erwägenswerten bleiben, für das nicht leicht ein Nenner zu finden sein dürfte, der der Bedeutung dieses sich selbst oft leidenschaftlich in Frage stellenden Denkers wie der Signatur seiner Zeit entspräche.

Man hat es versucht. Man hat von philosophischer, ja auch und gerade von existenzphilosophischer Seite her die Bemerkung gehört: Kennzeichnend für Ebners Gesamtschaffen sei das Fehlen des Humors. – Nun ja, das scheint beinahe wahr zu sein. Auch nach dem Zeugnis dieser Briefe, die so gut wie gar kein Hehl daraus machen und doch nicht ganz verbergen können, wie viel des Aufheiternden Ebner in der Begegnung mit Menschen, die ihm nahestanden, doch ei-

gentlich geboten war und von ihm auch angenommen wurde. Wußte er doch um die Macht des Wortes, die den Menschen ins Herz trifft und seinen Geist entzündet, mochte auch schwermütige Veranlagung seinem Frohsinn, seinen Augenblicksfreuden, Grenzen setzen. Hat man Ebner von Angesicht zu Angesicht gekannt, dazu sein Reden und Schweigen, dann glaubte man zu spüren: Wir kennen die Geheimnisse der Schwermut und kennen sie doch nicht. – Gut denn, bleiben wir also dabei: es fehlt der Humor. Aber du lieber Himmel, woher nehmen und nicht stehlen?!, ich bitt' Sie! Das steht doch wie mit unsichtbaren Lettern an das Firmament dieser Auseinandersetzungen geschrieben, die da, anscheinend unablässig um den Grundgedanken seiner pneumatologischen Denkvorgänge kreisend, Ebner wohl keine Wahl nach seinem bloßen Gutdünken ließen. Vergegenwärtigen wir uns nur die Situation: Hier der ungeheure Existenzernst eines Menschen, der, wund an Leib und Seele, mit seinen außerordentlichen Verstandeskräften [inclusive seinem Musikverständnis, seinem Kunst- und Naturempfinden] in das Gehäuse eines arm- und mühseligen Pflichtlebens voller Widerwärtigkeiten, eben eines Wiener-Wald-Schulmeisters, gebannt ist; der Ausschau hält, um sich zurechtzufinden, doch immer wieder an den Rand der Verzweiflung gedrängt, für jeden Lichtstrahl empfänglich ist, der ihm den Sinn seines Daseins für sich und andere erhellen könnte. Und dort, nein da – in dieser dennoch gern aufgesuchten österreichischen Hauptstadt mit ihren Konzerten, ihren Museen, Kuriositäten –, eine betriebsame Umwelt von Zelebritäten und Tagesgrößen, die, wenn zufällig

sein Blick auf sie fiel, nur seinen Hohn und Spott herausfordern konnte. Nein. Mit dem Schwimmgürtel des Humors, diesem bewährten und mit Recht allseits geschätzten Mittel, sich als katholischer Christ über Wasser zu halten, war Ebner und seinen Absichten, seinen Grundeinsichten, in eklatanten Notzeiten nicht gedient.

Doch genug! Entgleitend schon allen jenen Verständigungsweisen, die im Grunde zu nichts oder fast zu nichts führen, selbst fast keinen Boden mehr unter den Füßen und immer tiefer eingetaucht in meine zunehmende Schwerhörigkeit, möchte ich nur noch rasch wiederholen dürfen, was ich bereits den ›Kösel-Nachrichten‹ anvertraute: Welch eine Überraschung, diese Briefe! Überraschung sogar für mich, der ich Ebner doch zu kennen glaubte, gründlich, aus persönlichem Umgang und einem Briefwechsel, der sich durch alle Stadien seiner Mitarbeit am ›Brenner‹ hinzog, und darüber hinaus. Doch auch diese Korrespondenz war meinem Gedächtnis schon so gut wie entschwunden und tritt nun samt den Anlässen, die zu ihr geführt haben, mit einer Lebendigkeit, einer Deutlichkeit wieder in Erscheinung, die etwas Ergreifendes für mich hat. Sie durchsonnt geradezu meine alten Tage, als gelte es, zusammen mit all den anderen Zeugnissen eines zwar im Grunde einsamen, beklemmend einsamen, aber den Leiden und geistigen Bedrängnissen seiner Mitmenschen voll aufgeschlossenen Lebens, mich erst jetzt die wahren, die tieferen Beweggründe schauen zu lassen, die dieser Denkergestalt an einer entscheidenden Wende unserer erlebten Zeitverhäng-

nisse eine so eigentümliche Prägung und Bedeutung gaben. Man staunt und faßt es kaum, wie hier von Ebner die intimsten Bezirke seines Seelen- wie nicht minder Sinnenlebens ausgeleuchtet werden, um die besonderen Umstände und Voraussetzungen deutlich zu machen, die ihn befähigten, mit einer Unbefangenheit und doch Gewissenhaftigkeit ohnegleichen in einem Konfliktbereich erschütternder Überlegungen zu bestehen, die fast jeder Tag und jede Person, zu der er in Beziehung trat, unausgesetzt an ihn herantrugen. So entsteht ein Sichtraum von Reminiszenzen, die über ihre privaten Gültigkeiten hinweg mehr als hinreichend die persönlichen Motive klarstellen, die Ebner seine Bedeutung als Denker *sui generis* im Gesamtbild der geistigen Bestrebungen seiner Zeit geben. Wir sind befugt, sie heutzutage mit jener unbedingten Aufgeschlossenheit für die Tragweite ihres Rückstrahlungsvermögens entgegenzunehmen, die aller Geistesgegenwart, die aus Verhangenem und scheinbar Verganem neu hervortritt, als einem Phänomen, das zu bedenken ist, zukommt. Man kann nur wünschen, daß der Reflexcharakter dieser Briefdokumente in seiner Bedeutung für die Grundeinschätzung jener Schriften Ebners, die in zwei Bänden, neu ediert, bereits vorliegen, voll erkannt wird. Dann wird sich erweisen, daß mit diesem Band die Krönung einer Leistung vollbracht ist, die in einem ungewöhnlichen Sinne zeitfällig war und für welche dem Herausgeber und dem Verlag Dank gebührt. Dank wie jedem Wagnis heute, das seine Fühler beherzt in die Zukunft ausstreckt.

GRUSS NACH STAUF

Epilog in Briefform

Jeder Gedenktag, lieber Drexel, Dich betreffend, berührt auch mich, das weißt Du. Vollends der bevorstehende, an dem Du siebzig Jahre alt wirst – wie sollte ich ihn vorübergehen lassen, ohne Dich, den anderthalb Jahrzehnt und mehr noch jüngeren, begrüßt zu haben! Dankbar, wie nur je ein Mensch dem anderen sein kann, den er in entscheidenden Situationen als Mitmenschen erkannt hat. Den er überdies als Publizisten hochschätzt. Habe ich Dich doch auf Deinem eigentlichen Gebiet, das früh schon eine weit ausgreifende Gesinnung offenbarte, als unerschrockenen Verfechter einer Voraussicht kennengelernt, wie sie mir, wenn auch unter anderen Gesichtspunkten und Voraussetzungen, selber einmal ein Bedürfnis war. Denn Widerstandskämpfer schließlich waren wir beide [ja bist Du noch heute!]: Du in Deinem, ich in meinem Wirkraum von Berufenheit; vergleichbar jedenfalls in einem: in dem gewagten Einsatz von Kräften, eigenen und geliehenen, die uns, über ihr Schwinden hinweg, bis heute beide am Leben erhielten.

Wohl könnte es sich lohnen, das unterschiedlich Faßbare dieses Vorgangs am Rande unserer Beziehungen näher zu beleuchten. Aber sein Auffallendes verliert sich ohnehin unter dem offenkundigen Anschein des Vorgesehenen, das ihm zugrund liegt. So genüge Dir, daß ich mir – noch und wieder einmal – die vielen Aufmerksamkeiten vergegenwärtige, die Du mir erwiesest, seit wir uns kennen. Seit wir uns ins

Auge fassen und zum erstenmal die Hand reichen konnten. Das war, als Du eines Tages, landflüchtig und verfermt – ein Schutzsuchender, der manches [zuletzt auch noch Mauthausen] hinter sich gebracht hatte – bei mir in Tirol auftauchtest, um in meiner Nähe und womöglich unter meinem Beistand gewisser aufrichtender Impulse wieder habhaft zu werden. Nun, es gelang, scheint mir, zu beidseitiger Zufriedenheit, und wirkte sich, wie Du meintest, auch noch segensreich auf Deine Schaffenskräfte aus, als Du späterhin mit Hilfe Deiner Frau [nach Überwindung freilich zahlreicher anderer Schwierigkeiten noch] die Früchte Deines hochherzigen Unternehmergeistes einheimsen konntest und ich zu wiederholten Malen, ein gern gesehener Gast, bei Euch auf Stauf weilen durfte.

Noch glaube ich zu sehen, was mir von dorthen, diesem unvergleichlichen Annex zu Deinem Wirken in Nürnberg, zuwinkt. Bildeindrücke vor allem. Der erhabene Hügel, schon von weitem sichtbar, von der Burg gekrönt. Dann das jäh und stolz aufragende Burggemäuer – Ruine voller Fährlichkeiten, mächtig dastehend, trotzend dem Verfall der Zeiten und den Winden, die über sie hinweggehen; gleichwohl Schutzdach, Schutzgehege, zuverlässiges, um den Wohn-, den Neubau, der ihr eingefügt ist; eingepaßt geradezu, als gelte es, ein Exempel zu statuieren: als sei eben, richtig angepackt, eine »Ausklammerung« von Gegensätzen im geschichtlichen Ablauf der Zeit, wie sie hier demonstriert ist, die selbstverständlichste Sache der Welt. Das Ganze ein Asyl der Zuversicht und Geborgenheit heute, und Heimstatt, wahrhaft mittelfränkisch anmutende, einer mit Vorliebe gepflegten, edlen Gastlichkeit.

Wer hier eingeladen ist, an den Vorzügen dieser eigentümlichen Behausung hoch über dem buckligen Ort, der ihren Osthang erklimmen will, teilzunehmen, wird in allem und jedem dem Walten einer Menschenfreundlichkeit begegnen, wie sie ja auch Deine Publizistik [vornehmlich im Spielraum ihrer so gründlich beherrschten Polemik] als ihr bevorzugtes Herzensanliegen ausstrahlt. Wollte ich dazu noch die Weite des Horizonts und die Ausblicke in eine unvergleichliche Landschaft rühmen, die sich vom frühen Aufgang bis zum Niedergang der Sonne [einem überaus gern sich Zeit lassenden] auf Stauf dem staunenden Auge darbieten, dann würde mein Abschweifen von jedem vernünftigen Beitrag zu dieser Festschrift voraussichtlich keine Grenzen mehr kennen, und ich müßte vor dem Nutzlosen meiner Bemühung glattweg die Segel streichen.

Schluß daher mit solchen Extravaganzen! Würde mir doch ernstlich bedeutet, daß diesmal vorwiegend wissenschaftliches Geschütz aufgefahren werden soll, um der heuer fälligen Respektsbezeugung vor Dir und Deinen Verdiensten das ihr zukommende gehobene Gesicht und Gewicht zu verleihen. Das verstehe und respektiere ich vollkommen. Gleichwohl macht es mir bange. Denn ich berge im Grunde, mehr oder minder verschämt, einen Spaßvogel in mir, der seine Einfälle, seine karge Wortbeute, gern aus der Luft greift. Leider. Leider. Man hat mir also, offenbar aus Rücksicht auf mich und meine diesbezügliche »Kapazität« nahegelegt, ich möge, um mich auf dem Boden des Geplanten mit gebotenem Anstand [oder Abstand?] bewegen zu können, [wieder einmal!] über Trakl schrei-

ben. Aber du lieber Himmel, wo käme ich da hin? Bin ich denn nicht die längste Zeit schon mit dem Verewigten wie an ein Hauskreuz genagelt, von dem ich nicht mehr loskomme?! Allzu oft auch habe ich schon das wenige, das ich über Trakl geschrieben, wie einen Fleckerlteppich aufgetrennt und, je nach Bedarf und Brauchbarkeit, bald so, bald anders, wieder zusammengestückelt. Das ist doch, weiß Gott, Handhabung einer Geschicklichkeit, die, mehr oder weniger aufgenötigt, einem Mißgeschick am Ende verteuftelt ähnlich sieht. Ich habe mich daher für berechtigt gehalten, dieser gütigen Anregung nicht zu folgen.

Wie aber wär's mit einem anderen Vorschlag? Er betrifft zwar keinen Dichter, sondern einen Denker. Noch dazu einen, der in seiner intensiven Befassung mit dem Wort als einem ursprünglichen Wirklichkeitsvehikel des Geistes zwischen Mensch und Mensch und von Mensch zu Gott ein gewisses Vorurteil gegen Dichter zunächst nicht unterdrücken und erst später, mühselig genug, überwinden konnte. Wer die Geschichte des ›Brenner‹, meiner einstigen Zeitschrift, kennt, samt den merkwürdigen Geschicken, die ihren Lauf und Verlauf bestimmten, der kennt auch den Namen Ferdinand Ebner. Der weiß, und zwar aus einer Erinnerung heraus, die tiefer als gemeinhin seinem Gedächtnis eingeprägt sein mag, wer diesen Namen trug und daß er einem Mann gehörte, der 1931 als pensionierter Schulleiter einer Wienerwaldgemeinde, noch nicht fünfzigjährig, unter ärmlichen Verhältnissen starb. Blicke ich zurück auf das, was ich diesem [nach Theodor Haecker wichtigsten] Hauptmitarbeiter des ›Brenner‹ in einer entscheidenden

Phase seines Gestaltwandels verdanke, so staune ich heute noch; ja heute mehr denn je. Denn erst jetzt tritt auf das deutlichste in Erscheinung, wie sehr ich einst unter dem Eindruck einer geglückten Voraussicht stand, als ich diesen wahrhaftigen und stets gewissenhaft mit sich selbst zu Rate gehenden Freund die ergreifendste Denkergestalt nannte, die Österreich zwischen zwei Weltkriegen hervorgebracht hat. Ja, diese Bemerkung von mir enthält sogar noch ein Moment des Eingrenzenden, das nicht annähernd dem Aufsehen gerecht wird, das Ebner einst bei seinem Auftauchen – denn er, Ebner, ist in Wahrheit der Entdecker, der Mit- und Wiederentdecker des »dialogischen Prinzips«, das [von Buber so genannt] heute in vieler, auch nicht weniger Nachbeter, Mund ist – sofort und weithin in der Welt der Philosophen erregt hat. Zum Glück liegt heute Ebners großes Werk, bei Kösel in drei voluminösen Bänden musterhaft ediert,¹ in einer neu gewonnenen Übersichtlichkeit vor, und nun überzeuge man sich selbst, ob ich zu viel oder zu wenig gesagt habe. In einer Einleitung zu dieser repräsentativen Ausgabe habe ich auch den Besuch erwähnt, der mir an Ebners Sterbelager noch kurz vor seinem Tode vergönnt war, und den unvergeflichen Blick voll Klarheit und Gefäßtheit hervorgehoben, mit dem mich der Freund zu guter Letzt hinaus in einen schön zur Neige gehenden Sommertag entließ. »Anders war dies«, schrieb ich im Gedenken daran, »und doch nicht weniger ergreifend als jener regungslos entrückte, schon ganz ins Dunkel seines Hingangs eingetauchte Abschiedsblick, den ich von Georg Trakl einst empfangen hatte, als ich ihn an der düsteren Ab-

schiedsstätte seines kurzen Erdenlebens im Garnisonsspital zu Krakau verließ. Was war, so fragte ich mich oft, diesen Augenblicken mit ihrem unvergänglichen Nachglanz im Herzen des Empfänglichen zu entnehmen, wenn nicht die Ausgesetztheit aller menschlichen Kreatur inmitten eines Daseinsverhängnisses, das notdürftig sich selbst zu erhellen am Ende nur dem gelingen mag, der sein Licht – sein starkes oder schwaches Licht – von oben empfängt. Denn beide, das sah ich klar, der Dichter wie der Denker, im Eigentümlichen ihrer Sehergabe einander wie von ferne nahegerückt, waren Aufgeopferte. Waren Opfer einer Zeitenwende und als solche preisgegebene Verteidiger eines Lückenbüßertums, das uns in Trakl einst sein tragisches, in Ferdinand Ebner hingegen sein tröstliches Wahrgesicht enthüllt hat. Durfte doch die Lampe, die oft spät noch nachts oder schon sehr früh, da alles noch im Schläfe lag, auf dem Schreibtisch des Lehrers von Gablitz brannte, auch in übertragenem Sinn für das einsame Licht eines Daseins stehen, das vor dem Morgen wacht. Aber da war im Umkreis dieser Leuchte auch jeweils schon die Nacht gewichen und der Tag heraufgestiegen. Ein neuer Tag: der Alltag eben mit neuen Mühen und Sorgen, aber aufgehoben schließlich und geborgen in jenem Aufblick einer unsäglichen Erkenntlichkeit, mit der nur der zu Tod Erschöpfte die Wunder der Schöpfung wie auch das Rätselhafte menschlicher Schicksalsbestimmungen begrüßt und begreift.«

Ich glaube, lieber Drexel, darin ist alles enthalten, was, in Analogie zu dem Gesagten, Dich und mich

und alle, die da im Geiste eines Sinnes mit uns sein mögen, getrost angehen darf. Willst Du aber zudem noch erfahren, wie und welcher Art im einzelnen die persönlichen Erschütterungen waren, die diesem Denkerleben sein unvergeßliches Gesicht im Geistesleben seiner Zeit und zugleich eine Sehergabe verliehen, die im Spiegel seiner eigenen Bedrängnisse mit einem Tief- und Weitblick ohnegleichen unser aller Notlage ins Auge fassen und ergreifend reflektieren konnte: dann nimm den Band mit Ebners Briefen her, der bei Kösel als Abschlußband der Werke unlängst erschienen ist und sein Licht, sein stark erhellendes, zurückwirft auf die beiden Bände, die ihm vorausgegangen sind. Vorläufig jedoch laß mich Dir Vielbeschäftigtem dazu noch eine Stelle aus einem Brief zitieren, den mir Heinrich von Trott² zu Weihnachten aus seiner hessischen Heimat schrieb:

» ... Heute wollte ich Ihnen aber noch etwas anderes erzählen. Im Frühjahr hat mir ein junges befreundetes Mädchen nach einem kurzen Besuch bei uns Ferdinand Ebners Aphorismen geschenkt, weil ihr das so viel bedeutete. Wir hatten nie darüber gesprochen, auch wußte sie nichts von Ihnen, noch von Ebner. Ich habe sofort Ihr schönes ergreifendes Vorwort gelesen und mich dann für den Rest des Jahres fast ausschließlich mit diesem Buch beschäftigt. Soeben habe ich den zweiten Band bekommen und den dritten bestellt. Ich muß sagen, daß mich seit langer, langer Zeit kein Buch so tief ergriffen, ja erschüttert hat wie dieses. Wie wunderbar, daß Sie diesen Schatz der Menschheit noch enthüllen und überliefern konnten! Die Erfahrungen und Aussagen dieses Erschütterten und Erleuchteten sind

imstande, das geheime Licht der Wortenthüllungen in den Dunkelheiten und Bedrängnissen unserer eigenen Existenz Erfahrungen zu entzünden und wieder zum Leuchten zu bringen. Ja, die grauen Schleier der Zeit – und ihrer seit Jahrhunderten verstellten Perspektiven und Horizonte – beginnen sich zu lichten und Blick und Weg in ein neues Leben der geistigen Existenz des Menschen zu erschließen, als wäre es genau für uns – heute – geschrieben. Es ist kaum auszudrücken, wie dankbar ich Ihnen bin.«

Ein Herzerguß, gewiß. Ein Privatbrief. Mag sein. Aber fundiert und, weil Wesentliches offenbarend, vielleicht gerade hier, in diesem Quasi-Brief an Dich, den auf alles gut und gern Aufpassenden, recht am Platz. Denn nicht überall, wo deutsche Sprache ihre Schwingen ausprobiert, um auf gut Glück in Köpfen und Herzen Berufener bei sich zu Hause zu sein, dürfte eine ähnliche Bereitschaft bestehen, sich in den weitläufigen Gedankengängen einer Denkerexistenz zurechtzufinden, die, ihrer Zeit bereits entrückt, so konzentriert den Ausdruck ihrer Aktualität bewahren konnte. Und nicht oft dürfte es der Fall sein – oder doch? –, daß unter unaufhörlichen Erschütterungen durch Zeitergebnisse, die schon so viele Menschenschicksale zusammen- oder auseinandergebeutelt haben, Angehörige einer jüngeren und jüngsten Generation Halt und Rückhalt für sich und andere just in der Bestandfähigkeit dessen zu finden wissen, was ehemals aus der jeweiligen Präsenz und Prüfung eines Augenblicks heraus von einem einzelnen gedacht und niedergeschrieben wurde. Immerhin, es mag auch da nicht ganz leicht sein, sich in Texte zu versenken, die ihr Tröstliches

heute nur tiefer veranlagten Geistern im Getriebe dieser Welt, dem rastlos und zwiespältig alles hinter sich lassenden, offenbaren. Sonst könnte wohl nicht zutreffen, was eine Stimme aus dem Ausland – eine, deren Ruf das heimliche Gesicht dieser Epoche mitbestimmt hat –, was Wystan Hugh Auden kürzlich der deutschen Öffentlichkeit zu verstehen gab: er wundere sich, daß der Name Ferdinand Ebner in Deutschland so wenig bekannt sei.⁸

Nun, was ist da schon verwunderlich, wirst Du Dir, lieber Drexel, denken. Bist Du doch auf Deinem eigenen Gebiet, als ein Schriftsteller von erprobter politischer Voraussicht, auch nicht gerade arm an Erfahrungen, die das Reservierte deutscher Sachverständiger gegenüber Wagnissen, mit denen sie zunächst nichts anzufangen wissen, als ein Kuriosum typischer Art bestätigen können.

Doch was tut's? Wir werden alt und älter, Freund. Wir lernen nicht aus und werden doch bald ausgelernt haben. Lassen wir's also genug sein für heute! Der Samen der Erwägungen, den wir ausgestreut haben, wird aufgehen oder nicht. Verweht sein oder nicht. Andere werden darüber zu befinden haben. Nach uns kommende. Falls überhaupt. Und so sage ich Dir, alles Denkbare vor Augen: Auf Wiedersehen, vielfach bewährter Freund! Sei's wo immer. Heut oder morgen. Hier oder dort.

REDE BEI DER VERLEIHUNG DES
EHRENZEICHENS FÜR WISSENSCHAFT
UND KUNST IN WIEN

1966

Verehrter Herr Bundesminister!
Meine Damen und Herren!

Wie schön, daß Felix Braun schon alles Wesentliche hervorgehoben hat, was diese Feier heute – nach Kennzeichnung ihrer Bedeutung durch den Herrn Minister – zum Anlaß einer besonderen Dankbarkeit für uns macht. Fast zögere ich, seiner aus Erinnerung bewegten Rede noch etwas hinzuzufügen. Nun bin ich aber eigens nach Wien gekommen, um an diesem Festakt teilzunehmen, und da möchte ich als Ältester der heute Ausgezeichneten doch gern noch etwas sagen, das mir am Herzen liegt und mir ineinemhin gestattet, mich auf anständige Art und so, daß hoffentlich keine Verstimmung zwischen uns zurückbleibt, von Ihnen zu verabschieden.

Denn herzlich, versteht sich, wie immer, doch hochgestimmt wie noch nie ist heute mein Bedürfnis zu danken. Zu danken zuvörderst, wie es sich geziemt, dem Herrn Bundespräsidenten für die Verleihung einer Auszeichnung, die sozusagen die Krönung aller Ehrungen darstellt, die mir in letzter Zeit, kaum weiß ich wofür, überraschend zuteil geworden sind. Doch darf gerade deshalb, wie mir scheint, dieser Vorgang einen Sinn beanspruchen, der dem gegebenen Augenblick über sein Vorübergehendes und sein notwendiges Gesichtsfeld *ad personam* hinaus den Anschein ei-

ner erhöhten Bedeutung, um nicht zu sagen: eine gewisse Weihe verleiht. Denn wie könnte ich dieses Zeichen, dieses mit gebührendem Respekt entgegenenommene Ehrenkreuz betrachten, ohne daß es mir zugleich ein Hinweis darauf wäre, in welchem Vaterland der wahren Heimatliebe und eines grenzenlos erhellten Inbegriffs von aufgeschlossener Menschenliebe auch unser österreichisches Geschick am Ende geborgen ist und über alle Fährnisse, Wirrnisse und Wunschträume hinweg voraussichtlich wohlbehütet sein wird.

Vielleicht darf ich annehmen, daß dieses Gesicht einer ausgesprochenen Erkenntlichkeit auch Ihnen, Herr Minister, etwas zu sagen hat, wie auch den vielen anderen, die dazu beigetragen haben, daß meine hohen Altersjahre noch so viel Licht und gute Luft zum Hinübergehen empfangen durften. Es bleibt in mir, dieses Licht, auch und gerade jetzt, da ich, wie von ungefähr ans Ziel einer unverhofften Bestimmung getragen, alle Anwesenden und Abwesenden noch einmal grüßen möchte: Adieu! Leben Sie wohl! Und lassen Sie uns auch unserem Einzuheimsenden, unserem zeitlich Abgelaufenen jeweils gutgelaunt und mit entsprechender Nachsicht begegnen! Dann ist Zuversicht bewahrt, Geduld noch im Verdutztsein geübt und, so sonderbar uns unsere Wortverbundenheit gerade als Verstumme noch berühren mag, fürs erste wie fürs letzte unserer vorläufigen und hier auf Erden ja nie ganz aufhörenden Mühseligkeiten um Verständigung auch von der Sprache her Genüge getan.

ANHANG

BIOGRAPHISCHES NACHWORT

Ludwig von Ficker wurde am 13. April 1880 als ältester Sohn des Innsbrucker Rechtshistorikers Julius von Ficker geboren. In München verbrachte er seine Kindheit. 1896 übersiedelte er nach Innsbruck, das er seither nur selten und immer nur für kurze Zeit verlassen hat. Nach der Matura im Jahre 1900 versuchte er sich zuerst in juristischen, dann in germanistischen und schließlich in kunsthistorischen Studien. Diese führten ihn auch nach Berlin, Wien und Rom; er brachte sie jedoch nicht zum Abschluß.

In Innsbruck fand er Kontakt mit liberalen ›Jung-Tirolern‹ und anderen freigeistigen Zirkeln. Zunächst der Notwendigkeit enthoben, einem Brotberuf nachzugehen, schrieb er als freier Schriftsteller Gedichte, kulturkritische Glossen und Rezensionen für verschiedene Zeitungen und Zeitschriften und verfaßte auch Dramen. Der Einblick in die Mängel einer Innsbrucker Literaturzeitschrift, deren redaktionelle Leitung man ihm angeboten hatte, veranlaßte ihn schließlich, eine eigene Zeitschrift zu gründen.

So erschien am 1. Juni 1910 das erste Heft des ›Brenner‹. Auf gut Glück und ohne festes Programm begonnen, wurde die Zeitschrift Ludwig von Fickers Lebenswerk. Hauptmitarbeiter war lange Zeit Carl Dallago; neben ihm veröffentlichte der ›Brenner‹ regelmäßig Beiträge von Arthur von Wallpach, Hugo Neugebauer, Ludwig Seifert, Max von Esterle und Karl Röck. Unter den vielen Lyrikern der ersten Jahre ragen Theodor Däubler, Albert Ehrenstein und Else Lasker-Schüler hervor. Im Mai 1912 brachte der

›Brenner‹ zum erstenmal ein Gedicht von Georg Trakl, der fortan in kaum einem Heft der Vorkriegsjahrgänge fehlte. Kritische und essayistische Beiträge erschienen von Hermann Broch, Karl Borromäus Heinrich und Adolf Loos; am bedeutsamsten aber wurde die Mitarbeit Theodor Haeckers, der in seinen Übersetzungen und Interpretationen nachdrücklich auf Sören Kierkegaard hinwies und der Kulturkritik im Geist von Karl Kraus neue Impulse gab.

Bis zum Kriegsausbruch erschien der ›Brenner‹ ziemlich regelmäßig als Halbmonatsschrift. Der fünfte Jahrgang, 1915, wurde, da der Herausgeber zum Kriegsdienst einrücken mußte, zu einem Jahrbuch – mit Beiträgen von Trakl, Rilke, Haecker, Kierkegaard, Laotse und Dallago – zusammengefaßt. Darin verfestigten sich die Züge des ersten Gesichts des ›Brenner‹ und kündigte sich das zweite an.

Nach glücklicher Heimkehr aus dem Krieg bemühte sich Ludwig von Ficker sofort wieder um die Herausgabe der Zeitschrift. Dallago und Haecker lieferten Beiträge; als neuer Mitarbeiter wurde durch die Vermittlung Haeckers Ferdinand Ebner gewonnen. Die lyrische Tradition des ›Brenner‹ setzten Anton Santer und Josef Leitgeb fort; dazu kamen Gedichte aus dem Nachlaß von Franz Janowitz. Aber obwohl der Herausgeber den Rest seines Vermögens für Zeitschrift und Verlag opferte, konnte das Unternehmen – die sechste Folge erschien 1919 bis 1921 in zehn Heften – nur durch die Hilfe von Freunden weitergeführt werden.

Im Herbst 1921 zwang die wirtschaftliche Lage Ludwig von Ficker, den Brenner-Verlag dem Wagnerschen

Universitäts-Verlag in Innsbruck anzugliedern und selber als Angestellter dort einzutreten. Da ihm die selbständige Leitung von Verlag und Zeitschrift garantiert war, konnten von 1922 bis 1928 sechs ›Brenner‹-Jahrbücher [Folge VII–XII] erscheinen.

Um die Mitte der zwanziger Jahre hatten sich die Spannungen unter den Hauptmitarbeitern der Zeitschrift – Dallago, Haecker und Ebner –, die schon während der VI. Folge beinahe den Kreis gesprengt hätten, verstärkt, und der Herausgeber sah sich vor schwierige Entscheidungen gestellt. Haecker und Ebner hatten den ›Brenner‹ einem entschiedenen Christentum zugeführt; dies und des Herausgebers Eintreten für Paula Schlier, in der er ein eigenartiges religiöses Sehertum ahnte, veranlaßte schließlich alte Freunde, insbesondere Carl Dallago, ihm und dem ›Brenner‹ den Rücken zu kehren.

In der Periode der Beruhigung, die auf die heftigen Auseinandersetzungen um Christentum und Kirche folgte [XI.–XIII. Folge], trat nach Gertrud von le Fort und neben Paula Schlier Hildegard Jone mit lyrischen Zyklen in den Vordergrund. Das starke weibliche Element gibt dem Antlitz des ›Brenner‹ in seiner zweiten Entwicklungsphase zuletzt noch Züge einer weicheren Stimmung und ästhetischer Gelöstheit.

Die äußeren Bedingungen aber verschlechterten sich weiter. Ludwig von Ficker mußte Ende 1928 aus dem Verlag ausscheiden. Um für sich und seine Familie den Lebensunterhalt zu sichern, trat er 1929 bei den ›Innsbrucker Nachrichten‹ in eine dürftig besoldete Stelle als Zeitungskorrektor im Wochenlohn ein. Wohl bahnte sich 1930 eine günstige Wendung an: Ludwig

von Ficker konnte den Brenner-Verlag in sein Eigentum zurückführen; seinen Notberuf als Korrektor behielt er jedoch bei, um den Verlag nicht zu belasten.

1932 verlor Ludwig von Ficker auch diesen Posten. Er war längere Zeit arbeitslos, bis es ihm gelang, in der Verlagsanstalt Tyrolia – wieder als Korrektor im Wochenlohn – unterzukommen. 1933 und 1934 erschienen noch zwei schmale Jahrbücher [Folge XIV und XV], in denen die Züge des dritten Gesichts des ›Brenner‹ voll ausgeprägt sind. Mit Paula Schliers Betrachtung über das Wesen der Kirche und Ignaz Zangerles Analyse ihrer Situation zeigt sich die Zeitschrift nun im katholisch-kirchlichen Glauben verankert.

Nach zwölfjähriger Pause, im Jahr 1946, trat der ›Brenner‹ wieder an die Öffentlichkeit; weitere Jahrbücher folgten 1948 und 1954. Obwohl diese Folgen mit ihrer Fülle neuer Mitarbeiter und Themen wie ein neuer Beginn anmuteten, gab Ludwig von Ficker der Zeitschrift in der XVIII. Folge 1954 mit den Erinnerungen an Ferdinand Ebner, Carl Dallago, Georg Trakl, Ludwig Wittgenstein und Rainer Maria Rilke sein »Abschiedsgesicht« und setzte, vierundsiebzigjährig, mit der kleingedruckten Notiz »Ende des Brenner« den Schlußstrich unter sein Lebenswerk.

Ludwig von Ficker ist am 20. März 1967 gestorben. Er wurde am 24. März, am Karfreitag, auf dem Friedhof von Innsbruck-Mühlau neben dem Grab Georg Trakls beigesetzt.

ZUR TEXTGESTALTUNG

›Denkzettel und Danksagungen‹ hat Ludwig von Ficker diesen Band betitelt, der Aufsätze und Essays, Lobreden und Nachrufe des ›Brenner‹-Herausgebers aus den Jahren 1910–1966 in chronologischer Reihenfolge enthält. Die Sammlung ist nicht vollständig. Der Herausgeber hat vielmehr in stetem Einvernehmen mit dem Autor darauf Bedacht genommen, daß die Auswahl die großen Entwicklungslinien des Lebenswerkes Ludwig von Fickers deutlich machen sollte. Texte, die in ihrer Gesamtheit nur Voraussetzung oder Wiederholung von anderswo gültiger Gesagtem bedeutet hätten, und solche, die – wie die polemischen Glossen der Frühzeit – zu sehr an ihre konkreten und meist lokalen Anlässe gebunden waren, um über diese hinaus Teilnahme beanspruchen zu dürfen, wurden nicht aufgenommen.

Der Text dieser Ausgabe folgt im Wortlaut meist unverändert den gedruckten Vorlagen oder den Handschriften. Lagen mehrere Fassungen vor, so wurde in der Regel die erste, seltener die letzte aufgenommen; größere Änderungen sind im Anhang vermerkt. Ludwig von Ficker hat gelegentlich in spätere Arbeiten Zitate aus früheren unverändert übernommen. Diese Wiederholungen wurden als Kernsätze dessen, worauf es ihm besonders ankam, in vollem Wortlaut belassen.

An einigen Stellen wurden auf Wunsch des Verfassers geringfügige stilistische Verbesserungen ohne besonderen Nachweis vorgenommen, so daß dieser Band, der von Ludwig von Ficker noch selbst korri-

giert wurde, die Bezeichnung einer Ausgabe letzter Hand in Anspruch nehmen darf.

Die biographischen Notizen im Anmerkungsteil sollen die persönlichen und literarischen Beziehungen der zitierten Persönlichkeiten zum Herausgeber des ›Brenner‹ andeuten. Nur dort, wo ihre äußeren Lebensumstände nicht als bekannt vorausgesetzt werden konnten, wurden weitere Daten angeführt.

Der Herausgeber wurde beim Sammeln und Sichten, Auswählen und Erläutern der hier vorgelegten Texte besonders von Walter Methlagl, dem Betreuer des ›Brenner‹-Archivs an der Universität Innsbruck, unterstützt. Er verdankt ihm, sowie dem langjährigen Mitarbeiter des ›Brenner‹, Ignaz Zangerle, viele wertvolle bio- und bibliographische Hinweise. Der Theodor-Körner-Stiftungsfonds in Wien hat dem Herausgeber durch die Verleihung eines Förderungspreises die Aufgabe der Manuskripterstellung erleichtert. Ihnen und allen, die sonst noch mit Rat und Tat behilflich waren, sei aufrichtig gedankt!

ANMERKUNGEN UND QUELLENHINWEISE

KARL KRAUS

In: ›Der Brenner‹, I. Jahr, 2. Heft, 15. Juni 1910, S. 46–48, unter dem Pseudonym ›Fortunat‹.

Den hier abgedruckten Artikel über *Karl Kraus* [1874 bis 1936] hatte Richard Weiß 1911 im ›Brenner‹-Exemplar der Nationalbibliothek gefunden und dem ›Fackel‹-Herausgeber vorgelegt. Diesem imponierte es, daß ein so entschiedenes Eintreten für sein Werk so lange vor ihm verborgen bleiben konnte und daß ihm das Heft nicht als »Probe-Exemplar« vorgelegt worden war. Wie sehr Kraus den ›Brenner‹ schätzte, den er nun regelmäßig las, zeigt die bekannte Notiz: »Daß die einzige ehrliche Revue Österreichs in Innsbruck erscheint, sollte man, wenn schon nicht in Österreich, so doch in Deutschland wissen, dessen einzige ehrliche Revue gleichfalls in Innsbruck erscheint.« Von seiner persönlichen Wertschätzung für L. v. F. zeugt die Widmung, die er ihm nach einem Besuch 1913 in ein Buch schrieb: »Wenn ich – statt sie ›nur zu zerstören‹ – mich auf allgemeines Verlangen entschlösse, die Welt ›auch aufzubauen‹, so brauchte ich einen Plan. Und den nähme ich von der Erinnerung an den einen Tag in Mühlau.« Es sei ferner daran erinnert, daß Kraus L. v. F. in seinem Drama ›Die letzten Tage der Menschheit‹ eine der wenigen positiven Rollen zugewiesen hat. Er ist der ›Freund‹, der aus dem Heimkehrerlager in Galizien einen Brief schreibt [Karl Kraus, ›Die letzten Tage der Menschheit‹, München: Kösel 1957, S. 628–631].

VORLESUNG KARL KRAUS

In: ›Der Brenner‹, II. Jahr, 16. Heft, 15. Jänner 1912, S. 563–569.

¹ Veranstaltet als erster literarischer Abend des ›Brenner‹ am 4. Jänner [1912] im kleinen Stadtsaal zu Innsbruck. – Karl Kraus, nach beiden Abteilungen zu mehreren Zugaben genötigt, las im ersten Teil: ›Der Traum ein Wiener Leben‹, ›Die Feuilletonisten plündern den Hausrat der Natur‹,

›Riedau und Lido‹, ›Ostende, erster Morgen‹, ›Die Vision vom Wiener Leben‹, ›Vorstellung eines Tages der Kindheit‹, ›Die Welt der Plakate‹, ›Die Malerischen‹ – im zweiten Teil: ›Die chinesische Mauer‹, ›Der Biberpelz‹, ›Zur Erleichterung des Lebens‹, ›Der Deutlichkeit halber‹. [Anm. im Erstdruck]

VINZENZ MARIA GREGLER

In: ›Der Brenner‹, II. Jahr, 24. Heft, 15. Mai 1912, S. 900.
P. *Vinzenz Maria Gregler* OFM [1823–1912], Bauernsohn aus Telfs in Nordtirol, wurde 1846 in Salzburg zum Priester geweiht. Fast 70 Jahre seines Lebens verbrachte er im Franziskanerkloster in Bozen und war erster Direktor des dortigen Ordensgymnasiums. Sein Interesse galt besonders der Geologie, Mineralogie, Botanik, Zoologie und der Kunstkritik. Eine Berufung als Professor nach Buenos Aires lehnte er auf Geheiß seiner Ordensoberen ab.

RUNDFRAGE ÜBER KARL KRAUS

Zuerst erschienen in: ›Der Brenner‹, III. Jahr, 18.–20. Heft, Juni und Juli 1913. Wir folgen der Fassung des Sonderdrucks, Innsbruck, Brenner-Verlag 1917. Der Sonderdruck wird mit den folgenden Vorbemerkungen eingeleitet:

›Vor nunmehr vier Jahren hat die Zeitschrift ›Der Brenner‹ eine Rundfrage über Karl Kraus veranstaltet, deren Ergebnis in drei Antwortfolgen der Hefte 18, 19 und 20 des dritten Jahrgangs zu Mitte Juni, Anfang und Mitte Juli 1913 veröffentlicht wurde. Die Nachfrage nach diesen Heften, die bald nach ihrem Erscheinen fast gänzlich vergriffen waren, hat durch den Ausbruch des Weltkriegs nicht nur keine Minderung erfahren, sondern im Gegenteil: seit jener ersten großen Kundgebung, die der Herausgeber der ›Fackel‹ im Dezember 1914 zu eben diesem Krieg erließ, hat sich das Interesse für die inzwischen verschollene Kraus-Enquête derart gesteigert, daß sich die Ausgabe eines Sonderdrucks als dringend nötig erwies. Wenn diese Publikation, verzögert durch die Widrigkeit der Zeitumstände, erst heute – im Frühjahr 1917 – erscheinen kann, so kommt sie hof-

fentlich doch immer noch zurecht, um inmitten einer Weltordnung, die das Leben des Genügsamen ans Messer liefert, damit der Allerweltausbeuter weiterhin sein Wohlleben friste, dem stillen Einverständnis jener zu begegnen, die sich beizeiten zu einem Leben der Weltabgeschiedenheit bekehrt haben und denen das blutige Verhängnis unserer Tage, soweit sie ihm nicht selbst zum Opfer gefallen sind, den Blick vielleicht für manches, doch nimmer für die Einsicht zu trüben vermochte, daß der wahre, der einzige Weltkrieg, für den Feuer und Flamme zu sein dem Geiste heute noch geziemen mag, nach wie vor im roten Heft der ›Fackel‹ von einem Einzigem geführt und entschieden wird.«

»Die Rundfrage über Karl Kraus enthält Antworten von Else Lasker-Schüler, Richard Dehmel, Frank Wedekind, Thomas Mann, Peter Altenberg, Georg Trakl, Adolf Loos, Otto Stoessl, Dr. S. Friedländer, Peter Baum, Carl Dallago, Arnold Schönberg, Professor L. E. Tesar, Univ.-Prof. Dr. Walter Otto, Karl Borromäus Heinrich, Karl Hauer, Robert Scheu, Albert Ehrenstein, Dr. J. Lanz von Liebenfels, Hermann Wagner, Hermann Broch, Alfred Mombert, Thaddäus Rittner, Richard Schaukal, Univ.-Prof. Marcel Ray, Willy Haas, Prof. Otto Rommel, Franz Werfel, Oskar Kokoschka, Stefan Zweig und ein Vor- und Nachwort des Herausgebers Ludwig von Ficker.«

¹ Siehe zu diesem Fall Nr. 374/375 der ›Fackel‹ vom 8. Mai 1913: ›Wer ist der Mörder?‹ [Anm. im Erstdruck]

² Gemeint ist Else Lasker-Schüler.

³ Es ist die Stellungnahme Stefan Zweigs. Sie lautet:

»Ich glaube, daß diejenigen, die Karl Kraus innerlich oder äußerlich aggressiv gegenüberstehen, ihn durch das Wort oder ihr Schweigen stark negieren, noch ein wertvolleres Verhältnis zu ihm haben, als die Menge, die seine Vorlesungen füllt und die ›Fackel‹ sich von Hand zu Hand reicht, denn wenden sich jene mit ihrem Widerstand wenigstens gegen das Zentrale seiner Persönlichkeit, so ducken diese ihre kleinen ohnmächtigen unproduktiven Giftigkeiten hinter seinen explosiven Haß, Marodeure des Neides auf seinen Schlachtfeldern. Diese Gefolgschaft, die sich gleichsam

über ihn hinweg amüsiert, einen Spott, den kaum er, keineswegs aber sie ein Recht hat, an produktiven Persönlichkeiten zu üben, gierig aufnimmt – diese Wirkung seines Wesens ist mir wie nur möglich antipathisch und er an diesem Publikum schuldtragend, weil er sie, statt als Mißverständnis seiner inneren Absicht zu verachten oder als Nebenwirkung geringzuschätzen, immer wieder von neuem sucht und als Beweis gelten läßt, was nur gegen ihn sprechen würde. Jubel in Bielitz, hohe Auflagen, volle Säle sind Argumente eines Otto Ernst, nicht die eines Künstlers, der die wesenhaften und darum im Sichtbaren nicht so peinlich deutlichen Formen des innern Wertes visiert, der vom Ruhm doch den seltensten und kostbarsten will: den einsamen, der im Gegenwärtigen noch keine Stimme hat und nur unterirdisch gährende Gewalt. Mein stärkster positiver Eindruck von Karl Kraus war darum ein bloß relativer: der Vergleich bei einer zufälligen Lektüre des ersten Jahrgangs der ›Fackel‹ mit den Heften von heute, wo freilich nichts an der [mir für Sympathie unzugänglichen] Persönlichkeit geändert ist, wohl aber das Niveau des Angriffs und seine künstlerische Intensität, die ich so sehr schätze, als es meiner Natur möglich ist, Lebensmanifestationen zu werten, die nicht im letzten einem Enthusiasmus und einer Steigerung der Freude dienen, also nur mit dem Kunstintellekt, nicht aber mit dem Innersten und mir Entscheidenden meines Wesens.*

* Vgl. hiezu Nr. 391/392 der ›Fackel‹ vom 21. Jänner 1914, worin unter ›Notizen‹ auf diese Rundfrage Bezug und zu einigen Äußerungen – so namentlich zu der Stefan Zweigs – Stellung genommen wird. [Anm. im Erstdruck]

GEORG TRAKL

Zuerst erschienen in: ›Menschheitsdämmerung‹, hrsg. von Kurt Pinthus [Berlin: Rowohlt 1920, Hamburg ²1959].

Georg Trakl [1887–1914] kam durch Vermittlung Robert Müllers, eines der ältesten ›Brenner‹-Mitarbeiter, den er während seines Wiener Aufenthaltes kennengelernt hatte, mit L. v. F. in Verbindung. Dieser war es nämlich, der ihm

das Gedicht ›Vorstadt im Föhn‹ hatte zukommen lassen, das am 1. Mai 1912 [II. Jahr, 23. Heft] im ›Brenner‹ erschien. Wenige Wochen später fand die erste Begegnung statt, von der L. v. F. aus der Erinnerung 1964 folgendes berichtet [abgedruckt in leicht veränderter Form auch in: ›Georg Trakl in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten‹. Dargestellt von Otto Basil. Reinbek: Rowohlt 1965]:

›Wie haben Sie Georg Trakl kennengelernt? wurde ich oft gefragt. – Es war im Café Maximilian, im ersten Stock. Wieder einmal hatte ich mich, bald nach Mittag, dort eingefunden, um am sogenannten Brennertisch Freunde zu treffen. Kaum hatte ich mich zu ihnen gesetzt, als mir in einiger Entfernung ein Mensch auffiel, der zwischen zwei Fenstern, die auf die Maria-Theresienstraße hinausgingen, allein auf einem Plüschsofa saß und mit offenen Augen vor sich hin zu sinnieren schien. Die Haare kurz geschoren, mit einem Stich ins Silbrige, das Gesicht von unbestimmbarem Altersausdruck: so saß dieser Fremde also da, in einer Haltung, die unwillkürlich anziehend wirkte und gleichwohl Distanziertheit verriet. Doch merkte ich schon, auch er sah, wenn auch scheinbar in sich gekehrt, mit prüfendem Blick wiederholt zu uns herüber, und, kaum war ich aufgetaucht, dauerte es nicht sehr lange, daß mir der Ober seine Karte übergab: Georg Trakl. Erfreut stand ich auf – denn kurz vorher [im Mai 1912] hatte ich sein Gedicht ›Vorstadt im Föhn‹ veröffentlicht –, begrüßte ihn und bat ihn an unsern Tisch.« Trakl, der gerade als »Medikamentenakzessist« im Innsbrucker Garnisonsspital Dienst tat, war damit in den Freundeskreis des ›Brenner‹ eingetreten. Als Trakl L. v. F. gegenüber einmal über seine Unterbringung klagte, lud ihn dieser ein, in seine Wohnung nach Mühlau zu übersiedeln. Ein lebhaftes Bild von der Rolle Georg Trakls im ›Brenner‹-Kreis, zu dem damals insbesondere auch Max von Esterle, Karl Borromäus, Heinrich und Bruno Sander [der später unter dem Pseudonym Anton Santer schrieb] zählten, vermittelt das vor kurzem aufgefundene Tagebuch Karl Röcks, das Hans Szklenar 1966 [siehe Bibliographie] veröffentlicht hat. Zwei Stellen daraus seien hier mitgeteilt:

»12. I. 1913 In der ›Brenner‹runde eine Einheit, ein wahrer Kreis, aber keineswegs ein Organismus, ein natürlicher, sondern ein Traklsches Gedicht; einigermaßen von außen zusammengezogen durch die mystische Anziehungskraft Trakls...« [S. 229]. – »18. [?] I. 1913 Trakl hält magisch mystisch die unzusammengehörigsten scheinbar heterogensten Elemente zusammen: in den Gedichten die einzelnen Momente, im Leben die Menschen, den ›Brennerkreis...« [S. 230].

VORWORT ZUM WIEDERBEGINN

In: ›Der Brenner‹, VI. Folge, 1. Heft, Ende Oktober 1919, S. 1–4.

¹ Aus: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, Salzburg: Otto Müller ¹²1965, S. 127.

NOTIZ DES HERAUSGEBERS

In: ›Der Brenner‹, VI. Folge, 3. Heft, Mitte Februar 1920, S. 238 bis 240.

¹ Karl Kraus berichtet in der ›Fackel‹, XXII. Jg., Nr. 531 bis 543, Mai 1920, S. 39–41, über die Vorgeschichte dieser Vorlesung folgendes:

»Die Einladung nach Innsbruck war vom Landesbildungsamt ausgegangen, zu dessen Gunsten meine Vorlesung stattfinden sollte. Ich hatte Ludwig Ficker, den Herausgeber des ›Brenner‹, dem ich ein altes Versprechen zu erfüllen hatte, ersucht, sich mit dem Landesbildungsamt zu einigen und war damit einverstanden, daß auch eine zweite Vorlesung stattfinde, zu einem Zweck, dessen Wahl dem Veranstalter überlassen blieb. Nach etlichen Wochen schrieb er vom Krankenlager:

›Innsbruck, 15. 1. [1920]

– – Schon vorher hatte ich wiederholt versucht, mich mit Herrn K..... vom Landesbildungsamt in Verbindung zu setzen, ohne daß es mir gelang; vorgestern ließ ich, da Herr K..... wieder abwesend schien, ihn telephonisch auffordern, mich doch unter allen Umständen noch am selben Tag anzurufen, alles ohne Erfolg. So bat ich meinen Freund L. [der

mit mir zusammen den Verlag hat), persönlich beim Landesbildungsamt vorzusprechen und nachzusehen, was da eigentlich los sei. L. stellte sich dort vor – vor einem Tisch mit 3 Infanteristen und 1 Major –, sagte, in welcher Angelegenheit er käme und fragte nach dem Herrn K....., der die Veranstaltungen des Landesbildungsamts leite. Darauf entspann sich vor dem verdutzten L. der folgende Dialog der Repräsentanten des Landesbildungsamtes:

Infanterist: Der Herr K..... hat hier nichts mehr zu suchen. Das Landesbildungsamt sind wir und der Herr Major da. Sagen Sie nur dem Herrn Kraus, er braucht nicht mehr zu kommen.

Major: Wer ist denn der Herr Kraus?

Infanterist: Herr Major wissen ja, das ist der, der die ›Fackel‹ herausgibt!

Major: Ja so – der! – Nein, den brauchen wir nicht, der braucht nicht zu kommen.

Infanterist: Also, sagen Sie das auch dem Herrn Ficker, damit kein Mißverständnis ist.

Womit L., der einen Lachkrampf kaum mehr verbeißen konnte, in Gnaden entlassen war.

Ich weiß nicht, ob Sie unter diesen Umständen noch Lust haben, hieher zu kommen. Ich selbst würde ja nun die Vorlesungen lieber allein veranstalten als in Verbindung mit diesem Milieu. Also bitte, wenn es sich machen läßt: Dem ›Brenner‹ wird es eine Freude und Ehre sein, beide Vorlesungen zu veranstalten. Verschiedentlich wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß eventuell mit organisierter Opposition zu rechnen wäre [zumal ja auch ehemalige militärische Größen, wie Conrad, Dankl etc. hier ihren Wohnsitz haben], aber ich weiß nicht, inwieweit die Haltung des Landesbildungsamtes am Ende darauf zurückzuführen ist und dergleichen überhaupt in Frage kommen darf. Hoffentlich gelingt es mir, die Beheizung sicherzustellen, für die ursprünglich das Landesbildungsamt zu sorgen versprochen hat. Das ist das Schwierigste an der Sache. --

Daß man mich in Innsbruck nicht brauchen kann, hat der Herr Major vorausgewußt. Wozu man Majore braucht,

nach dem Krieg, nach *dem* Krieg und überhaupt, weiß hingegen ich nicht. Da es mir schon nicht gelingen sollte, zur Landesbildung in Tirol mein Scherflein beizutragen, wie wohl ich dazu aufgefordert ward, so ist wenigstens zu hoffen, daß es dem Staatssekretär für Heereswesen gelingen wird, vorausgesetzt, daß sich nicht der Herr Major auch in diesem Falle mit einem ›Ja so – der!‹ abwendet. Ich bin gewiß kein Monarchist, aber ich muß doch zugunsten der Monarchie einräumen, daß sie sich durch eine geringere Toleranz gegen die Republikaner hervorgetan hat als die Republik gegen die Monarchisten. Das Schreiben des Veranstalters hat mich vor der Abreise nach Deutschland nicht erreicht. Sonst hätte ich die Weisung des Herrn Majors, daß ich nicht mehr zu kommen brauche, natürlich auch in dem weiteren Sinne befolgt, daß ich eine Stadt, in der er wirkt, ein Land, dem er die Bildung besorgt, ja womöglich auch einen Staat, der ihn dafür bezahlt und sich im übrigen Republik nennt, gemieden hätte. ›Wir müssen unbedingt wissen, ob Sie kommen werden‹, hatte das Landesbildungsamt geschrieben. Nun mußte ich nur noch vom Landesbildungsamt erfahren, daß ich nicht zu kommen brauche.»

¹ Gemeint ist Theodor Haeckers Aufsatz ›Versailles‹, mit dem dieses Heft eingeleitet wurde. Jetzt in: Theodor Haecker, ›Werke 3‹, München: Kösel 1961, S. 233 ff.

NACHTRAG ZU EINER KRAUS-VORLESUNG MIT SKANDAL

In: ›Der Brenner‹, VI. Folge, 4. Heft, Mitte April 1920, S. 315–320.

¹ Aus: ›Verwandlung‹, in: Karl Kraus, ›Worte in Versen‹, 7. Bd. der Werke, hrsg. von Heinrich Fischer, München: Kösel 1959, S. 11.

MITTEILUNG DES HERAUSGEBERS

In: ›Der Brenner‹, VI. Folge, 10. Heft, Juni 1921, S. 812 bis 821.

¹ In der VI. Folge des ›Brenner‹ wurden regelmäßig Abschnitte aus Dallagos Werk ›Der große Unwissende‹ abge-

druckt. Heft 9 [Anfangs April 1921] enthielt als einzigen Beitrag das Kapitel ›Augustinus, Pascal und Kierkegaard‹, in dem Dallago gegen Ebner – wegen dessen Betonung der ›Glaubensforderung‹ – und gegen Haecker – wegen dessen Eintreten für die ›Kirche Christi‹ polemisiert. Dieser Aufsatz war der unmittelbare Anlaß für die Verwahrung Haeckers, der 1920 zur katholischen Kirche übergetreten war.

² ›Vorwort zum Wiederbeginn‹ [Ende Oktober 1919], S. 34.

³ ›An die Freunde des Brenner‹, in: ›Der Brenner‹, VI. Folge, 8. Heft, Januar 1921. Aufruf zur finanziellen Unterstützung der Zeitschrift, die durch Inflation in starke Bedrängnis geraten war.

⁴ Gemeint ist Ernst Knapp, Altbürgermeister von Schwaz, der dem ›Brenner‹ beträchtliche Summen zugewendet hatte.

FÜR GEORG TRAKLS GRAB

In: ›Der Brenner‹, VII. Folge, 2. Bd., Spätherbst 1922, S. 226–229.

¹ Aus: ›De profundis‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, Salzburg: Otto Müller ¹⁹⁶⁵, S. 63.

² Aus: ›Heiterer Frühling‹, 3. Teil, Georg Trakl, a. a. O., S. 22.

AUFRUF ZUR SUBSKRIPTION AUF DEN NACHLASS VON FRANZ JANOWITZ

In: ›Der Brenner‹, IX. Folge, Herbst 1925, S. 290–293.

Franz Janowitz [1892–1917] stammte aus Pödebrad an der Elbe in Böhmen. Er besuchte das Gymnasium in Prag, drei Klassen vor Johannes Urzidil. In Leipzig und später in Wien studierte er zunächst Chemie, dann Philosophie. Eine Dissertation über Otto Weininger kam wegen des Kriegsausbruchs nicht mehr zum Abschluß. Gedichte von ihm erschienen zu seinen Lebzeiten in den ›Herderblättern‹ [Prag 1912] und in dem Jahrbuch ›Arcadia‹ [Leipzig: Kurt Wolff 1913]. L. v. F. hat Janowitz in der Gesellschaft von Karl Kraus vor dem Krieg in Innsbruck kennengelernt. Teile des

Nachlasses erschienen zwischen 1921 und 1927 im ›Brenner‹. Das Vorhaben der Edition, an der Karl Röck längere Zeit arbeitete, hat sich aus äußeren Gründen zerschlagen.

¹ München: Kurt Wolff 1919, mit einem Widmungsgedicht herausgegeben von Karl Kraus.

² In: Franz Janowitz, ›Auf der Erde‹, a. a. O., S. 31.

DER ABSCHIED

Zuerst erschienen in: ›Erinnerung an Georg Trakl‹, hrsg. von L. v. F., Innsbruck: Brenner-Verlag 1926, 2. Aufl., hrsg. von Ignaz Zangerle, Salzburg: Otto Müller 1959. Wir folgen dem Text der 3. Auflage, hrsg. von Hans Szklenar, Salzburg: Otto Müller 1966, S. 195–218. Aus dem Kapitel ›Briefe Georg Trakls‹ wurde der 1. Absatz von S. 191 an die Spitze, die Einleitung zu dem Abschnitt ›Brief des Bergarbeiters Mathias Roth aus Hallstatt zum Tode seines Herrn‹ [S. 221 f.] an den Schluß gestellt.

¹ Gemeint ist nicht die nächste Nachricht nach diesem Abschied auf dem Bahnhof von Innsbruck, sondern die nächste Nachricht nach vier Feldpostkarten [die erste aus Wien, die übrigen aus Galizien], die in dem Band ›Erinnerung an Georg Trakl‹, a. a. O., S. 191–193, abgedruckt sind.

² Ein Augenzeuge des Vorfalles, Magister Rawski-Conroy, hat später [1954] in einem Gedenkblatt der ›Oesterreichischen Apothekerzeitung‹ darauf Bezug genommen: »Ich sah, wie Trakl mit vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen an der Bretterwand der Scheune lehnte. Die Kappe war seinen Händen entglitten. Er merkte es nicht und ohne auf Zuspruch zu hören, keuchte er: ›Was kann ich tun? Wie soll ich helfen? Es ist unerträglich.‹ – An der Uniform hatte ich erkannt, daß es ein *engerer* Kamerad war, der da in heller Verzweiflung zusammenzubrechen drohte. Ich wollte zu helfen suchen, hatte aber das Empfinden, daß der Bedauernswerte kaum auf meinen Zuspruch achtete, obwohl er seinen Namen murmelte, als ich den meinen nannte. Ich mußte weiter und hatte die beste Absicht, meinem Versprechen gemäß ärztliche Hilfe nach Möglichkeit herbeizu-

schaffen. Es gelang leider nicht.« [Anmerkung von Ignaz Zangerle in der 2. Auflage]

³ Die folgenden Zitate stammen aus: ›Gesang einer gefangenen Amsel‹, in Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, Salzburg: Otto Müller ¹²1965, S. 167.

⁴ Aus: ›Unterwegs‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 97.

⁵ Der in: ›Erinnerung an Georg Trakl‹, a. a. O., S. 221 f., enthaltene Brief wurde hier weggelassen; daher mußte auch der an dieser Stelle eingefügte Hinweis auf Abdruck und Orthographie unterbleiben.

NACHRUF AM GRABE

Gesprochen anlässlich der Beisetzung der Gebeine des Dichters auf dem Friedhof von Innsbruck-Mühlau am 7. Oktober 1925. – Entnommen aus ›Erinnerung an Georg Trakl‹, S. 251–255. In der VII. und VIII. Folge des ›Brenner‹ waren Aufrufe zur Sicherung von Georg Trakls Grab auf dem Friedhof von Rakowice erschienen [s. ›Für Georg Trakls Grab‹, S. 71]. 1925 konnten die sterblichen Überreste Trakls nach Tirol überführt werden. Den Grabstein in Form eines Kreuzes, der auf einer eingelassenen Platte nur den Namen des Dichters, einen Stern und das Symbol einer zerbrochenen Leier mit einer Lorbeerzweige enthält, schuf der Bildhauer Josef Humplik.

¹ Aus: ›Helian‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, Salzburg: Otto Müller ¹²1965, S. 80.

² Aus: ›Frühling der Seele‹, in: Georg Trakl, a. a. O., S. 142.

³ A. a. O., S. 143.

⁴ Aus: ›Heiterer Frühling‹, 3. Teil, in: Georg Trakl, a. a. O., S. 22.

ADOLF LOOS ZUM 60. GEBURTSTAG AM 10. DEZEMBER 1930

In: ›Adolf Loos. Festschrift zum 60. Geburtstag‹, Wien: Lanyi 1930, S. 13–18.

Adolf Loos [1870–1933] verbrachte mit L. v. F., dessen Gattin, Karl Kraus, Peter Altenberg und Georg Trakl im Au-

gust 1913 einen Badeurlaub in Venedig. Im Herbst dieses Jahres erschienen dann zwei Beiträge von Adolf Loos im ›Brenner‹. Von Trakl wurde Loos sehr geschätzt, auch Ebner stand mit ihm in Verbindung.

¹ ›Trotzdem. 1900–1930‹; die von Franz Glück zusammengestellte Aufsatzsammlung, erschien Ende 1930 [Innsbruck: Brenner-Verlag]. 1931 konnte, ebenfalls im Brenner-Verlag, eine zweite, erweiterte Auflage als Band 2 der ›schriften von Adolf Loos in zwei bänden‹ veranstaltet werden. – ›Ins leere gesprochen. 1897–1900‹ erschien erstmals 1921, bearbeitet von Heinrich Kulka, in deutscher Sprache im Verlag Georges Crès & Co, Paris, »da kein deutscher verlag die veröffentlichung wagte« [Adolf Loos]. 1932 kam eine überarbeitete, neugeordnete und geringfügig erweiterte zweite Auflage als Band 1 der ›schriften von Adolf Loos in zwei bänden‹ [Innsbruck: Brenner-Verlag] heraus. Beide Bände zusammen wurden 1962 als Band 1 der ›Sämtlichen Schriften in zwei Bänden‹ von Franz Glück [Wien-München: Herold] herausgegeben; Band 2 ist in Vorbereitung.

² Adolf Loos beklagte sich im Vorwort zur Ausgabe von ›Trotzdem‹: »Das perfide buch ›die form ohne ornament‹, 1924 in stuttgart erschienen, verschweigt meinen kampf und verfälscht ihn zugleich.«

³ ›Der tag der siedler‹ [1921], in: ›Sämtliche Schriften‹, hrsg. von Franz Glück, Wien-München: Herold 1962, S. 379 ff.

⁴ Auf dem Umschlag von ›Trotzdem‹ war eine Porträtaufnahme des schwerhörigen Loos [von Trude Fleischmann] reproduziert, die auch in die ›Sämtlichen Schriften‹ wieder aufgenommen wurde; a. a. O., Tafel nach S. 352.

⁵ In ›Regeln für den, der in den Bergen baut‹ [1913] heißt es: »Fürchte nicht, unmodern gescholten zu werden... Denn die wahrheit, und sei sie hunderte von jahren alt, hat mit uns mehr inneren zusammenhang als die lüge, die neben uns schreitet.« In: ›Sämtliche Schriften‹, a. a. O., S. 329 f.

⁶ ›Josef Veillich‹ [1929], in: ›Sämtliche Schriften‹, a. a. O., S. 436 ff.

ABSCHIED VON MALER SCHNEGG

Entnommen aus: ›Innsbrucker Nachrichten‹, Innsbruck, vom 21. Jänner 1932.

Alfons Schnegg [1895–1932] aus Innsbruck, wurde nach Studien in Innsbruck und Wien akademischer Maler. Er trat erst nach dem ersten Weltkrieg mit Bildern hervor, vornehmlich mit Landschaften und religiösen Motiven. Das Kriegerdenkmal in Mühlau entstand 1926.

¹ Erich Lechleitner: ›Bild- und Schnitzwerk. Mit einem Begleitwort aus Bruchstücken von Anton Santer‹. Innsbruck: Brenner-Verlag 1924.

² Gasthof in Innsbruck-Mühlau, in dem sich auch Trakl gern aufhielt.

AUS EINEM BRIEF AN WERNER MEYKNECHT

Entnommen aus: ›Erinnerungspost. Ludwig von Ficker zum 13. April 1965 zugestellt‹, Salzburg: Otto Müller 1965.

¹ Ernst Bayerthal, ›Georg Trakls Lyrik. Analytische Untersuchung‹. Diss. Frankfurt a. M. 1926.

² Das Selbstporträt Georg Trakls wurde von Hildegard Jone kurz vor ihrem Tod [1963] für das Trakl-Zimmer des neuen Salzburger Museums bestimmt und befindet sich jetzt im Besitz der Salzburger Landesregierung.

³ Aus: ›Abendländisches Lied‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, Salzburg: Otto Müller ¹²1965, S. 133.

⁴ ›Über Sprache und Kunst‹, in: ›Der Brenner‹, VII. Folge, 1922, S. 121–147; s. insbesondere S. 146.

⁵ Der Holländer van der Lubbe zündete am 27. Februar 1933 das Reichstagsgebäude in Berlin an. Diese Brandstiftung wurde von den Nationalsozialisten rücksichtslos zur Ausschaltung ihrer politischen Gegner benutzt. Die Vermutung, daß van der Lubbe das Werkzeug der Nationalsozialisten bzw. der Kommunisten war, hat sich nicht bestätigt.

⁶ ›Der Brenner‹, XV. Folge, 1934, bringt [S. 48–85] unter dem Titel ›Das Menschenbild bei Georg Trakl‹ einen Ausschnitt aus der Dissertation Werner Meyknechts gleichen Titels. [Quakenbrück: Kleinert-Verlag 1935]

ZUM 60. GEBURTSTAG VON KARL KRAUS

In: ›Der Brenner‹, XV. Folge, 1934, S. 34–37.

¹ Diese Würdigung ist als ›Vorbemerkung des Herausgebers zum 60. Geburtstag von Karl Kraus‹ vor den Beitrag von Werner Kraft ›Zu zwei Gedichten von Karl Kraus‹ gesetzt.

² Die Gedenkrede, gesprochen von L. v. F. bei einer Gedächtnisfeier für Karl Kraus bei Radio Innsbruck am 10. Juli 1949 unter dem Titel ›Karl Kraus und die Sprache‹, hält sich im wesentlichen an den Wortlaut dieses Essays, nur die Einleitung ist verändert; sie lautet:

›Blicken wir heute auf Karl Kraus zurück, dann dünkt es uns, als habe Glanz und Fallreife einer kaum noch überlebten Vergangenheit in der unheimlichen Prägung seiner Erscheinung eine Ausstrahlung erfahren, die ihn wohl oder übel zu einem luziferischen Spiegelbild seiner bedrohten Zeit und Umwelt machen mußte. Wie wären auch sonst die Verlegenheitsausbrüche von Entrüstung und Bewunderung zu verstehen, die der flagrante Gewissenseinsatz des Herausgebers der ›Fackel‹, in der dämonischen Aufgeschlossenheit seiner Vortragskunst überdies zu höchster Paradoxie gesteigert, durch mehr als drei Jahrzehnte hervorrief, und wie das faszinierende Schau- und Hörspiel einer Polemik zu deuten, in der die Zeit, gleichsam zu Tode getroffen, noch in ihrem erbärmlichsten Kauderwelsch aufschrie, um schließlich als verlorenes Echo in eine der verwunderlichsten Selbstbestimmungen der deutschen Sprache einzugehen. Kein Zweifel, es war das Leiden eines Hörers und Sehers, das der Leidenschaft...‹

³ Mitgeteilt in einer Notiz der ›Neuen Zürcher Zeitung‹ vom 23. März 1934, die sich auf einen unlängst in Genf erschienenen Separatdruck von Briefen aus den ›Cahiers Léon Bloy‹ bezieht. [Anm. im Erstdruck]

⁴ Aus: Karl Kraus: ›Nach dreißig Jahren‹, in: ›Worte in Versen IX‹, 1931. [Anm. im Erstdruck.] Jetzt in: ›Worte in Versen‹, München: Kösel 1959, S. 518 ff.

BRIEF AN JOHANNES ÖSTERREICHER

Zuerst erschienen in: ›Die Erfüllung‹, Jg. 3, 1937, S. 115 bis 123. Entnommen aus: ›Erinnerungspost. Ludwig von Ficker zum 13. April 1965 zugestellt‹. Salzburg: Otto Müller 1965, S. 19–30.

Der Empfänger des Briefes, der damalige Kaplan Johannes Österreicher, der in den dreißiger Jahren das Pauluswerk als Stätte der Begegnung zwischen Christen und Juden begründete, hatte L. v. F. um eine Stellungnahme zur Judenfrage gebeten. Der jetzige Prälat Österreicher, der in den Vereinigten Staaten lebt, war beim Zweiten Vatikanischen Konzil wesentlich an der Ausarbeitung der ›Erklärung über das Verhältnis der Kirche zu den nichtchristlichen Religionen‹ beteiligt.

EIN ZUFALLSGUTACHTEN. AUF WUNSCH ERSTATTET WÄHREND DES DRITTEN REICHES

Verfaßt um 1940, unveröffentlicht.

In seiner Eigenschaft als Korrektor der Tyrolia-, damals Alpenland-Druckerei, wurden L. v. F. mitunter Aufgaben zugeteilt, die eigentlich zu den Agenden eines Lektors gehörten. So hatte er auch das dem Verlag eingereichte Gedichtmanuskript eines jungen Germanisten zu beurteilen, der sich stark der politischen Zeitströmung überließ.

ABSCHIED VON THEODOR HAECKER

In: ›Der Brenner‹, XVI. Folge, 1946, S. 264–266.

Theodor Haecker [1870–1945] studierte nach einer kaufmännischen Lehre in Berlin und München Philosophie, unter anderen bei Dilthey, Virchow und Max Scheler. Er war Mitarbeiter und später Schriftleiter der ›Meggendorfer Blätter‹ [die 1929 mit den ›Fliegenden Blättern‹ vereinigt wurden]; in deren Verlag erschien 1913 Haeckers Schrift ›Sören Kierkegaard und die Philosophie der Innerlichkeit‹. Durch sie wurde L. v. F. auf Haecker aufmerksam und lud ihn zur Mitarbeit am ›Brenner‹ ein. Von Februar 1914 bis 1932 war Haecker einer der entschiedensten Mitarbeiter des ›Brenner‹. Unter dem Titel ›Abschied von Theodor Haecker‹ sind vier

Beiträge zusammengefaßt: ein Nachruf, den August Zechmeister am 21. Dezember 1945 im Wiener Rundfunk gesprochen hatte, ein Beitrag von Richard Seewald – mit einer Porträtzeichnung –, der in der Zeitschrift ›Christliche Kultur‹, Zürich, vom 27. Juli 1945, erstmals erschienen war, ein Auszug aus einem Brief der Tochter Theodor Haeckers Irene an L. v. F. vom August 1945; an vierter Stelle folgt der Nachruf L. v. F.s.

NACHRUF FÜR MAX VON ESTERLE

Gesprochen beim Begräbnis im Friedhof zu Wilten am 10. Jänner 1947. Unveröffentlicht.

Der Landschaftsmaler *Max von Esterle* [1870–1947] aus Cortina d'Ampezzo hatte in Paris studiert und war besonders von den Impressionisten angeregt worden. Er veröffentlichte in den Jahren 1910–1914 regelmäßig Karikaturen und – unter dem Pseudonym ›Benedikt‹ – kunstkritische Glossen im ›Brenner‹. Seine in den ersten zwei ›Brenner‹-Jahrgängen erschienenen Zeichnungen wurden zusammen mit anderen 1911 unter dem Titel ›Tirols Koryphäen‹ als Erstlingswerk des Brenner-Verlags in Buchform veröffentlicht. In seinem Atelier entstand Ende 1913 oder im Frühjahr 1914 das Selbstbildnis Georg Trakls, das im Brief an Werner Meyknecht erwähnt wird.

EIN BILD VON HANS KESTRANEK

Geschrieben um 1949/50. Unveröffentlicht.

Hans Kestranek [1873–1949] aus Prerau in Böhmen war von Beruf Architekt. Als solcher arbeitete er längere Zeit in den Vereinigten Staaten, versuchte sich dann in der Malerei, studierte in München und Paris, unternahm Kunstreisen nach Italien und Spanien und geriet über die Kunstgeschichte in den Bann der Philosophie des Thomas von Aquin. In seiner Nachfolge verbrachte er die beiden letzten Jahrzehnte seines Lebens, teils in München oder Oberbayern im Kreis um Theodor Haecker, teils in St. Gilgen am Wolfgangsee. Seine freundschaftlichen Beziehungen zu L. v. F. führten ihn wiederholt nach Innsbruck. Beiträge von

ihm enthalten die ›Brenner‹-Folgen von 1946 und 1948. In seinem Nachlaß fand sich das noch unveröffentlichte philosophische Werk ›Politeia‹. Joseph Bernhart hat ihm in der letzten Folge des ›Brenner‹ einen Nachruf gehalten.

ZUR RELIGIÖSEN BEDEUTUNG DER DICHTERIN ELSE LASKER-SCHÜLER

Erschienen unter dem Titel ›Die religiöse Bedeutung der Dichterin Else Lasker-Schüler‹ in: Else Lasker-Schüler, ›Dichtungen und Dokumente‹, hrsg. von Ernst Ginsberg. München: Kösel 1951, S. 606–609.

Else Lasker-Schüler [1869–1945] kam als ehemalige ›Fackel‹-Mitarbeiterin mit dem ›Brenner‹ in Berührung. Sie beteiligte sich 1913 an der ›Rundfrage über Karl Kraus‹; 1914 erschienen einige Gedichte mit Zeichnungen im ›Brenner‹. Zusammen mit ihrem Sohn besuchte sie L. v. F. mehrere Male in Mühlau. Ihre illustrierten Briefe an den ›Landvogt [Ludwig] von Tyrol‹ aus den Jahren 1913–1918 werden in einer Briefausgabe der Dichterin im Kösel-Verlag, München, erscheinen. Während Trakls Aufenthalt in Berlin im März 1914 gestalteten sich ihre Beziehungen zum ›Brenner‹ besonders eng.

ERINNERUNG AN FERDINAND EBNER

Rede, gesprochen bei der Ebner-Gedenkfeier in Gablitz bei Wien am 20. März 1950. Erstmals veröffentlicht in: ›Der Brenner‹, XVIII. Folge, 1954, S. 217–224.

Ferdinand Ebner [1882–1931] aus Wiener Neustadt, Volksschullehrer in Gablitz, war durch Josef Räuscher auf die ›Fackel‹ und durch diese auf den ›Brenner‹ aufmerksam geworden, den er zunächst einen »Kraus-Ausläufer in der Provinz« nannte. Theodor Haecker hatte L. v. F. auf Ebner und das Manuskript ›Das Wort und die geistigen Realitäten‹ hingewiesen, das, nach Vorabdrucken im ›Brenner‹ ab 1919, im Jahre 1921 im Brenner-Verlag erschien. Über die tiefen freundschaftlichen Beziehungen Ebners zu seinem einzigen Verleger geben die Briefe Aufschluß [Ferdinand Ebner: ›Schriften III. Briefe‹, hrsg. von Franz Seyr. Mün-

chen: Kösel 1965]. Der vorliegende Text diente L. v. F. als Grundlage für sein Geleitwort zum ersten Band der ›Schriften‹ Ferdinand Ebners [München: Kösel 1963–1965]. Diese Textfassung erschien mit folgender Einleitung:

»Seit langem geplant und erwartet, soll nun also, von kundiger Hand besorgt, Ferdinand Ebners Schrifttum, das ja im Buchhandel kaum mehr erhältlich und überdies zu einem beträchtlichen Teil noch unveröffentlicht ist, in repräsentativen Auswahlbänden erscheinen.

Das ist ein Grund zum Aufatmen [auch für mich, der ich in Notzeiten Ferdinand Ebners erster Verleger gewesen bin] und ein Verdienst, das ich nach Maßgabe meiner Zuständigkeit gern noch entsprechend gewürdigt hätte. Aber alt und verbraucht, was könnte ich zum Lob dieser Leistung schließlich anderes, Einleuchtenderes sagen, als was ich, Ebners gedenkend, schon früher einmal betont habe:

›Es ist immer ein Ereignis und ein Anlaß zu tieferer Besinnung, wenn ein Menschenleben, das wie geschaffen schien, im Glanz des Unscheinbaren dahinzugehen, im Gedächtnis der Nachwelt eine Auferstehung feiern darf, die etwas von dem Geist der Liebe ahnen läßt, der über solchem Vorgang waltet und ihm – besonders heute – eine nicht geringe Weihe und Bedeutung gibt.‹

Nur: existiert denn dieses ›Heute‹ noch? Ist es nicht schon anheimgefallen den selbst so fragwürdig wechselnden Machtansprüchen eines Zeitgeistes, der laufend und fortwährend alles in den Schatten stellt, was der Zuversicht eines lichten Augenblickes Dauer und womöglich Ausstrahlung in ein noch unübersehbares Morgen hinein verheißen könnte?

Gewiß, es scheint so. Aber das bewegt mich ja gerade, an dem zitierten Leitsatz einer Ansprache festzuhalten, die ich an einem wunderschönen Vorostersonntag des März 1950 auf Einladung der Gemeinde Gablitz bei Wien zu Ehren ihres berühmt gewordenen einstigen Schulleiters halten durfte. Ein strahlender Himmel lächelte schon am Morgen vielverheißend über der lieblichen Landschaft des Wienerwalds, aber auch der Geist des glücklich in sein Jenseits ent-

rückten Sehers, der hier gelebt hatte, dürfte zu mancher Überraschung dieses unvergeßlichen Tages nachsichtig gelächelt haben. Eine Feier nämlich war da in Gang gekommen, die einem wahren Volksfest glich. Mit Musik, Girlanden, Fahnschmuck, von Wien her via Purkersdorf vordringenden Autos, Ordnungshütern und allem, was so dazu gehört. Die Straße vor dem Schulgebäude wie dieses selbst waren nach Ferdinand Ebner benannt worden. Im Innern vor dem Treppenaufgang hatte Unterrichtsminister Hurdas eine Büste des Gefeierten samt Gedenktafel enthüllt. Ansprachen wurden gehalten (darunter eine rührende des Gablitzer Bürgermeisters, der als Schulkind einst infolge einer Sprechschwierigkeit die besondere Rücksichtnahme seines Lehrers wie dessen wirksame Hilfe erfahren hatte). Nach Schluß des offiziellen Teiles wanderten viele, einzeln oder in Gruppen, den nicht ganz unbeschwerlichen Weg hinauf zu Ebners Grabstätte auf dem hochgelegenen Friedhof am Waldrand mit seiner schönen Aussicht über das Tal und nahe Hügel hin. Mittags hatte die Gemeinde zu einem opulenten Mahl geladen. Gäste konnten sich da kennenlernen, die Ebner einst persönlich nahestanden, und andere, die als Bewunderer seines Werks, sei es wo immer, doch namentlich voneinander wußten. Begrüßungsschreiben wurden verlesen, auch solche von weither. Kurz, es war dies alles in einer Weise erhebend, daß einem schon ein bißchen schwindlig werden konnte bei der Vorstellung: wenn Ebner, der seiner Neigung zu ironischer Weltbetrachtung mitunter gern die Zügel schießen ließ, das selbst noch miterlebt hätte!

Diese heitere Besorgnis konnte sich übrigens auch auf eine Art Akademie erstrecken, die nachmittags in einem geräumigen, mit Ebners Bild über dem Podium geschmückten Vortragssaal stattfand und mit Schuberts Unvollendeter, gespielt von einem sich tüchtig mühenden Orchester, eingeleitet wurde. Viele Zuhörer, interessierte, waren da, und hier war es also, daß ich die Rede anbringen konnte, die man von mir erwartete und die zu halten mir selbst ein Bedürfnis war. Galt es doch, vornehmlich von meiner

Kenntnis des Menschen her, den Nachweis zu erbringen, daß mit Ferdinand Ebner die ergreifendste Denkergestalt dahingegangen ist, die Österreich in seinem erschütterten Bestand zwischen zwei Weltkriegen hervorgebracht hat. Und daß, was sie *in summa* zu verstehen gab, entscheidend und entschieden zu einer neuen Gewissensbildung im Denken unserer Zeit beigetragen hat.

Hierin bestand nämlich, wie mir schien, die beträchtliche Mission, die dem Leben und Werk Ferdinand Ebners seine eigentümliche Richtung und Bedeutung gab...«

¹ In: ›Für Ferdinand Ebner. Stimmen der Freunde‹, hrsg. von Hildegard Jone, Regensburg: Friedrich Pustet 1935, S. 12.

² Theodor Steinbüchel, ›Der Umbruch des Denkens. Die Frage nach der christlichen Existenz erläutert an Ferdinand Ebners Menschdeutung‹, Regensburg: Friedrich Pustet 1936; Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft ²1966.

³ Josef Räscher, ›Von Mauthner zu Ebner. Sprachkritik und Sprachwirklichkeit‹, in: ›Hochland‹, München, 22. Jg., 7. Heft, April 1925, S. 86–94. Räscher hatte übrigens im ›Brenner‹ II. Jahr, Heft 18, 15. 2. 1912, Gedichte unter dem Titel ›Lieder des Letzten‹ veröffentlicht.

⁴ Ders., ›Ferdinand Ebner‹, in: ›Hochland‹, München, 30. Jg., 7. Heft, April 1933, S. 86–89.

⁵ Ferdinand Ebner, ›Das Wort ist der Weg. Aus den Tagebüchern‹. Ausgewählt und eingeleitet von Hildegard Jone. Wien: Thomas-Morus-Presse im Verlag Herder 1949.

⁶ Ferdinand Ebner, ›Wort und Liebe‹, hrsg. von Hildegard Jone. Regensburg: Friedrich Pustet 1935. Der Verlag übernahm auch die Restauflage von ›Das Wort und die geistigen Realitäten‹ [1921] vom Brenner-Verlag.

⁷ Ferdinand Ebner, ›Schriften‹, hrsg. von Franz Seyr, München: Kösel 1963, Bd. II, 846: »Ich will im Zusammenbrechen meines Lebens Gott die Ehre geben« [Tagebuch-Notiz vom 9. November 1918].

⁸ a. a. O., I 24: »Geist ist Mut zum Leben, wo man ihn nicht für möglich halten sollte.« Diese beiden Stellen wurden erstmals zusammengestellt von Hildegard Jone in ihrer Ein-

leitung zu: ›Für Ferdinand Ebner. Stimmen der Freunde‹, a. a. O., S. 9.

• Aus dem Brief Ferdinand Ebners an L. v. F. vom 27. Mai 1931, in: Ferdinand Ebner, ›Schriften III. Briefe‹, a. a. O., S. 732.

AM GRABE JOSEF LEITGEB'S

In: ›Der Volksbote. Unabhängiges österreichisches Wochenblatt‹, Innsbruck, vom 20. April 1952 [mit einer Kohlezeichnung ›Josef Leitgeb auf dem Totenbett‹ und einer Einführung].

Josef Leitgeb [1897–1952] aus Bischofshofen im Salzburgerischen lebte von Kindheit an in Innsbruck. Er war nach dem Kriegsdienst Verwaltungsangestellter, dann Lehrer, studierte nebenbei zuerst Germanistik, später Jura und wurde 1925 zum Doktor promoviert. Seine Gedichte erschienen von 1921 bis 1926 im ›Brenner‹, im Brenner-Verlag 1922 seine erste Gedichtsammlung. In der Zeitschrift ›Der Sumpf‹ veröffentlichte Leitgeb 1932 unter dem Pseudonym Paul Pasquill ein langes Gedicht gegen den Nationalsozialismus. Von 1945 bis zu seinem Tode war Leitgeb als Stadtschulinspektor in Innsbruck tätig.

¹ Letzte Strophe des Gedichtes ›Zum Gedenken an Georg Trakl‹, in: ›Erinnerung an Georg Trakl‹, hrsg. von Hans Szeklenar, Salzburg: Otto Müller ³1966, S. 20.

FRÜHLICHT ÜBER DEN GRÄBERN

[Zur Geschichte des ›Brenner‹]

In: ›Der Brenner‹, XVIII. Folge, 1954, S. 225–269.

I. Am Grabe Carl Dallagos [a. a. O., S. 225–233]

Carl Dallago [1869–1949] stammte aus einer Bozener Kaufmannsfamilie. Er war ein genialisches Naturtalent; kurz vor der Jahrhundertwende hatte er den erlernten Beruf und den ererbten Besitz aufgegeben, um Schriftsteller zu werden. Er lebte in der Gegend des Gardasees; um 1929 übersiedelte er nach Nordtirol, zuletzt wohnte er in Arzl bei Innsbruck. Eine Stelle als Alminspektor gestattete es ihm, seiner eigen-

willigen Lebensführung treu zu bleiben. Acht seiner Werke, die zuerst im ›Brenner‹ abgedruckt worden waren, wurden im Brenner-Verlag auch in Buchform veröffentlicht.

¹ Carl Dallago, ›Das Buch der Unsicherheiten. Streifzüge eines Einsamen‹. Leipzig: Xenien-Verlag 1911. Einige Kapitel wurden später im ›Brenner‹ abgedruckt.

² Anspielung auf den Titel des Buches von Carl Dallago, ›Der große Unwissende‹. Innsbruck: Brenner-Verlag 1924. Einige Kapitel waren zuvor im ›Brenner‹ erschienen.

³ Gemeint ist die Zeitschrift ›Der Sumpf‹, gegründet 1932 unter Mitwirkung von Carl Dallago von Wilhelm Küttemeyer.

II. Rilke und der unbekannte Freund

In memoriam Ludwig Wittgenstein [a. a. O., S. 234–248]

Rainer Maria Rilke [1875–1926] war mit dem ›Brenner‹ und seinem Herausgeber erst auf die hier geschilderte Weise in Verbindung gekommen. Der während des Krieges abgerissene Briefwechsel wurde 1919 wieder aufgenommen und dauerte bis 1923. Persönlich ist L. v. F. mit Rilke nie zusammengetroffen. Alles Wesentliche über L. v. F.s Beziehung zu Ludwig Wittgenstein [1889–1951] ist in diesem Bericht enthalten.

¹ In: ›Erinnerung an Georg Trakl‹, hrsg. von Hans Szklernar. Salzburg: Otto Müller ³1966, S. 8 f.

² Von Ludwig Wittgenstein liegen jetzt im Suhrkamp-Verlag, Frankfurt, folgende Ausgaben vor: ›Schriften I‹ [1960; ³1963] mit einem ›Beiheft‹ [1960], ›Schriften II‹ [1964], ›Schriften III, Wittgenstein und der Wiener Kreis‹ [1966].

³ Wittgensteins ›Logisch-philosophische Abhandlung‹ erschien 1921 im letzten Band von Ostwalds ›Annalen der Naturphilosophie‹. Die zweisprachige Ausgabe mit dem lateinischen Titel ›Tractatus logico-philosophicus‹ wurde 1922 vom Verlag Routledge & Kegan Ltd., London, herausgebracht.

⁴ Hermann Keyserling, ›Reisetagebuch eines Philosophen‹. Darmstadt: Otto Reichl ¹1919.

⁵ Vgl. Anm. 3. – Die Einleitung von Bertrand Russell ist

jetzt in deutscher Übersetzung zugänglich in: ›Beiheft‹, a. a. O., S. 68–81.

⁶ Aus ›Tractatus logico-philosophicus‹ 6.43, in: Ludwig Wittgenstein, ›Schriften I‹, Frankfurt: Suhrkamp ¹1960, S. 81.

⁷ ›Ludwig Wittgenstein‹, zuerst in: ›Wissenschaft und Weltbild‹, Wien, Oktober 1951; jetzt in: ›Begegnungen und Auseinandersetzungen mit Denkern und Dichtern der Neuzeit‹, Wien: Österreichischer Bundesverlag 1957, S. 313–323.

⁸ Gemeint ist die von der Ferdinand Ebner-Gesellschaft in Wien geplante fünfbändige Ausgabe, von der nur der erste Band, die Neuauflage von: ›Das Wort und die geistigen Realitäten‹ [Wien: Herder 1952], erschienen ist.

⁹ ›Das Schweigen Ludwig Wittgensteins‹, in: ›Wort und Wahrheit‹, Wien, November 1952.

¹⁰ ›Wittgenstein oder Die Destruktion‹, in: ›Der Monat‹, Berlin–Frankfurt–München, Februar 1952; jetzt in: ›Beiheft‹, a. a. O., S. 21–29.

¹¹ ›Bildnis eines Philosophen‹, in: ›Der Monat‹, a. a. O., jetzt in: ›Beiheft‹, a. a. O., S. 16–20.

¹² ›Zu einem Kapitel der jüngsten Philosophiegeschichte‹, in: ›Frankfurter Hefte‹, Frankfurt, Juli 1953; jetzt in: ›Beiheft‹, a. a. O., S. 7–15.

¹³ Aus: ›Tractatus logico-philosophicus‹ 6.432, a. a. O., S. 81.

¹⁴ A. a. O., 6. 4311.

III. Das Vermächtnis Georg Trakls. Dem Herausgeber der Salzburger Gesamtausgabe von Trakls Dichtungen in einem Rückblick zgedacht [a. a. O., S. 248–269].

¹ Gemeint ist Wolfgang Schneditz. L. v. F. wendet sich besonders gegen den dritten Band dieser Ausgabe: ›Nachlaß und Biographie. Gedichte, Briefe, Bilder, Essays‹, Salzburg: Otto Müller 1949.

² In zweiter Auflage hrsg. von Ignaz Zangerle. Salzburg: Otto Müller 1959. Dritte Auflage, hrsg. von Hans Szklenar. Salzburg: Otto Müller 1966.

³ In: ›Der Brenner‹, V. Jahr, 1915, S. 8.

⁴ In: ›Merkur‹, Stuttgart, 4. Jg., 1950, Heft 7.

⁵ Die ersten zwei Zitate stammen aus: ›Jahr‹, das letzte aus:

›Klage‹, beide in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 164 und S. 192.

⁶ In: ›Hochland‹, München, 44. Jg., Heft 4, April 1952.

⁷ Wolfgang Schneditz, ›Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde‹. Salzburg: Pallas-Verlag 1951.

⁸ Karl Borromäus Heinrich veröffentlichte im ›Brenner‹ [1913/14] mehrere Essays. Das Buch ›Erinnerung an Georg Trakl‹ enthält S. 97–116 seinen Beitrag ›Die Erscheinung Georg Trakls‹, dessen erster Teil 1913 im ›Brenner‹ erschienen war. Seine weiter unten erwähnten Romane ›Karl Asenkofer‹ und ›Menschen von Gottesgnaden‹ erschienen 1909 und 1910 im Verlag Albert Langen, München.

⁹ Else Lasker-Schüler, ›Dichtungen und Dokumente‹, hrsg. von Ernst Ginsberg. München: Kösel 1951.

¹⁰ Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, 6. Gesamtausgabe, hrsg. von Kurt Horwitz. Zürich: Die Arche 1945. Dort [S. 227] ist auch ein Ausschnitt eines Briefes von L. v. F. abgedruckt.

¹¹ Es handelt sich um das Gedicht ›Der Untergang‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, Salzburg: Otto Müller 1965, S. 90, das erstmals im ›Brenner‹, III. Jahr, Heft 11, 1. März 1913, abgedruckt worden war.

¹² Siehe S. 333, Anm. 3.

¹³ Siehe S. 333, Anm. 4.

¹⁴ In: ›Wort im Gebirge‹, Folge III, Innsbruck: Tyrolia 1951. Das Zitat reicht bis zum Ende dieses Abschnittes.

NACHRUF AM GRAB VON KARL RÖCK

Gesprochen am 12. Juni 1954. In: ›Wort im Gebirge‹, VI, 1954, Innsbruck: Tyrolia 1954, S. 13–15.

Karl Röck [1884–1954] war ein Tiroler Landesbeamter, dem verhängnisvolle Umstände den Abschluß seiner akademischen Studien verwehrt hatten. Poetisch, philosophisch und sprachwissenschaftlich begabt und gebildet, war er in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg einer der tatkräftigsten Mitarbeiter des ›Brenner‹; er schrieb dort auch unter dem Pseudonym ›Guido Höld‹. Welche Rolle er damals im ›Brenner‹-Kreis spielte, läßt sich jetzt auch aus seinem von Hans Szklenar [siehe Bibliographie] veröffentlichten Tage-

buch ersehen. Eine seiner bleibenden Leistungen ist die Zusammenstellung und Herausgabe des Bandes ›Die Dichtungen von Georg Trakl‹, Leipzig: Kurt Wolff 1919.

¹ Karl Röck, ›Über die Anordnung der Gesamtausgabe von Georg Trakls Dichtungen‹, in ›Erinnerung an Georg Trakl‹, a. a. O., S. 225–249.

NACHRUF AM OFFENEN GRABE DANIEL SAILERS

Gesprochen bei der stillen Beerdigung am Morgen des 21. April 1958 auf dem Westfriedhof zu Innsbruck und nachträglich etwas überarbeitet. In: ›Daniel Sailer – Der Pestalozzi Tirols‹, hrsg. von Hans Falch und Dr. Franz Hölbling, Innsbruck: Tyrolia o. J.

Daniel Sailer [1887–1958] aus Meran war Lehrer und nahm sich besonders der behinderten und zurückgebliebenen Kinder an. Er begründete die Hilfsschule Innsbruck und man nannte ihn wegen seiner vielseitigen pädagogischen Leistungen den »Pestalozzi von Tirol«. Er war auch Ferdinand Ebner, den er in Innsbruck kennenlernte, geistig eng verbunden und zählte zu den Freunden L. v. F.s, die ihm auch in seinen schwersten Zeiten nahe blieben.

¹ In: Ferdinand Ebner, ›Schriften II‹, hrsg. von Franz Seyr, München: Kösel 1963, S. 986.

² Daniel Sailer, ›Indikativ und Konjunktiv oder Kunz von der Rosen‹, in: ›Der Brenner‹, Neunte Folge, 1925, S. 77 bis 124.

DANKSAGUNG

Gesprochen nach Entgegennahme des Diploms eines Ehren doktors der Freien Universität Berlin vom 13. April 1960. Für den Druck revidiert und ergänzt.

In: ›Ludwig von Ficker zum Gedächtnis seines achtzigsten Geburtstags‹. Privatdruck, dem Jubilar gewidmet von seinem Freund Dr. Joseph E. Drexel in Nürnberg, Druckhaus Nürnberg 1960.

Die Ansprache, die Martin Heidegger während des Festmahls an den Jubilar richtete, ist in der erwähnten Publikation ebenfalls abgedruckt; sie sei hier mitgeteilt:

»Lieber, hochverehrter Freund!

Was man so Wirkungen nennt! Während Ihrer »Osterbeichte« habe ich das, was ich sagen wollte, umgeworfen, und sage jetzt etwas anderes. Während Sie sprachen, kam mir die Erinnerung an ein Wort, das bei Antoine de St. Exupéry steht in seinem nachgelassenen Werk »Citadelle«, und das lautet: *Fonde l'amour des tours qui dominent les sables*, Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste.«

Die Wüste ist der Bereich, wo es kein Wachstum gibt. Nicht nur nicht gibt, sondern die Wüste ist der Bereich, der nichts wachsen läßt... Unheimlicher als Zerstörung ist Verwüstung. Und in einem gewissen, weit gedachten, aber gleichwohl nicht verneinend verstandenen Sinn möchte ich sagen, daß wir in einem Zeitalter der Verwüstung leben, insofern kein Wachstum mehr ist, sondern alles der Planung und Berechnung unterworfen wird bis in die Sprache, die in absehbarer Zeit zu einem Instrument der Information umgebildet sein wird. »Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste.« Die Türme! Der Dichter dachte an andere Türme. Es gibt aber Türme, von denen herab es läutet und die den Stundengang der Tage und Jahre zeigen. Von diesen Türmen läutet, wenn man es tiefer deutet, das Geläut der Stille: jenes Sagen, in dem die Dichter und die Denkenden zu sprechen versuchen.

»Stifte die Liebe zu den Türmen, denn sie beherrschen die Wüste.« Stiften heißt: Gründen und schenken. Stifte die Liebe! Wohl die tiefste Deutung dessen, was Liebe ist, steht bei Augustinus, in dem Wort, das lautet: *amo volo ut sis*, ich liebe, das heißt, ich will, daß das Geliebte sei, was es ist. Liebe ist das Sein-lassen in einem tieferen Sinn, demgemäß es das Wesen hervorruft.

Diese Liebe zu stiften, die das Wesenhafte sein läßt und nach dem genannten Wort die Liebe zu den Türmen ist, von denen das Geläut der Stille hörbar wird, diese Liebe stiften, zu gründen und zu schenken, übersteigt alle Leistung der Wissenschaft und alle Tat.

Und weil Sie, hochverehrter Freund, nach dem eben ge-

deuteten Wort ein Stiftender sind, deshalb feiern wir dieses Fest und trinken den festlichen Trunk.«

¹ Es handelt sich um die historisch-kritische Ausgabe der Werke Georg Trakls, die von Walther Killy im Otto Müller Verlag, Salzburg, vorbereitet wird.

² ›Frühlicht über den Gräbern‹, siehe S. 185.

³ Siehe: ›Nachruf am offenen Grabe Daniel Sailers‹, S. 261 und Anmerkungen dazu.

⁴ Aus: ›Klage‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹ a. a. O., S. 192.

⁵ Leopold Liegler war unter dem Pseudonym ›Ulrik Brenndel‹ Mitarbeiter des ›Brenner‹ in dessen ersten Jahrgängen. Er verfaßte u. a. Arbeiten über Karl Kraus [›Karl Kraus und die Sprache‹, Wien: Lanyi 1918; ›Karl Kraus und sein Werk‹, Wien: Lanyi 1920, ²1933], mit denen sich auch Ferdinand Ebner auseinandergesetzt hat.

AN DEN HERAUSGEBER DES SALZBURG-JAHRBUCHES

In: ›Das Salzburg-Jahrbuch 1963/64‹, hrsg. von Max Kaindl-Hönig, Salzburg: Festungsverlag 1964, S. 23–27.

¹ Das war Robert Müller, ein alter ›Brenner‹-Mitarbeiter. Siehe: Vorbemerkung zu ›Georg Trakl‹, S. 326 ff.

² Erhard Buschbeck, ein Jugendfreund Georg Trakls, schrieb 1925 für L. v. F. einige Reminiszenzen nieder, die in dem Band ›Erinnerungen an Georg Trakl‹, a. a. O., S. 139–141, abgedruckt sind. Buschbeck war von 1918 bis zu seinem Tod, zuletzt als Chefdramaturg, am Wiener Burgtheater tätig. Er besorgte unter dem Titel ›Aus goldenem Kelch‹ eine Ausgabe von Trakls Jugendlitungen [Salzburg: Otto Müller ⁷1966].

³ Erhard Buschbeck, ›Mimus Austriacus. Aus dem nachgelassenen Werk‹, hrsg. von Lotte von Tobisch. Salzburg-Stuttgart 1962.

⁴ In: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 170–180.

⁵ ›Gegrüßt du einsamer Friedhof‹, aus: ›Die Heimkehr‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 178.

⁶ Aus: ›De profundis‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 63.

⁷ Aus: ›Psalm. Karl Kraus zugeeignet‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 57.

LOBREDE AUF EINE DICHTERIN: CHRISTINE LAVANT
Gesprochen am 9. November 1964 anlässlich der Überreichung des Georg-Trakl-Preises an Christine Lavant in Salzburg. Veröffentlicht in: ›Erinnerungspost. Ludwig von Ficker zum 13. April 1965 zugestellt‹. Salzburg: Otto Müller 1965.

Christine Lavant [Ps. für Christine Habernig], geboren 1915 zu Groß-Edling bei St. Stefan im Lavanttal, Kärnten, Verfasserin mehrerer Lyrik- und Erzählungsbände, war von L. v. F. für den Trakl-Preis 1964 vorgeschlagen worden.

¹ Aus: ›Jahr‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 164.

² Aus: ›Klage‹, in: Georg Trakl, ›Die Dichtungen‹, a. a. O., S. 192.

³ ›Die Bettlerschale‹ [Gedichte], Salzburg: Otto Müller 1956, ›Spindel im Mond‹ [Gedichte], Salzburg: Otto Müller 1959, ›Pfauenschrei‹, Salzburg: Otto Müller 1962.

⁴ Siehe S. 349, Anmerkung 5.

BEILÄUFIGES ZU EBNERS BRIEFEN

Gesprochen als Schlußwort bei der Ebner-Gedenkfeier in der Österreichischen Gesellschaft für Literatur am 3. Dezember 1965 in Wien. Teilweise veröffentlicht in: ›Literatur und Kritik‹, Salzburg, Jg. 1, Nr. 1, April 1966, S. 5 f., und in: ›Nachrichten aus dem Kösel-Verlag‹, 2. Halbjahr 1965, Folge XXII, S. 8 f. Unser Abdruck folgt dem Vortragsmanuskript.

¹ Ferdinand Ebner, ›Schriften III. Briefe‹, hrsg. von Franz Seyr, München: Kösel 1965.

GRUSS NACH STAUF. EPILOG IN BRIEFFORM

Erschienen unter dem Titel: ›Zwischen Gestalten der Erinnerung. Ein Gruß nach Stauf‹, in: ›Die Freunde und der Freund. Joseph E. Drexel zum 70. Geburtstag‹. Nürnberg: Verlag Nürnberger Presse 1966.

¹ Ferdinand Ebner, ›Schriften‹, 3 Bde., hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1963–1965.

² Heinrich von Trott, geboren 1918, ist der Bruder Werner von Trotts, der in der letzten ›Brenner‹-Folge einen Beitrag veröffentlichte.

³ In einem Interview in: ›Die Welt‹, Hamburg, vom 26. November 1964.

REDE

Gesprochen bei der Verleihung des Ehrenzeichens für Wissenschaft und Kunst in Wien im Juni 1966. Unveröffentlicht.

BIBLIOGRAPHIE

- Adel, Kurt:* ›Der Brenner‹, in: ›Österreich in Geschichte und Literatur‹, Wien, Jg. 10, Folge 8 [S. 434–445]
- Alt, Wilhelm:* ›Ludwig Ficker‹, in: ›Wort in der Zeit‹, Graz, Jg. 3 [1957], Heft 11 [S. 1–8]
- Bapka, Walter:* ›Der Brenner‹, 1910–1915 – Geschichte seines Werdens«. Diss. phil. Innsbruck 1950
- Basil, Otto:* ›Georg Trakl in Selbstzeugnissen und Bild-dokumenten‹ [= rowohlts monographien 106], Reinbek: Rowohlt 1965
- Blessing, Eugen:* ›Theodor Haecker. Gestalt und Werk‹. Nürnberg: Glock und Lutz 1959
- ›Der Brenner‹. Leben und Fortleben einer Zeitschrift.«
In: ›Nachrichten aus dem Kösel-Verlag‹, München: Kösel 1965. [Enthält eine Bibliographie des ›Brenner‹ und das Verlagsverzeichnis des Brenner-Verlags.]
- Ebner, Ferdinand:* ›Schriften‹, 3 Bde., hrsg. von Franz Seyr. München: Kösel 1963–1965
- Fischer, Heinrich:* ›Der Brenner‹, in: ›Das Stichwort‹, Jg. 1928, Nr. 1
- : ›Was uns der ›Brenner‹ war«, in: ›Forum‹, Wien, VII. Jahr [1950], Heft 79/80 [S. 194 f.]
- Gabriel, Leo:* ›Wort und Sein. Eine Stellungnahme zum ›Brenner‹«. In: ›Die Furche‹, Wien, vom 24. Juni 1947
- Glück, Franz:* ›Der Kreis des ›Brenner‹«, in: ›Neue Schweizer Rundschau‹, XXII. Jg. von ›Wissen und Leben‹ 1929 [S. 542–549]
- ›Haecker, Theodor, 4. Juni 1879 bis 9. April 1945‹. Flugblatt des Kösel-Verlags München. Mit Biographie und Bibliographie. München: Kösel 1965
- Hänsel, Ludwig:* ›Eine Fackel christlichen Geistes. Jubiläum um den ›Brenner‹«, in: ›Die Warte. Blätter für Forschung, Kunst und Wissenschaft‹, Wien, vom 25. März 1950, Nr. 13
- : ›Begegnungen und Auseinandersetzungen mit Denkern und Dichtern der Neuzeit‹. Wien-München: Österreichischer Bundesverlag 1957

- Haller, Hans:** ›Carl Dallago. Sein Schrifttum als Tat zum Anschluß an das Gesetz‹. Diss. Innsbruck 1935
- : ›Der südtiroler Denker Carl Dallago‹. Sonderdruck aus den Veröffentlichungen des Museums Ferdinandeum 16 [1936]. Innsbruck 1938
- Heer, Friedrich:** ›Der letzte ›Brenner‹‹, in: ›Die österreichische Furche‹, Wien, Nr. 35/1955
- : ›Humanitas Austriaca‹, in: ›Spectrum Austriae‹, hrsg. von Otto Schulmeister, Wien: Herder 1957 [S. 478–522]
- Jone, Hildegard** [Hrsg.]: ›Für Ferdinand Ebner. Stimmen der Freunde‹. Regensburg: Pustet 1935
- Kaindl-Hönig, Max:** ›Beispiel und Auftrag einer geistigen Erhebung. In Gedanken an das Fortleben Ludwig von Fickers‹, in: ›Salzburger Nachrichten‹, Salzburg, vom 25. März 1967
- Kirschl, Wilfried:** ›Max von Esterle als Kunstkritiker‹, in: ›Tiroler Tageszeitung‹, Innsbruck, vom 23. Oktober 1965
- Kraus, Karl:** [Über Theodor Haecker], in: ›Die Fackel‹, Jg. 1914, 10. Juni [S. 84–86]
- : Bibliographie der Veröffentlichungen von Karl Kraus: In: ›Nachrichten aus dem Kösel-Verlag‹. Sonderheft zum 90. Geburtstag von Karl Kraus. München: Kösel 1964
- Krenek, Ernst:** ›Fünfundzwanzig Jahre ›Der Brenner‹‹, in: ›Wiener Zeitung‹, Wien, vom 29. Juli 1936
- Leisgeb, Josef:** ›Drei Bildnisse‹ [darunter: Max von Esterle], in: ›Wort im Gebirge‹, Folge I, Innsbruck-Wien: Tyrolia 1949 [S. 14–20]
- : ›Die Trakl-Welt. Zum Sprachbestand der Dichtungen Georg Trakls‹, in: ›Wort im Gebirge‹, Folge III, Innsbruck-Wien: Tyrolia 1951 [S. 7–39]
- Methlagl, Walter:** ››Der Brenner‹ 1910–1954‹, in: ›Nachrichten aus dem Kösel-Verlag‹, Sonderheft: ››Der Brenner‹ – Leben und Fortleben einer Zeitschrift‹, München: Kösel 1965 [S. 1–7]
- : ››Der Brenner‹ – Weltanschauliche Wandlungen vor dem Ersten Weltkrieg‹. Phil. Diss. Innsbruck 1966 [mit einer Bibliographie des ›Brenner‹ und seiner Mitarbeiter]
- : ››Drei Vergessene aus dem ›Brenner‹-Kreis‹ [Ludwig

- Seifert, Viktor Bitterlich, Franz Janowitz], in: ›Die Furche‹, Wien, Nr. 52/53/1966
- : ›Sonnenfeuer am Brenner. Unveröffentlichte Briefe von Theodor Däubler‹, in: ›Die Furche‹, Wien, vom 25. März 1967
- Noack, Paul: ›Ludwig Ficker und der ›Brenner‹‹, in: ›Der Monat‹, Berlin, Jg. 17, 1964, Nr. 194 [S. 38–47]
- Punt, Friedrich: ›Ludwig Fickers Lebenswerk‹, in: ›Wort im Gebirge‹, Folge III, Innsbruck-Wien: Tyrolia 1951 [S. 105]
- Röck, Karl: ›Zu Ludwig Fickers 50. Geburtstag. ›Der Brenner‹ in Nadlers Literaturgeschichte‹, in: ›Tiroler Anzeiger‹, Innsbruck, vom 12. April 1930
- Sapper, Theodor: ›Das große Rendezvous im Jahre 1913. Die Geistesstat des ›Brenner‹‹, in: ›Wort in der Zeit‹, Graz, Jg. 1965, Nr. 3 [S. 1–8]
- Seyr, Franz: ›Fährtenleger in Neuland des Geistes. Ein Gedenkblatt für Ludwig von Ficker und seine Zeitschrift ›Der Brenner‹‹, in: ›Die Presse‹, Wien, vom 25./26. März 1967
- : ›Zum Tod Ludwig von Fickers‹, in: ›Wort und Wahrheit‹, Wien, XXII. Jg., Heft 5, Mai 1967, S. 398–400
- Schick, Paul: ›Karl Kraus in Selbstzeugnissen und Bilddokumenten‹ [= rowohlts monographien 111]. Reinbek: Rowohlt 1965
- Schneditz, Wolfgang (Hrsg.): ›Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde‹. Salzburg: Pallasverlag 1951
- Szklenar, Hans: ›Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten auf Grund des Nachlasses von Karl Röck‹, in: ›Euphorion‹, Heidelberg, Bd. 60/1966 [S. 222–262]
- Thieme, Karl: ››Öffentlich Geheimnis‹. Ein Wort zum letzten ›Brenner‹‹, in: ›Universitas‹, Folge 42, vom 13. Dezember 1934 [S. 7]
- Tobisch, Lotte von: ››Der Brenner‹. Paß und Feuer. Ludwig von Ficker zum 85. Geburtstag‹, in: ›Die Furche‹, Wien, Nr. 16/1965
- Zangerle, Ignaz: ›Die Wahrheit des Herzens‹, in: ›Neu-

- land«, Wien, Jg. 10, 1933 [S. 129–136]
- : »Der Brenner«, in: »Wiener Zeitung«, Wien, vom 29. März 1936
 - : »Heimgang und Vermächtnis des »Brenner««, in: »Wort im Gebirge«, Folge VI, Innsbruck-Wien-München: Tyrolia 1954 [S. 7–12]
 - [Hrsg.]: »Zeit und Stunde. Ludwig von Ficker zum 75. Geburtstag gewidmet«. Salzburg: Otto Müller 1955
 - : »Die Geistesgegenwart des »Brenner««, in: »Rheinischer Merkur«, Köln, vom 23. April 1965, Nr. 17 [S. 13]

PERSONENREGISTER

- Auden, Wystan Hugh 311
- Bachgartner, Hans 34
- Bachmann, Ingeborg 219
- Barth, Emil 229
- Bayerthal, Ernst 116
- Berger, Karl 34
- Bitterlich, Viktor 34
- Bloy, Léon 124
- Blumenthal, Oskar 14
- Braun, Felix 312
- Brentano, Clemens 251
- Brunner, Emil 172
- Buber, Martin 307
- Buschbeck, Erhard 284 ff.
- Cranston, Maurice 219
- Dallago, Carl 53, 59-70,
185-198, 249, 272
- Dehmel, Richard 186
- Dollfuß, Engelbert 132 f.
- Dostojewskij, Fedor 31, 36,
202
- Drexel, Joseph E. 303-311
- Ebner, Ferdinand 170-181,
190, 219, 263, 272, 274,
298-302, 306-311, 339 bis
342
- Eichendorff, Joseph 251
- Esterle, Max von 159-163
- Falkenberg, Hans-Geert 236
- Franziskus v. Assisi 21
- Frege, Gottlob 203
- Froeschels, Emil 275
- Ginsberg, Ernst 239
- Goethe, Johann Wolfgang
15, 251
- Goya, Francisco de 16 f.
- Gredler, Vinzenz Maria 21 f.
- Günther, Johann Christian
87-90
- Haecker, Theodor 44, 53,
58, 156 ff., 190, 272, 306
- Hänsel, Ludwig 219
- Heidegger, Martin 173, 215,
272, 274, 348 f.
- Heinrich, Karl B. 237, 245
- Hogarth, William 16
- Hölderlin, Friedrich 148
- Horwitz, Kurt 239
- Humplik, Josef 116
- Janowitz, Franz 76-79
- Jaspers, Karl 173, 274
- Jone, Hildegard 116, 177
- Kaindl-Hönig, Max 282 ff.
- Kestranek, Hans 164 f.
- Keyserling, Hermann Graf
213, 250
- Kierkegaard, Sören 35, 37,
45, 157, 190, 199, 271
- Killy, Walther 271
- Klopstock, Friedrich Gott-
lieb 251
- Knapp, Ernst 70 [Anm. 4]
- Koch, Hermann 34
- Kraus, Karl 9-12, 13-20,
23-30, 37, 39-44, 45-52,

- 77, 119 ff., 123-127, 137,
201, 328 ff., 336
- Laotse 35
- Lasker-Schüler, Else 27, 166
bis 169, 236, 240 f.
- Lavant, Christine 290-297
- Lechleitner, Erich 112
- Leitgeb, Josef 182-184, 199,
249-255, 272
- Lichtenberg, Georg Chri-
stoph 14 ff.
- Liegler, Leopold 280, 297
- Loos, Adolf 105-110, 203 f.,
245
- Lubbe, van der 122
- Marcel, Gabriel 298
- Meyknecht, Werner 116 bis
122
- Moore, G. E. 218
- Mora, José Ferrater 219,
221
- Müller, Robert 283
- Newman, John Henry 58,
157, 190
- Nietzsche, Friedrich 186
- Österreicher, Johannes 128
bis 141
- Ostwald, Wilhelm von 214
- Pater, Friedrich 117
- Quartner, Isidor 34
- Räuscher, Josef 174 ff.
- Rauterberg, Minna von
[Trakl] 242 ff.
- Rilke, Rainer Maria 96,
199 ff., 203, 206 f., 211 ff.
- Röck, Karl 80, 256-260
- Roth, Mathias 33, 100 f.
- Russell, Bertrand 202, 208,
214, 218
- Sailer, Daniel 261-266, 273
bis 280
- Santer, Anton 34, 272, 274
- Saphir, Moritz 14
- Schlick, Moritz 217
- Schlier, Paula 272
- Schnednitz, Wolfgang 222
bis 255
- Schnegg, Alfons 111-115
- Seebach, Hans 235
- Segantini, Giovanni 186
- Seifert, Ludwig 34
- Shakespeare, William 20
- Steinbüchel, Theodor 172
- Swift, Jonathan 14
- Szklenar, Hans 271
- Talleyrand, Charles Maurice
de 14
- Thompson, Francis 157
- Tobisch, Lotte von 286
- Tolstoi, Leo 208
- Trakl, Georg 31 ff., 34, 38,
41, 71-75, 80-101, 102 bis
104, 116-127, 168, 180,
182 f., 189, 199, 203-207,
222-255, 259, 271 f., 274,
279, 282-289, 290-293,
296 f., 305-308, 327 f.

Tragl, Grete [Langen] 117 ff.	Wasmuth, Ewald 219
Trott, Heinrich von 309	Whitman, Walt 186
Veillich, Josef 110	Wittgenstein, Ludwig 96 ff., 199-221, 272
Vergil 157	Zellermayer, Robert 34
Verlaine, Paul 122	Zweig, Stefan 27 ff., 325 f.

Quellenachweis

Für die freundliche Genehmigung zur Aufnahme bereits veröffentlichter Texte haben wir folgenden Verlagen zu danken: ›An den Herausgeber des Salzburg-Jahrbuchs‹: Festungsverlag, Salzburg. – ›Der Abschied‹; ›Nachruf am Grabe‹; ›Aus einem Brief an Werner Meyknecht‹; ›Brief an Johannes Oesterreicher‹; ›Lobrede auf eine Dichterin‹; ›Beiläufiges zu Ebners Briefen‹: Otto Müller-Verlag, Salzburg. – ›Nachruf am Grab von Karl Röck‹; ›Nachruf am offenen Grabe Daniel Sailers‹: Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck.

Bildnachweis

Porträtzeichnung Ludwig von Fickers von Max Weiler [1956]. – Handschriftenprobe Ludwig von Fickers aus dem Jahre 1964. – Für die Überlassung der Reproduktionsvorlagen danken wir Frau Birgit von Schowingen, Baden-Baden, und dem Brenner-Archiv an der Universität Innsbruck.